

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

013798 /
II / 1878
6

Verzeichnis
der
Veröffentlichungen
in der
Zeitschrift
—
Jahrgang
1878.
Band 1



106



Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der
hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1878.

Neunter Band.

Stuttgart.
Verlag von Hermann Schönelin.

013798



II
—

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Verschwunden. Roman von Ewald August König. (Fortsetzung)	5
Vor dem Sturme. Novelle von Franz Eugen . . .	81
Zwei Silhouetten am Hofe Karls X. Von Aug. Scheibe	197
Der Mann für Alles. Zur Charakteristik des Lon- doner Verkehrsleben. Von H. Thüringer . . .	213
Der Bernstein. Kulturhistorisch-naturwissenschaftliche Skizze von Dr. W. Heß	224
Ein fürstlicher Bauer. Aus der russischen Gesell- schaft. Von G. Schweizer-Rosen	236
Das erste Wiener Kaffeehaus. Eine geschichtliche Erinnerung. Von Hugo Zeitmann	242
Mannigfaltiges:	
Ein Schlachthaus in Kansas	247
Das Gericht der Wölfe	248
Der Bartstreit in Rußland	249
Wie Schauspieler sich in den Geist ihrer Rolle ver- setzen	251
Die Diebsprache	251
Königlicher Wein	253
Das Scharlachrennen	253
Künstliche Vanille	255
Von Nasr-eddin, dem türkischen Eulenspiegel . . .	256

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1910

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

1910

The University of Chicago is a private research university in Chicago, Illinois. It was founded in 1837 as the first American university to be organized on the German model. The university is known for its research and academic excellence. It has a long history of producing world-class scholars and leaders in various fields. The university's commitment to research and education has made it a leading institution in the United States and around the world.

Verschwunden.

Roman

von

Gwald August König.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Das Atelier Berninger's war einfach, aber geschmackvoll eingerichtet. Der Maler stand vor der Staffelei und betrachtete sinnend das halb vollendete Bild, auf dem nur noch die belebende Staffage fehlte.

Er erhob sich und kam mit sichtbaren Zeichen der Ueerraschung der Comtesse entgegen, und als Hermine jetzt dem hohen, schlanken Mann gegenüber stand, glitt doch ein Zug von Befangenheit über ihr leicht erglühendes Antlitz.

„Da wir einander schon in der Ausstellung begegnet sind, so ist es wohl unnöthig, daß ich mich Ihnen vorstelle,“ sagte sie; „ich bin die Dame, die Unterricht zu nehmen wünscht.“

„Sie, gnädiges Fräulein?“ fragte Wolfgang überrascht. „Wenn ich mich recht erinnere, wünschen Sie in der Aquarellmalerei sich weiter auszubilden.“

„So ist es,“ nickte Hermine, während der Major seine Blicke prüfend durch das Atelier schweifen ließ. „Darf ich mir erlauben, Ihnen meine bisherigen Arbeiten vorzulegen und Sie um Ihr Urtheil zu bitten?“

Wolfgang verbeugte sich leicht und rollte einen Sessel an den Tisch, aber Hermine lehnte den Sitz dankend ab, sie trat, nachdem sie ihm die Mappe überreicht hatte, vor die Staffelei und blieb hier in Anschauen versunken stehen.

Wolfgang prüfte den Inhalt der Mappe sorgsam, kein Zug in seinem Antlitz verrieth das Urtheil, welches er über die Arbeiten fällte; erst als er das letzte Blatt betrachtet hatte, glitt ein Lächeln der Befriedigung über seine Lippen.

„Ich werde mein Urtheil ohne Rückhalt aussprechen,“ sagte er, „und dies um so mehr, als ich keine Veranlassung habe, damit hinter dem Berge zu halten. Darf ich fragen, gnädiges Fräulein, ob Sie früher schon Unterricht in der Malerei gehabt haben?“

„Nur im Zeichnen,“ erwiderte Hermine, und die schönen Augen blickten ihn erwartungsvoll, aber ohne Bangen an. „Man hat mir damals gesagt, ich habe Talent, indesß kann dies eine Schmeichelei meines Lehrers gewesen sein —“

„Durchaus nicht, Comtesse, ich unterschreibe dieses Zeugniß Ihres Lehrers ohne Zögern, Sie besitzen ein reichbegabtes Talent. Vorzüglich dieses Blumenstück ist in jeder Beziehung ein kleines Meisterwerk, es würde der Kunstausstellung zur Zierde gereichen.“

„Schwerenoth, das ist doch wohl zu viel behauptet!“ sagte der Major.

„Wenn Sie die Probe machen wollen, so werde ich dafür sorgen, daß dieses reizende Bildchen einen vortheilhaften Platz im Saale der Ausstellung findet.“

„Schmeicheln Sie mir wirklich nicht?“ fragte Hermine, über und über erglühend. „Sie ahnen nicht, welche Hoffnungen sich für mich an Ihr Urtheil knüpfen, und dieser Hoffnungen wegen möchte ich Sie bitten, mir die volle Wahrheit zu sagen.“

„Ich habe sie Ihnen gesagt, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Wolfgang in einem Tone, der keinen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit aufkommen ließ; „glauben Sie mir, wenn ich etwas an diesem Bilde zu tadeln fände, würde ich es sicher thun, denn es gibt keine größere Gefahr für den Anfänger, als die der Selbstüberschätzung.“

„Und wie urtheilen Sie über die anderen Blätter?“

„Sie zeigen dasselbe schöne Talent, aber mit Ausnahme dieser kleinen Landschaft sind sie flüchtiger gearbeitet. Ich würde Ihnen überhaupt nur zu Frucht- und Blumenstücken rathe, wenigstens für die erste Zeit, bis Sie in der Technik die volle Sicherheit erlangt haben. Wollen Sie dann zur Delmalerei übergehen, so werden Sie nur sehr geringe Schwierigkeiten zu überwinden haben.“

Hermine blickte mit freudig leuchtenden Augen den Major an; aber der alte Herr zuckte die Achseln, als ob er sagen wolle, sie wisse ja, daß er nichts davon verstehe, da könne also sein Rath nicht in die Wagschale fallen.

„Ich danke Ihnen,“ wandte sie sich wieder zu dem Maler, der verwirrt die Augen niederschlug, als ihr Blick ihn so plötzlich traf; „darf ich Sie nun bitten, den Unterricht zu übernehmen?“

„Ich bin mit Vergnügen dazu bereit.“

„Und das Honorar?“

„Bitte, ich möchte gerne so Manches gut machen, was mein unglücklicher Vater —“

„Davon kann keine Rede sein, Herr Berninger!“ unterbrach der Major ihn barsch; „es wäre eine Beleidigung für diese Dame, wenn Sie ihr den Unterricht gratis anbieten wollten. Was Ihr Vater verbrochen hat, kümmert uns jetzt nicht, Graf Starenfels mag das mit ihm persönlich ausmachen, Sie haben keine Verpflichtung, dafür einzustehen.“

Dem jungen Manne war das Blut in die Wangen gestiegen, Hermine hatte es bemerkt und scheinbar absichtslos sich ihm genähert.

„Hören Sie nicht auf ihn,“ flüsterte sie, „er meint es nicht so schlimm, wie es den Anschein hat.“

„Es konnte nicht in meiner Absicht liegen, das gnädige Fräulein zu verletzen,“ erwiderte Wolfgang mit erzwungener Ruhe, „es lag also auch keine Veranlassung vor, mein Anerbieten so schroff zurückzuweisen. Wann wünschen Sie, Comtesse, daß der Unterricht beginne?“

„Ich stelle das Ihnen anheim,“ sagte Hermine, die dem alten Freunde einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen hatte; „ich kann über meine Zeit verfügen.“

„Also morgen, wenn es Ihnen genehm ist!“

„Ich kann Ihnen nur dankbar dafür sein, daß Sie meinen Wunsch so bald schon erfüllen wollen.“

„Wünschen Sie, daß ich zu Ihnen komme?“

„Jawohl,“ sagte der Major, ohne den zürnenden Blick Herminens zu beachten, „es würde unnützes Gerede geben, wenn die Dame so oft hieher käme; ich hoffe, Sie werden mir darin beipflichten.“

„So werde ich mir denn die Ehre geben, morgen Vormittag um elf Uhr Ihnen meine Aufwartung zu machen,“ erwiderte Wolfgang mit einer Verbeugung, und die Blicke der Beiden begegneten sich noch einmal. „Bitte, gestatten Sie mir, daß ich die Mappe morgen Ihnen überbringe.“

Hermine war zu verwirrt, um auf diese Bitte eine Antwort zu geben, sie konnte nur bejahend nicken; im nächsten Augenblick hatte sie mit dem Major das Atelier verlassen.

Wolfgang sank in den Sessel und stützte das Haupt auf den Arm, ein wehmüthiger Zug umzuckte seine Lippen.

„Sie ahnen nicht, welche Hoffnungen sich für mich an Ihr Urtheil knüpfen!“ wiederholte er leise. „Wie sollte ich es nicht ahnen! Verarmt durch die Schuld meines Vaters, sieht dieses herrliche Geschöpf sich gezwungen, durch seiner Hände Arbeit für seine Existenz zu sorgen, den schweren Kampf um das Dasein mit den unerbittlichen Mächten des Geschickes aufzunehmen! Kann ich diesen Kampf ihr erleichtern? Ich werde Alles anbieten, was ich vermag, trotz dieses Brummbärs, der mich jedenfalls mit Argusaugen überwachen wird.“

Er sprang von seinem Sitz empor und schritt ein paar-mal auf und ab, dann blieb er vor der Staffelei stehen.

„Wird auch sie so lange hoffen und harren müssen?“ fragte er. „Wer kann es wissen! Die Kunst geht nach Brod, und nicht das Talent, sondern das Glück entscheidet.“

Er wanderte langsam auf und nieder, seine hohe Stirne umwölkte sich mehr und mehr und der bittere Zug, der seine Lippen umzuckte, trat immer schärfer hervor.

„Sei es!“ sagte er endlich, indem er stehen blieb, und

hell leuchtete es in seinen Augen auf. „Ein glänzendes Ziel ist plötzlich vor mir aufgestiegen, ich will meine volle Kraft daran setzen, um es zu erreichen, vielleicht fühne ich dadurch einen großen Theil der schweren Schuld, die auf dem Andenken meines theuren Vaters ruht.“

Er strich das lockige Haar aus der Stirne zurück und nahm seinen Hut, dann eilte er hinaus, es wurde ihm zu eng in dem kleinen Raume, er wollte draußen in das Chaos seiner Gedanken Ordnung und Klarheit zu bringen suchen.

15. Hendrik Foller.

Etwas eine halbe Stunde von der großen Stadt entfernt lag auf dem jenseitigen Ufer des Flusses ein ziemlich dichtes Weidengebüsch, und in diesem Gebüsch stand ein kleines, aus Balken und Brettern roh zusammengezimmertes und mit Theer angestrichenes Haus.

Der Mann, der mit seiner alten Frau dies Haus bewohnte, hieß Hendrik Foller, eine wetterharte, knochige Gestalt, der man es auf den ersten Blick ansah, daß rauhe Arbeit und schwere Schicksalsschläge sie gestählt hatten.

Hendrik Foller war noch zu Lebzeiten seiner Eltern als Schiffsjunge in die weite Welt hinausgezogen, und als er endlich wieder heimkehrte, waren seine Eltern und Geschwister gestorben und nur Wenige lebten noch, die sich seiner erinnern konnten.

Auf der Stelle, wo früher das Elternhaus gestanden hatte, das durch Sturm und Ueberschwemmung vernichtet worden war, stand jetzt die Bretterhütte, und in ihr wohnte die kinderlose Wittve seines Bruders, die über seine

unerwartete Rückkehr nichts weniger als Freude äußerte und anfangs hartnäckig sich weigerte, ihn als ihren Schwager anzuerkennen.

Hendrik Foller machte kurzen Prozeß, er war nicht gewohnt, viele Worte zu machen, nachdem er sich über alle Verhältnisse eingehend unterrichtet hatte, fragte er in seiner derben, kurz angebundenen Weise die Wittve, ob sie das Haus räumen oder seine Frau werden wolle?

Für die Frau gab es keine Wahl, und Hendrik Foller gewann durch die Heirath eine Haushälterin, die mit Allem zufrieden sein mußte und keine Ansprüche machen durfte.

Und wie es stets zu geschehen pflegt, wenn ein Verschollener, längst Vergessener aus der Ferne heimkehrt, so glaubte man auch hier, Hendrik Foller müsse Schätze mitgebracht, mindestens ein namhaftes Vermögen sich erworben haben.

Dem war nun nicht so, Hendrik Foller hatte sich allerdings in allen Welttheilen umhergetrieben und manches Abenteuer erlebt, aber er war so arm geblieben, wie er derzeit fortzog.

Was er zum Unterhalt für sich und seine Frau bedurfte, verdiente er mit leichter Mühe; er übernahm die Aufsicht auf den Badeplätzen, fuhr in seinem Kahn die, welche Vergnügen daran fanden, spazieren, leistete den Fischern Dienste und flocht im Winter Körbe, wozu ihm die Weiden genügendes Material lieferten.

Er hätte sich wieder als Matrose verdingen können, aber das wollte er nicht, er hatte lange genug unter fremdem Joch gestanden, jetzt wollte er sein eigener Herr sein.

Ueber seine früheren Erlebnisse sprach er selten, er war überhaupt wortkarg und neugierige Fragen liebte er nicht, ja, er wurde grob, wenn man versuchte, in seine Vergangenheit einzudringen. Es mußten da dunkle Punkte sein, die Niemand erfahren sollte, und wenn man ihm tief in die mißtrauisch lauernden Augen blickte, so konnte man sich der Vermuthung nicht erwehren, daß er ein schuldbeladenes Gewissen haben müsse.

Indeß was kümmerte Andere die Vergangenheit dieses Mannes! Die Neugierigen waren durch Grobheit zurückgeschreckt worden, sie wagten keine Frage mehr, und die Uebrigen gingen dem alten Manne gern aus dem Wege.

Mit seiner Frau lebte er, soweit man dies beobachten konnte, in Frieden, die Beiden gingen kalt an einander vorbei und erfüllten die ihnen obliegenden Pflichten; dabei war Hendrik Foller ein mäßiger Mann, der selten ein Wirthshaus besuchte, und auch zu Hause, trotzdem er die Spirituosen liebte, niemals einen Rausch sich antrank.

Am Abend dieses Tages stand Hendrik Foller mit ver-schränkten Armen und in tiefes Nachdenken versunken am Fenster seines engen, niedrigen Zimmers und blickte schweigend hinaus auf die Weiden, die der warme Südwestwind niederbeugte.

Die alte Frau saß im Hintergrunde des Zimmers und besserte die zerrissenen Maschen eines Netzes aus, und von Zeit zu Zeit streifte ihr Blick forschend das braune, wetterharte Gesicht ihres Mannes.

„Es wird regnen diese Nacht,“ brach sie endlich das Schweigen.

Hendrik Foller juckte verächtlich die Achseln.

„Der Fluß wird nicht wachsen deshalb,“ erwiderte er lakonisch.

„Aber die Leute werden morgen nicht baden!“

„Was kümmert's Dich!“

„Der Sommer ist bald vorbei, Hendrik!“

„Mir recht, die Weiden für den Winter sind schon geschnitten.“

„Aber bis dahin verdienen wir nichts mehr,“ sagte die Alte kopfschüttelnd; „fängt der Regen bei dem Wind an, hört er sobald nicht auf, und wenn's kühl wird, badet Niemand mehr.“

„Für das Geld werd' ich sorgen,“ erwiderte Hendrik mürrisch, „hast noch keine Noth gelitten, so lang wir verheirathet sind.“

„Ich beschwer' mich ja nicht!“

„Hast auch keine Ursache dazu! Hättest auch den Rock liegen sollen lassen, wo er lag, es wär' besser gewesen.“

„Besser? Weshalb?“ fragte die Frau ärgerlich. „Wenn ein Anderer ihn gefunden hätte —“

„Wär' er wahrscheinlich nicht damit zum Pfandleiher gegangen, verstanden? Es kann eine böse Sache werden, die Polizei sucht die Frau.“

„Mich wird sie nicht finden!“

„Wenn sie in's richtige Fahrwasser kommt, hat sie Dich.“

„Na, und was dann?“ erwiderte sie trotzig. „Der Rock lag im Wasser und ich hab' ihn herausgeholt, und als er trocken war, hab' ich ihn versehen, weil wir Geld nöthig hatten. Ist das denn so schlimm? Verkauft hab'

ich ihn nicht, jeden Tag kann ich ihn wieder holen, wenn der Eigenthümer sich meldet.“

Ein heiferes Lachen war die Antwort Hendriks.

„Glaubst selbst nicht an das, was Du sagst,“ versetzte er; „was man nicht sein nennt, darf man nicht versehen.“

„Ach was, mich finden sie nicht, es war dunkel und der alte Bucherer hat mich kaum angesehen.“

„Wenn sie Dich finden, ich will nichts damit zu thun haben!“ erwiderte Hendrik barsch; „sieh zu, wie Du Dich herauswindest, ich weiß von der ganzen Geschichte nichts.“

„Einsperren werden sie mich doch nicht?“ fragte die Alte erschreckt. „Gestohlen hab' ich nicht —“

„Hättest mich damals um Rath fragen sollen!“

„Ja, wenn Du dagewesen wärest! Du bist früh am Morgen mit dem Kahn fortgefahren und erst in der anderen Nacht heimgekommen —“

„Konntest ja warten, bis ich heimkam! Als ich anderen Tags die Geschichte erfuhr, war's zu spät, in der ganzen Stadt sprach man schon davon, daß die Leiche des reichen Berninger beraubt worden sei. Der Kock lag schon auf der Polizei und die Frau, die ihn versehen hatte, wurde überall gesucht.“

„Herr meines Lebens, ich hab' ja keine Leiche gesehen!“ rief die alte Frau entsetzt. „Wie kann man nur so boßhaft lügen und ehrliche Leute verleunden!“

„Kinderspiel!“ spottete Hendrik. „Daß der Kock Berninger's Eigenthum war, ist bewiesen, und da meint man, wo der Kock gefunden worden sei, müsse auch der Mann gelegen haben.“

„Das ist eine Lüge!“

„Willst Du es den Leuten sagen?“

„Wenn es sein muß —“

„Dummheit! Sie glauben Dir nicht und beweisen kannst Du's nicht.“

„Dann sollen sie mir beweisen, was sie behaupten!“

Hendrik Foller zuckte wieder die Achseln und schob ein Stückchen Kautabak in den breiten Mund.

„Wenn wir die Leiche fänden, wär' uns geholfen,“ fuhr die Frau nach einer Weile fort, „wir bekämen das viele Geld —“

„Denk' nicht mehr d'ran,“ fiel Hendrik ihr in's Wort, „hier kommt sie nicht an's Land und das Suchen hilft nichts. Liegt irgendwo vor Anker, bis sie wieder flott wird, uns kann's gleichgiltig sein, wir haben nichts davon.“

Damit ging er hinaus, er warf draußen einen prüfenden Blick zu den Wolken hinauf, dann schlug er den Weg zur Stadt ein.

Es war ein einsamer Weg, der durch die Weiden am Flusse entlang führte, um so einsamer heute, weil Wind und Wetter nicht zum Baden einluden.

Nur einige Knaben tummelten sich in den schmutziggelben Wellen umher. Hendrik Foller schien nicht in der Stimmung zu sein, ihnen das Vergnügen zu gönnen, mit groben Scheltworten zwang er sie, das Wasser zu verlassen; er blieb bei ihnen stehen, bis sie sich angekleidet hatten und fortgegangen waren.

Es war bereits dunkel, als er die Stadt erreichte; in den Straßen wurden die Gaslaternen angezündet und hastig

eilten die Menschen an einander vorbei, um vor dem drohenden Regen noch unter ein schützendes Dach zu kommen.

Der alte Matrose beeilte seine Schritte nicht, er wanderte langsam weiter und trat endlich in das Haus des Hausfireds Thomas Ball.

Der alte Mann blickte befremdet den Eintretenden an, der die Thüre hinter sich zuschloß und ohne Weiteres dem Hausfired gegenüber Platz nahm.

„Kennt Ihr mich, Mann?“ fragte Hendrik Foller.

Thomas Ball nickte bejahend.

„Wer sollte Euch nicht kennen?“ erwiderte er in geringschätzendem Tone. „Was wollt Ihr von mir?“

„Ihr werdet's sogleich erfahren. Erinnert Ihr Euch noch der Nacht, in der Klemens Berninger sich das Leben nahm?“

Der Hausfired erhob trozig das Haupt, aber als er dem glühenden Blick Hendriks begegnete, schlug er die Augen nieder.

„Was soll das?“ fragte er. „Ich hab' den Mann nicht gekannt —“

„Ich frage Euch, ob Ihr Euch jener Nacht noch erinnert,“ unterbrach der Matrose ihn in schärferem Tone. „Wo waret Ihr am Morgen nach dieser Nacht?“

„Was kümmert's Euch!“ fuhr der alte Mann auf. „Hab' ich Euch Rechenenschaft zu geben von dem, was ich thue und lasse? Kümmert Euch um Eure eigenen Angelegenheiten, dann habt Ihr genug zu thun.“

Hendrik Foller verzog das Gesicht zu einem höhnischen Grinsen.

„Kann's mir denken, daß es Euch nicht recht ist, wenn Andere sich um Euren Kurs kümmern,“ sagte er. „Ihr seid oft im verbotenen Fahrwasser —“

„Wollt Ihr mich beschimpfen und beleidigen in meinem eigenen Hause?“ rief der Hausfurer, dem trotz der Wuth, die aus seinen Augen blitzte, die helle Angst in jedem Zuge des Gesichts geschrieben stand. „Wer hat Euch zum Aufpasser über mich gestellt?“

„Ruhig, Mann, wir können's ohne Grobheiten abmachen, wollt Ihr aber meine Grobheit kennen lernen, dann —“

„Hab' kein Verlangen danach! Noch einmal, was wollt Ihr von mir?“

„An dem Morgen nach jener Nacht waret Ihr in den Weiden vor meinem Hause. Wollt Ihr's leugnen?“

„Ja.“

„Nützt Euch nichts; wenn ich vor's Gericht gehe, werdet Ihr geholt und dann seid Ihr verloren. Ihr habt ein gebrechliches Fahrzeug, Mann, wenn Ihr damit auf eine Sandbank gerathet, bricht's auseinander.“

Der Hausfurer hatte die Brauen hoch hinaufgezogen, sein Blick ruhte stier auf dem Matrosen, der den alten zerknitterten Hut in den Nacken schob und ein heiseres, triumphirendes Lachen ausstieß.

„Kommt Ihr aus dem Tollhause oder wollt Ihr hinein gebracht werden?“ fragte er, die beiden Fäuste auf den Tisch stemmend und sich halb emporrichtend. „Es ist ja verrücktes Zeug, was Ihr da schwätzt!“

„Um, darüber den' ich anders! Also an dem Morgen



waret Ihr in den Weiden, Ihr kamet aus der Stadt und wolltet über Land, gedachtet wohl die Bauern zu betrügen, weil Ihr so früh aufgestanden waret. In dem Gebüsch habt Ihr Euch nicht lang aufgehalten, und als Ihr herauskamet, hattet Ihr Euren Handel vergessen, Ihr ginget in die Stadt zurück. Daß ich Euch beobachtete, wußtet Ihr natürlich nicht und ich hab' bis heute gewartet, ehe ich es Euch sagte, weil ich vorher wissen wollte, wie die Geschichte ablief."

Der Hausfurer hatte seine Fassung wiedergefunden, das eckige Haupt auf den Arm gestützt, blickte er den Matrosen an, als ob er seine geheimsten Gedanken erforschen wolle.

"Und wenn das Alles wahr wäre, was wollt Ihr daraus machen?" erwiderte er. "Wenn ich auf halbem Wege umkehre, wen kümmert es? Läuft mir am Morgen ein altes Weib über den Weg, so gehe ich wieder heim, wer will's mir verbieten?"

"Niemand," sagte Hendrik Foller. "Aber in den Weiden war kein altes Weib!"

"Was wißt Ihr davon?"

"Mehr als Ihr zu glauben scheint. Ich weiß, wer in dem Gebüsch lag."

Thomas Ball fuhr von seinem Sitz empor, aber der Matrose legte die breite Hand auf seinen Arm und drückte ihn zurück.

"Ihr wißt nichts, Ihr könnt nichts wissen!" rief er. "Wenn Ihr glaubt, mich in Angst jagen und Geld von mir erpressen zu können, dann seid Ihr im Irrthum, ich —"

„Still!“ unterbrach Hendrik ihn. „Ich ziehe den Anker nicht eher auf, bis ich weiß, wohin ich den Kurs nehmen will, und bin ich einmal im rechten Fahrwasser, dann bleibe ich auch drin.“

„Ihr wäret besser geblieben, wo Ihr waret, hier hat Euch Niemand vermisst,“ brummte der Hausfixer, der vor Wuth zitterte.

„Ihr freilich nicht, aber ich würd' Euch auch nicht in den Weg gekommen sein, wenn Ihr nicht selbst mir hineingelaufen wäret. Na, für Euch ist die Geschichte bis jetzt gut abgelaufen, und wenn ich Euch nicht verrathe, dann wird kein Hahn mehr danach krähen. Wie viel zahlt Ihr mir für mein Schweigen?“

Dem alten Manne standen die hellen Schweißtropfen auf der Stirne, die Angst, die er vergeblich zu verbergen suchte, verzerrte sein häßliches Gesicht und machte es noch widerwärtiger.

„Keinen Pfennig gebe ich Euch!“ sagte er heiser. „Was wollt Ihr von mir? Ich bin ein armer Mann, der selbst nichts hat. Und womit wollt Ihr mir drohen? Ihr mögt mancherlei vermuthen und irgend eine Geschichte erfunden haben, aber mich jagt Ihr damit nicht in Angst, ich bin kein Kind.“

„Also nichts gebt Ihr?“ fragte der Matrose höhniisch.

„Nicht so viel, daß Ihr Euch ein Glas Brantwein dafür kaufen könntet.“

„Soll ich Euch einen Namen nennen?“

„Wozu? Ich will nichts weiter wissen!“

Hendrik Toller beugte sich über den Tisch hinüber und

flüsterte einige Worte, die einen furchtbaren Eindruck auf den alten Mann machten.

„Beweist das!“ sagte der Hausfurer nach einer Pause und Wuthblitze flammten aus seinen Augen.

„Ich kann's, wenn ich will!“

„Ihr könnt's nicht! Der Mann kommt nicht mehr zurück, um gegen mich zu zeugen, und einen anderen Zeugen habt Ihr nicht.“

„Der Richter wird mir glauben.“

„Wenn er jedem Lügner und Verleumder glauben wollte, wüßten ihm die Prozesse über den Kopf.“

„Ihr denkt wohl nicht daran, daß der Beweis in Eurem Hause gefunden werden könnte?“

„Nein, denn es ist nicht möglich.“

„Wirklich nicht?“ spottete Hendrik. „Wenn ich sage, was ich gesehen habe, dann wird's einen gewaltigen Sturm geben, und das Erste, was geschieht, ist, daß Ihr verhaftet werdet. Jetzt befindet Euch, Mann, von hier bis zum Richter ist kein weiter Weg, und wenn ich die Geschichte angezeigt habe, dann kann sie nicht mehr zurückgenommen werden.“

Der Hausfurer knirschte mit den Zähnen, in jedem Zuge seines Gesichtes drückte sich der Wunsch aus, den Gegner zu erwürgen.

„Ich sage Euch noch einmal, es sind nur Vermuthungen,“ erwiderte er.

„Gut, aber Vermuthungen können ja auch ihren Werth haben, und der Richter wird schon wissen, was er damit anzufangen hat. Ich weiß ganz genau, wie die Dinge lie-

gen, es wär' also überflüssig, wenn Ihr mir blauen Dunst vormachen und mit Eurer Armut' Euch entschuldigen wolltet, der Hendrik Foller ist nicht so dumm, wie die Leute glauben. Ich bin vor Jahren 'mal ein vermög'nder Mann gewesen, und wär' ich damals eine Landratte geworden, dann hätte ich mein Geld heute noch. Es liegt im Meer, aber die Leute wissen noch immer nicht, ob ich wirklich ein armer Mann bin, oder ob ich was mitgebracht habe."

"Daß Ihr ein armer Teufel seid, weiß jezt jedes Kind," höhnte der Hausf'rer.

"Was liegt mir daran! Die Leute werden überrascht sein, wenn ich plö'glich die Taschen voll Geld habe, aber darum erfahren sie doch noch nicht, woher ich es habe. Deshalb könnt Ihr ohne Gefahr mit einigen tausend Thälern herausrücken, ich werd's nicht verrathen, daß Ihr mir das Geld gegeben habt."

"Ihr habt's also auf eine Erpressung abgesehen?"

"Ich zwing' Euch nicht, Mann! Entweder — oder! Wenn Ihr das Gericht wirklich nicht fürchtet, könnt Ihr's ja darauf ankommen lassen, mir wird's Spaß machen, wenn sie Euch —"

"Und was habt Ihr davon?" fiel der Hausf'rer ihm in's Wort. "Nur das Bewußtsein, einen ehrlichen Mann verleundet zu haben."

Hendrik lachte und schnitt von seinem Kautabak bedächt'g ein Stückchen ab.

"Umgekehrt wird ein Schuh d'raus," erwiderte er. "Man wird überall sagen, der Hendrik Foller sei ein braver Kerl, und das kann mir unter Umständen viel werth

sein. Ich hab' dann meine Pflicht gethan, und Niemand wird mir's übel nehmen, wenn ich stolz darauf bin. Jetzt entschließt Euch, Ihr habt Euren freien Willen, aber bedenkt wohl, was Ihr thut."

Thomas Ball preßte die Lippen auf einander, es wurde ihm furchtbar schwer, einen Entschluß zu fassen.

"So rasch geht das nicht," sagte er, "ich muß darüber nachdenken."

"Ihr wollt Zeit gewinnen, um Alles klar an Bord zu machen und die Anker zu lichten, wie?"

"Denkt Ihr, ich wolle mich aus dem Staube machen?"

"Man kann's nicht wissen!" spottete der Matrose achselzuckend. "Es wär' Grund genug vorhanden, und an der Heimath hängt Euer Herz wohl auch nicht."

"Dies Haus ist mein Eigenthum, und ich kann es mir nicht auf den Rücken schnallen."

"Die alte Baracke könnt Ihr ruhig im Stich lassen, Ihr habt ja genug!"

"Ihr wißt nichts davon, was ich habe!"

"Ich weiß aber, was Ihr in den Weiden gefunden habt, die Summe ist ja überall genannt worden. Wenn ich auch nicht in's Wirthshaus komme, erfahre ich doch Alles."

"Und Ihr habt mit Anderen schon darüber gesprochen?" fragte der Hausfurer lauernd.

"Nein."

"Mit keinem Menschen?"

"Wozu?"

"Na, um Euch rathen zu lassen!"

„Brauche von Anderen keinen Rath, richte mich nach dem eigenen Kompaß,“ brummte Hendrik.

„Auch mit Eurer Frau habt Ihr nicht geredet?“

„Es ist nie meine Sache gewesen, mit Weibern über ernste Dinge zu reden, ich weiß ja, daß sie nicht schweigen können. Meine Frau wäre die Letzte, die etwas davon erführe, wenn ich überhaupt die Geschichte an die große Glocke hängen wollte. Wie lange wollt Ihr Euch die Sache überlegen?“

„Acht Tage!“

„Das ist eine verheulene lange Zeit!“

„Ich muß sie haben, man bricht so etwas nicht über's Knie! Uebrigens weiß ich noch nicht, wie viel Ihr von mir fordert —“

„Fünftausend Thaler!“

„Das ist unverschämt!“ fuhr der alte Mann auf.

„Glaubt Ihr denn, ich habe das Geld in Haufen liegen?“

„Das ist mir gleichgiltig, nehmt's woher Ihr wollt, aber gebt es mir!“

„Holt die Antwort in acht Tagen.“

Hendrik Foller erhob sich und drückte den Hut fester auf den Kopf.

„In acht Tagen!“ wiederholte er. „Ich werde kommen, verlaßt Euch darauf. Und sorgt, daß ich Euch zu Hause treffe, sonst gehe ich sofort an's Gericht.“

„Spart die Drohungen!“

„Wenn Ihr sie nicht hören wollt, dann gebt mir das Geld!“

„Und wenn ich es Euch gebe, werdet Ihr dann schwei-

gen und mich in Ruhe lassen?" fragte der Hausfurer mit heiferer Stimme.

„Mein Wort hab' ich immer gehalten! Versucht nur nicht, mich zu betrügen und Euch heimlich aus dem Staube zu machen, ich habe scharfe Augen, und es könnte Euch schlimm bekommen. Ich werd's gewahr, wenn Ihr die Anker lichten wollt, absegeln lasse ich Euch nicht. Jetzt wißt Ihr, woran Ihr seid, Mann, legt nur das Geld bereit, damit wir die Geschichte rasch ordnen können.“

Er nickte dem alten Manne noch einmal zu, dann ging er hinaus, und als er draußen war, entfuhr den Lippen des Hausfurers ein Schrei der Wuth.

Hendrik Foller hörte ihn und lachte darüber, er wußte ja, oder vielmehr glaubte er es, daß diese Wuth ihm nicht gefährlich werden konnte.

Vielleicht würde er doch ernster darüber gedacht haben, wenn er in diesem Moment das Gesicht des alten Mannes beobachtet hätte. Sprach doch aus jedem Zuge dieses wuthverzerrten Gesichtes jener glühende, unersättliche Haß, den nur der Tod des Opfers sühnen kann!

Rastlos wanderte Thomas Ball mit großen Schritten auf und nieder, es war offenbar, daß er über Pläne brütete, durch die er den Gegner zu vernichten gedachte.

Er kannte den Matrosen schon seit jener Zeit, in der der Letztere so plötzlich heimgekehrt war; sein Weg hatte ihn oft an dem getheerten Hause vorbeigeführt, und mitunter war ihm die Gelegenheit geboten worden, einige Worte mit dem mürrischen Manne zu wechseln.

Seine Neugier war dabei freilich nicht befriedigt wor-

den, aber gerade dies hatte ihn veranlaßt, Erkundigungen über den wortkargen Grobian einzuziehen, die auch nur zu einem halben Resultat führten.

Was er erfahren hatte, war wenig, im Grunde genommen so gut wie nichts, aber man konnte daraus mit einiger Sicherheit entnehmen, daß Hendrik Foller gute Gründe haben mußte, seine Vergangenheit zu verheimlichen und neugierigen Fragen entschieden entgegen zu treten.

Wie aber sollte er es ermöglichen, sich darüber eine sichere Auskunft zu verschaffen?

Der Hausfurer fand auf diese Frage keine Antwort, nur Hendrik selbst konnte Aufschluß geben, und ihn dazu durch List oder durch Gewalt zu bewegen, war eine unlösbare Aufgabe.

Freunde besaß der Matrose nicht, und seiner Frau vertraute er seine Geheimnisse nicht an, nach dieser Seite hin war also auch nichts zu erreichen; Verrath brauchte Hendrik Foller nicht zu fürchten.

Und gesetzt nun, Thomas Ball erreichte durch Mühe und schwere Opfer sein Ziel, konnte er mit Sicherheit darauf rechnen, daß er wirklich ein Verbrechen entdecken werde, das ihm eine wirksame Waffe gegen diesen Mann in die Hände gab?

Reich war der Matrose durch dieses mutmaßliche Verbrechen nicht geworden, überdies konnte es längst verjährt sein, dann war wiederum alle Mühe umsonst.

Man mußte den gefährlichen Gegner auf einem anderen Wege unschädlich zu machen suchen, aber so viele Pläne auch in dem Hirn des alten Mannes aufstiegen, er fand

unten ihnen keinen, der ihm zur Ausführung geeignet schien und sichere Aussicht auf Erfolg bot.

Und nun wurde der Hausfrevler auch noch in seinem Nachdenken gestört durch den Eintritt der Wittve Walthers, die niemals seiner Zuneigung sich erfreut hatte.

Die Arme auf der Brust gekreuzt, blieb er in der Mitte des Zimmers stehen, und der Blick, mit dem er ihre Anrede erwartete, verrieth nichts weniger als Freundlichkeit und Wohlwollen.

„Sie haben heute Mittag meiner Mutter erklärt, wir müßten binnen acht Tagen die Wohnung räumen,“ begann Susanne, ihn ernst und voll anschauend, „ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß Sie zu dieser Forderung in keiner Weise berechtigt sind.“

„Nicht berechtigt?“ fuhr der alte Mann höhnisch auf. „Bin ich denn der Eigenthümer dieses Hauses, oder wer ist es?“

„Daß Sie es sind, bestreitet Niemand, aber als Hauseigenthümer haben Sie auch die Verpflichtung, sich mit den Gesetzen bekannt zu machen!“ erwiderte Susanne ruhig. „Und das Gesetz erlaubt Ihnen eine so brutale Kündigung nicht! Wir haben die Miethe vorausbezahlt bis zum Ende des nächsten Monats, und so lange werden wir auch hier wohnen.“

„Wirklich?“ spottete der Hausfrevler, den diese Entschlossenheit im höchsten Grade zu überraschen schien. „Ich glaube doch, Ihnen das anders beweisen zu können. Sie fangen an, in meinem Hause zu spioniren, Madame, und daß ich mir das gefallen lassen soll, muthet mir das Gesetz nicht zu.“

„Und wer hat Ihnen gesagt, daß ich spionire?“ fragte die Wittve in schärferem Tone.

„Sie hören, daß ich es weiß.“

„Allerdings, aber ich möchte wissen, wer es behauptet!“

„Ich selbst!“

„Haben Sie Beweise?“

„Beweise?“ fuhr der Hausvater heraus. „Können Sie leugnen, daß Sie nicht in meinem Hause allein, sondern auch in den Nebenhäusern nach Jedem sich erkundigen und in allen Ecken herumstöbern?“

„Und wenn ich dies wirklich thäte, welchen Schaden haben Sie davon?“

„Keinen; Sie können mir nicht schaden, selbst wenn Sie es wollten!“ spottete der alte Mann. „Aber trotzdem dulde ich es nicht! Ich will in meinem Hause keinen Unfrieden haben, und die, welche ihn stiften, setze ich hinaus.“

„Unfrieden?“ wiederholte Susanne achselzuckend. „Ich beabsichtige ihn wahrlich nicht, und ich wüßte auch nicht, wie er entstehen könnte, wenn ich nach den Verhältnissen dieses oder jenes Nachbarn mich erkundige. Ist Ihnen das unangenehm, so mögen dafür besondere Gründe vorliegen, aber diese Gründe berechtigen Sie nicht, den Mietkontrakt früher zu lösen!“

„Das werden wir sehen!“ höhnte der alte Mann. „Wenn Sie nicht freiwillig ausziehen, lasse ich Ihre Siebenfachen hinaus werfen, dann wird es sich finden, wer Recht behält. Sie wollen, um Ihren Bruder zu befreien, Verdacht auf einen Anderen zu lenken suchen, und es ist Ihnen

gleichgiltig, wer dieser Andere ist, wenn nur Scheinbeweise gegen ihn gefunden werden können.“

Susanne war im ersten Augenblick bestürzt, sie hatte nicht geahnt, daß man so rasch ihren Plan durchschauen werde, aber diese Bestürzung wich bald einem trotzigem Groll.

„Mein Bruder ist schuldlos!“ sagte sie, und aus ihren flammenden Augen traf ihn ein Zornesblitz. „Glauben Sie aber nicht, daß ich durch diese Ueberzeugung mich verleiten lasse, den Verdacht auf einen andern Schuldlosen zu lenken, es wäre eine unverzeihliche Sünde, eine so schwere Verantwortung auf sich zu laden.“

„Wenn Sie das einsehen —“

„Ja, das sehe ich ein, aber meine Bemühungen, die Schuldlosigkeit meines Bruders zu ermitteln und zu beweisen, werden dadurch nicht alterirt, ich werde unermüdlich sie fortsetzen, bis ich mein Ziel erreicht habe.“

Thomas Ball stieß ein kurzes, heiferes Lachen aus.

„Thorheit!“ sagte er. „An der Schuld Ihres Bruders zweifelt Niemand! Wer außer ihm kann das Geld gestohlen haben? Wer außer ihm hat die Schlüssel zur Kasse Berninger's gehabt? Daß Sie nicht daran glauben wollen, begreife ich, denn durch die Verurtheilung des Bruders verlieren Sie den Ernährer, aber Unsinn ist es, sich vergebliche Mühe zu machen, denn verhindern können Sie diese Verurtheilung nicht. Fragen Sie den Untersuchungsrichter, der wird Ihnen die Sache schon klar machen, er ist von der Schuld Ihres Bruders überzeugt. Ich denke, die verschwundenen Werthpapiere werden sich

hier auch noch finden, aber um die Schuld zu beweisen, ist das nicht einmal nöthig, die Briefftasche mit den Banknoten ist als Beweis überzeugend.“

„Ist es denn bewiesen, daß mein Bruder sie unter den Stein gelegt hat?“ erwiderte Susanne, die dem wachsenden Groll gegen diesen Mann nicht mehr gebieten konnte. „Kann nicht auch ein Anderer sie dort versteckt haben?“

„Und diesen Anderen suchen Sie in meinem Hause?“ fragte Thomas Ball, die lauernden Augen fest auf sie heftend.

„Nein, aber kann er nicht in einem benachbarten Hause wohnen?“

„Das ist Unsinn!“

„Keineswegs! Aus dem Nachbarhause kann man ohne Mühe auf Ihren Hof gelangen, und daß ein Dieb das gestohlene Gut nicht in seiner eigenen Wohnung verbirgt, muß man begreiflich finden.“

„Und durch dieses kindische Suchen und Forschen, das gar keinen Zweck hat, bringen Sie nicht nur mein Haus, sondern die ganze Straße in Aufruhr!“ rief der alte Mann wüthend. „Mir werden nachher die Vortwürfe gemacht, mich beschuldigt man, die Geschichte angezettelt und der Polizei als Spion gebient zu haben — ich danke dafür! Entweder Sie stellen diese Dummheiten ein, oder ich setze Sie noch vor Ablauf der acht Tage an die Luft! Der junge Berninger ist wohl Ihr Bundesgenosse — he? Na, ja, Sie sind noch jung und leidlich hübsch, da läßt sich das schon begreifen.“

Es lag ein schneidender Hohn in dem Tone, in dem

er die letzten Worte gesprochen hatte, ein böshafter Hohn, der nicht mißzuverstehen war, und der das Blut in den Adern der Wittwe stocken machte.

„Ihr graues Haar sollte Ihnen verbieten, solche Insamie auszusprechen,“ sagte sie, nach Athem ringend. „Herr Berninger hat meiner Mutter und mir seine Theilnahme ausgesprochen, nur böshafte Menschen können darin —“

„Madame, dort ist die Thüre!“ fiel ihr der Hausfixer in die Rede. „Mir kann Niemand verbieten, daß ich mein eigenes Urtheil mir bilde, und ich glaube, daß ich es auch aussprechen darf. Ihrem hochmüthigen Bruder, der zu stolz war, für mich zu arbeiten, habe ich das Ende vorausgesagt, und wie Sie enden werden, weiß ich jetzt auch. Es bleibt bei der Kündigung; ich kann jeden Einwohner ohne Weiteres vor die Thüre setzen, der mein Haus in einen üblen Geruch bringt. Und das geschieht, wenn Sie am späten Abend die Besuche eines jungen Herrn annehmen, der mit Ihnen weder verlobt noch verwandt ist.“

Auf diese furchtbare und von niedriger Bosheit zeugende Anklage vermochte Susanne keine Antwort zu geben, die Stimme stockte ihr, sie konnte nur durch einen Blick ihm ihre Verachtung beweisen, dann eilte sie hinauf zu ihrer Mutter, die ihre Tochter nie zuvor in solcher Aufregung gesehen hatte.

„Wir müssen wirklich ausziehen,“ sagte Susanne mit zitternder Stimme, nachdem das wallende Blut sich einigermaßen beruhigt hatte, „der Mann hat mich in der größten Weise beschimpft, er will die Besuche Berninger's nicht mehr dulden.“

Betroffen blickte die alte Frau sie an.

„Was mag er nur gegen uns haben?“ fragte sie. „Ich erinnere mich nicht, daß wir jemals ihm Böses gethan haben, und so stille und ruhige Miether, wie wir sind, findet er auch nicht wieder.“

Susanne warf einen scheuen Blick auf die Thüre, als ob sie fürchte, daß die Unterredung belauscht werden könne, dann näherte sie sich hastig ihrer Mutter und neigte sich zu ihr nieder.

„Das böse Gewissen ist's, was ihm Angst vor uns einflößt,“ flüsterte sie, „er fürchtet meine Nachforschungen.“

„Er? Du glaubst doch nicht —“

„Mutter, ich wage jetzt noch nicht, diesen Mann anzuklagen, aber in dieser Stunde ist ein Verdacht in mir aufgestiegen, den ich nicht mehr los werden kann. Wenn ich nur sehen könnte! Das Räthsel wird immer dunkler, der Schleier, der es umhüllt, immer undurchdringlicher — wenn nur ein einziger Lichtstrahl hineinfallen wollte!“

Die alte Frau schüttelte das Haupt und seufzte tief auf.

„Dieser Verdacht ist wohl Deinem Groll über die Beleidigung entsprungen!“ erwiderte sie. „Ich wußte nicht, auf welche Gründe er sich stützen könnte und würde ihn auch nicht weiter verfolgen. Und wegen des Auszugs wollen wir mit Herrn Berninger reden, ich glaube nicht, daß wir gezwungen werden können, die Kündigung anzunehmen, Niemand kann uns verbieten, in unserer Wohnung den Besuch eines Freundes zu empfangen, und gegen böshafte Beleidigungen schützen uns die Gesetze.“

Susanne blickte finster vor sich hin, der scharfe, bittere

Zug, der ihre Mundwinkel umgab, trat noch schärfer hervor.

„Können wir in diesem Hause bleiben, so muß es auch geschehen,“ sagte sie, „ich werde unsere Rechte auf's Neueste verteidigen, um dem Manne nahe zu bleiben, den mein Verdacht trifft.“

„Kind, Kind, das ist —“

„Ueberlaß es mir, zu untersuchen, ob und wie weit dieser Verdacht begründet ist, ich werde nicht ruhen, bis ich es weiß.“

„Du wirst Dich aufreiben —“

„Und wenn ich dadurch dem Bruder Ehre und Freiheit zurückgeben kann, was liegt an mir!“ erwiderte Susanne achselzuckend. „Laß mich meinen Weg gehen, Mutter, ich werde ja bald erkennen, ob es der richtige ist.“

Die alte Frau schüttelte wieder den Kopf, aber sie erhob keinen Einwurf weiter, sie kannte den Eigensinn ihres Kindes, der mit jäher Ausdauer an einem einmal gefaßten Entschluß festhielt.

16. List und Ausdauer.

Getreu dem Versprechen, welches sie ihrem Vetter gegeben hatte, bot Elsa Alles auf, die alte Freundschaft mit der Tochter des Pfandleihers wieder anzuknüpfen, aber sie sollte erfahren, daß dies nicht so leicht war, wie sie vermuthete.

Weinheim mochte ahnen, daß Paul Berninger diesen Weg wählen werde, um sich mit Melanie in Verbindung zu setzen, denn er verdoppelte seine Wachsamkeit, und zwei-

mal war der Besuch Elsa's von ihm selbst zurückgewiesen worden unter dem Vorwande, Melanie sei mit häuslichen Arbeiten beschäftigt und habe keine Zeit, sie zu empfangen.

Darüber entrüstet und entschlossen, ihr Ziel zu verfolgen, bis sie es erreicht hatte, entwarf Elsa einen anderen Plan; der gerade Weg führte nicht zu diesem Ziele, so mußte man es auf Umwegen zu erreichen suchen.

Als Elsa zum dritten Mal das Haus des Pfandleihers betrat, geschah es in der Abenddämmerung, und sie ging diesmal direkt in das Kabinet des alten Mannes, der ihr auf der Schwelle desselben schon entgegen kam.

Weinheim empfing sie mit einem sehr mißtrauischen Blick, aber da sie anscheinend in Geschäftsfachen kam, so bot sich ihm kein Vorwand, sie abzuweisen.

„Sie wollen also diesmal nicht zu meiner Tochter?“ fragte er, nachdem er sie eine Weile prüfend betrachtet hatte.

„Nein,“ erwiderte Elsa in scherzendem Tone, „seitdem ich weiß, daß Melanie Ihnen die Magd ersetzen muß und deshalb keine Zeit mehr hat, ihre früheren Freundinnen zu empfangen, habe ich darauf verzichtet, sie in ihrer Thätigkeit zu stören, Ihnen könnte dadurch zu viel verloren gehen.“

Der alte Mann zog die Stirne in Falten.

„Sie haben mich mißverstanden,“ sagte er ärgerlich, „ich halte meiner Tochter nur solchen Besuch fern, der sich zwischen sie und mich drängen will. Sie wohnen jetzt bei Ihrem Onkel, mein Fräulein, das erklärt mir zur Genüge, weshalb Sie erst jetzt sich der früheren Freundin erinnern.“

„Der Sinn Ihrer Worte ist mir nicht ganz klar —“

„Ich glaube, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben, wir wollen dieses unerquickliche Thema nicht weiter erörtern, nur das möchte ich Ihnen noch sagen, daß in diesem Hause mein Wille allein gilt, und daß ich von dem, was ich für recht erkannt und beschlossen habe, keinen Finger breit abweiche. Man soll meine Bedingungen erfüllen, dann wird man mich nicht unbillig finden, mir liegt das Glück meines Kindes ebenso sehr und wohl noch mehr am Herzen, wie anderen Leuten.“

Elfa sah ihn ernst an, das schallhafte Lächeln war von ihren Lippen verschwunden.

„Es gibt Bedingungen, die nicht erfüllt werden können,“ sagte sie, „sollten Sie das nicht vorausgesehen haben?“

Der Pfandleiher griff tief in seine Dose hinein und nahm geräuschvoll eine Priese.

„Wenn ich das gewollt hätte, wäre es mir nicht schwer gewesen, eine unerfüllbare Forderung zu stellen,“ erwiderte er, „ich habe daran nicht gedacht.“

„Kein Kaufmann legt seine Bücher vor!“

„Sie sind ja sehr genau unterrichtet!“

„Mein Vetter hat mir Ihre Bedingungen mitgetheilt.“

„Und daraufhin haben Sie ihm das Bündniß angeboten?“

„Glauben Sie, daß er meiner Hilfe bedarf, wenn er sein Ziel erreichen will?“ erwiderte Elfa, den scherzenden Ton wieder anschlagend. „Er ist energisch genug, allein seinen Weg zu verfolgen, und welche Hindernisse Sie ihm auch bereiten mögen, er wird sie überwinden.“

„In Gottes Namen!“ sagte der alte Mann, „es kann mir nur lieb sein, wenn der Gatte meiner Tochter ein energischer Mann ist. Aber damit allein kommt er doch nicht durch, die Garantien, die ich verlange, muß er —“

„Garantien!“ unterbrach Elsa ihn. „Wäre es nicht besser, wenn Sie dieselben in seinem Charakter suchten?“

„Das allein genügt mir nicht. Und Sie, mein Fräulein, sollten ihm nicht die Hand dazu bieten, einen alten Mann zu hintergehen, abgesehen davon, daß Sie auf diesem Wege nichts erreichen werden, denn wie die Sache sich auch gestalten mag, ich werde von meinen Bedingungen nicht abgehen.“

Elsa klemmte die Unterlippe zwischen die weißen Zähne, der Vorwurf, der in diesen Worten lag, verletzte sie, und doch konnte sie ihn nicht als unbegründet zurückweisen.

„Reden wir nicht weiter davon,“ fuhr Weinheim nach einer kurzen Pause fort. „Sie haben mich ja verstanden, und ich hoffe, Sie werden meine Worte beherzigen und einsehen, daß ich Recht habe. Aber Sie sagten vorhin, Ihr Besuch gelte nicht meiner Tochter, darf ich nun wissen —“

„Ich komme wegen des Paletots meines Vaters,“ unterbrach Elsa ihn rasch. „Haben Sie die Frau, die ihn Ihnen brachte, seitdem nicht wieder gesehen?“

„Nein.“

„Soll denn dieses Räthsel ungelöst bleiben? Die Polizei hätte diese Frau doch finden müssen —“

„Sagen Sie das der Polizei, ich glaube nicht, daß sie Ihnen eine höfliche Antwort geben wird,“ erwiderte der

alle Mann spöttisch. „Sie hat es vielleicht nicht der Mühe werth gehalten, der Frau nachzuforschen.“

„Es ist ihre Pflicht, diese Nachforschungen anzustellen!“

„Zawohl, aber wenn kein besonderes Verbrechen der Verpfändung dieses Paletots zu Grunde liegt, dann kommt wirklich nichts dabei heraus. Es steht ja durch Zeugenaussagen fest, daß Ihr Herr Vater den Paletot gar nicht angezogen hatte, da kann man es sich also erklären, daß der Rock im Wasser gefunden wurde. Ich habe wegen dieser Geschichte Ärger genug gehabt.“

„In Ihrem Geschäft werden solche Verdrießlichkeiten oft vorkommen,“ erwiderte Elsa, „Sie können es ja den Gegenständen, die man Ihnen bringt, nicht ansehen, ob sie gestohlen oder ehrlich erworben sind.“

„Freilich nicht, aber nachher werde ich doch dafür verantwortlich gemacht. Ist denn die Leiche noch immer nicht gefunden?“

„Nein.“

„Das ist schlimm,“ sagte der Pfandleiher, bedenklich das Haupt wiegend, „die Behauptung, daß Klemens Berninger gestüchtet sei, gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit.“

„Seitdem das Portefeuille mit dem Gelde gefunden worden ist, kann diese Behauptung in keiner Weise mehr begründet werden,“ erwiderte Elsa, „sie stützte sich bisher auf den Verdacht, daß mein Vater eine bedeutende Geldsumme mitgenommen habe, nun aber ist es bewiesen, daß dies nicht der Fall gewesen sein kann.“

„Das ist freilich wahr, aber die bösen Zungen schweigen darum doch nicht.“

„So muß man sie reden lassen!“

„Selbst die Verurtheilung des Buchhalters wird den Verdacht nicht ganz von Ihrem Vater nehmen. Man behauptet jetzt schon, Klemens Berninger habe den Buchhalter zum Vertrauten seines Vorhabens gemacht und ihm die Hälfte des Geldes gegeben, um an ihm einen Verbündeten zu gewinnen. Schlickum sollte die Kreditoren irre führen und die Verfolgung des Flüchtlings verhindern —“

„Das ist — ich kann es nicht anders nennen — eine boshafte Lüge!“ rief das Mädchen empört. „Der Buchhalter ist ein Ehrenmann, er würde sich niemals zu solcher Rolle verstanden haben, und ich behaupte sogar, daß er den Diebstahl nicht begangen hat. Ich weiß wohl, daß diese Behauptung keinen Glauben findet, aber in meinem Urtheil macht mich das nicht irre, und die späteren Ereignisse werden lehren, daß ich Recht habe.“

„Sie vertheidigen ihn?“ fragte Weinheim überrascht.

„Ja, ich vertheidige ihn, weil meine Ueberzeugung es mir gebietet, er ist schuldlos angeklagt —“

„Und die Ueberzeugung des Untersuchungsrichters gilt Ihnen nichts?“

„Nein. Ich will ihm keinen Vorwurf machen, er muß selbst wissen, ob er es vor seinem Gewissen verantworten kann, wenn er auf Scheinbeweise hin einen Angeklagten schuldig hält, aber bei solcher einseitiger Untersuchung wird die volle Wahrheit nicht ermittelt werden. Es ist da Vieles schon verfehlt, was möglicherweise nicht mehr gut gemacht werden kann, man hätte Alles daran setzen müssen, jene Frau wieder aufzufinden, die Ihnen den Paletot gebracht

hat, aber man scheint nicht einmal daran zu denken, daß der Finder des Paletots sich auch des Portefeuelles bemächtigt haben kann.“

„Das sind sehr gewagte Behauptungen!“

„Aber ihre Begründung liegt nicht in der Unmöglichkeit, das werden Sie zugeben! Haben Sie denn nie zuvor diese Frau gesehen? Haben Sie keine Idee davon, wo sie gefunden werden könnte?“

„Das sind thörichte Hoffnungen,“ sagte der alte Mann mit leisem Spott. „Hätte der Finder des Paletots auch das Portefeuille gefunden, so würde er nicht so thöricht gewesen sein, mir den Rock anzubieten oder anbieten zu lassen — wozu auch, er besaß dann ja Geld genug? Und nun berücksichtigen Sie alle übrigen Punkte, die selbst durch die Bestätigung Ihrer Vermuthung keine Erklärung finden, das Auffinden des Portefeuelles in der Wohnung des Buchhalters und das Verschwinden der Werthpapiere Sie werden dann selbst zugeben müssen, daß dem Untersuchungsrichter nicht der leiseste Vorwurf gemacht werden kann.“

„Sie urtheilen dann ebenfalls nach dem Schein,“ antwortete Elsa, indem sie sich erhob, „für mich haben alle diese Beweise keine Geltung. Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten?“

„Ich stehe gerne zu Ihren Diensten, nur nicht in der bewußten Angelegenheit.“

„Fürchten Sie meinen Einfluß auf Melanie so sehr?“

„Fürchten? Nein! Aber ich möchte meinem Kinde die innere Ruhe wahren, und deshalb halte ich ihr Alle fern,

von denen ich vermuthen muß, daß sie zwischen ihr und dem jungen Manne vermitteln wollen.“

„Nun, ich werde Sie nicht mehr bitten, mich zu Ihrer Tochter zu führen, aber um eine andere Gefälligkeit wollte ich Sie ersuchen. Es ist schon spät geworden und Sie wohnen in einer Straße, in der man sehr zweifelhaften Gestalten begegnet —“

„Sie wünschen meine Begleitung?“

„Nein, nein, wenn Sie mir nur das Dienstmädchen mitgeben wollen, so ist das für mich genügender Schutz.“

Ueber das schmale Gesicht des alten Mannes glitt ein bedeutungsvolles Lächeln, Elsa bemerkte es, sie sah ihn erwartungsvoll an.

„Ihr Wunsch ist mir Befehl,“ sagte er, indem er an der Glockenschnur zog, die neben seinem Schreibtisch hing, „übrigens sind die Bewohner dieser Straße nicht so schlimm, wie Sie glauben.“

„Eine junge Dame —“

„Ja, ja, ich weiß, was Sie sagen wollen und gebe Ihnen Recht, es macht ja auch weiter keine Umstände.“

Das Dienstmädchen trat in diesem Augenblick ein, Elsa verließ in Begleitung desselben das Haus.

Sie schritten eine Weile schweigend neben einander her, nur von Zeit zu Zeit streifte der Blick Elsa's prüfend das Mädchen.

„Sie haben wohl strengen Befehl, keine Briefe an Fräulein Weinheim zu befördern?“ brach sie endlich das Schweigen.

Das Mädchen sah sie befremdet an.

„Jawohl, es ist mir verboten worden,“ sagte sie.

„Und Sie würden dieses Verbot nicht übertreten?“

„Nein. Herr Weinheim würde mich auf der Stelle entlassen.“

„Wenn er es erfähre!“

„Der erfährt Alles!“

„Und weshalb ist er so streng gegen seine Tochter?“

„Das weiß ich nicht, vielleicht ist eine Liebschaft im Spiel.“

„So, so, war er früher nicht so streng?“

„Nein.“

„Fräulein Melanie darf wohl auch nicht ausgehen?“

„O doch,“ sagte das Mädchen rasch, aber sie geht selten aus.“

„Und wenn sie es thut, wohin geht sie?“

„Sie besorgt die nöthigen Einkäufe, aber es kommt, wie gesagt, selten vor.“

Elfa hatte inzwischen ein Geldstück aus ihrem Portemonnaie genommen, sie drückte es dem Mädchen in die Hand.

„Wird Fräulein Melanie morgen ausgehen?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen darf,“ erwiderte die Magd zögernd.

„Hat Herr Weinheim Ihnen auch das verboten?“

„Nein, aber —“

„Nun, dann dürfen Sie auch meine Fragen beantworten.“

„Und wenn er nachher mich fragt —“

„Dann antworten Sie ihm, von solchen Dingen sei

zwischen uns keine Rede gewesen, eine Nothlüge ist erlaubt, wenn das Lebensglück eines Menschen davon abhängt. Es muß Sie doch auch empören, daß man das Fräulein wie eine Gefangene hält, daß man die Briefe an sie unterschlägt, und ihre Freundinnen nicht zu ihr läßt. Was würden Sie thun, wenn Ihnen das geschähe?"

„Ich würde augenblicklich das Haus verlassen!"

„Fräulein Melanie kann das nicht, sie muß bei dem Vater bleiben, und Sie, statt Ihrer Herrin treue Hilfe zu leisten, spielen die Rolle einer Gefängnißschließerin.“

„Nein, das thue ich nicht!"

„Liefere Sie nicht alle Briefe, die Ihnen für das Fräulein übergeben werden, Ihrem Herrn ab?"

„Weil es mir befohlen ist!"

„Gerade deshalb würde ich den Herrn und nicht das Fräulein betrügen.“

„Und wenn ich die gute Stelle verliere?"

„Dann finden Sie jeden Tag eine neue!"

„Das ist wohl wahr, aber —"

„Denken Sie an sich selbst! Wären Sie in diesen Verhältnissen, so würden Sie auch für jeden Freundschaftsdiensdt dankbar sein.“

„Aber der Herr meint es ja nicht schlimm!"

„Darüber können Sie nicht urtheilen! Herr Weinheim ist ein alter Mann, der über solche Dinge ganz anders denkt, wie ein junges Mädchen, das müssen Sie berücksichtigen. Ich begreife nicht, daß Sie nicht Mitleid mit der Dame fühlen —"

„Sind Sie denn wirklich Ihre Freundin?"

„Wenn ich es nicht wäre, würde ich Ihnen das Alles nicht sagen,“ erwiderte Elsa, erfreut über den Eindruck, den ihre Worte auf das Mädchen machten, „beweisen Sie nun auch, daß Sie es sind, dann werden Sie ein gutes Werk thun.“

Sie waren in eine andere Straße eingebogen, und die Dienstmagd blieb jetzt vor einem kleinen Hause stehen.

„Hier wohnt eine Frau Birnbaum,“ sagte sie so leise, als ob sie fürchte, daß ein Anderer die Worte hören könne, „diese Frau war vor mehreren Jahren im Dienste Weinheim's.“

„Nun? Was —“

„Lassen Sie mich ausreden. Die Frau ist krank geworden, und Fräulein Melanie besucht sie täglich, sie hat ein gutes Herz und was sie der Frau anthun kann, geschieht gewiß.“

„Weiß das der alte Herr?“

„Ja.“

„Und er verbietet ihr diese Ausgänge nicht?“

„Nein, es ist ja ganz in der Nähe und lange hält sich das Fräulein hier nicht auf.“

„Und wann geht sie hierhin?“

„Mittags gleich nach Tisch. Der alte Herr schläft dann —“

„Wie lange?“

„Nur ein Stündchen!“

„Und dann muß Fräulein Melanie wieder zu Hause sein?“

„Jawohl; Herr Weinheim trinkt dann eine Tasse Kaffee, und er ist gewohnt, daß seine Tochter sie ihm bringt.“

„Es ist gut, ich danke Ihnen,“ sagte Elsa. „Sprechen Sie mit Fräulein Melanie nicht darüber, und wenn der alte Herr Sie fragen sollte, so antworten Sie ihm so, daß er keinen Argwohn schöpfen kann. Wenn Sie fortan der jungen Dame treu dienen, wird es Ihr Schaden nicht sein — adieu!“

Elsa wußte nun genug. Daß die Magd ihr Vorhaben dem alten Manne verrathen würde, fürchtete sie nicht, und geschah es dennoch, so ließen sich vielleicht durch diese Frau Birnbaum Beziehungen anknüpfen, von denen der Pfandleiher nichts erfuhr.

Um sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen, ging Elsa am nächsten Tage schon Vormittags zu der kranken Frau, indeß sah sie sich doch in ihrer Erwartung, daß sie hier ärmliche Verhältnisse finden und deshalb mit Liebesgaben willkommen sein würde, getäuscht.

Die Wohnung war hell, lustig und außerordentlich sauber, sie machte trotz ihrer einfachen Ausstattung einen angenehmen Eindruck, und auch der peinlich saubere Anzug der Frau ließ erkennen, daß die Leute in ziemlich guten Verhältnissen lebten.

Der Mann war in einer Maschinenfabrik thätig, die beiden Kinder gingen bereits in die Schule, und hätte nicht Krankheit Einzug in dieses Haus gehalten, so würde wohl auch die Sorge ihm fern geblieben sein.

Elsa fand es unter diesen Umständen für das Beste, ohne lange Einleitung offen mit der Sprache heraus zu rücken, und Frau Birnbaum ging keineswegs leichtfertig auf die Pläne des jungen Mädchens ein; sie prüfte im

Gegentheil sehr ernst alle Verhältnisse, und erst nachdem sie sich von der Härte des Pfandleihers überzeugt hatte, gab sie ihre volle und rückhaltlose Zustimmung unter der Voraussetzung, daß Melanie selbst und aus eigenem Antriebe in das Bündniß gegen ihren Vater einwilligte.

Sie war eine ruhig denkende und vernünftige Frau, die das Mädchen von ganzem Herzen liebte und es glücklich zu sehen wünschte.

Gleich nach Tisch ging Elsa wieder hin, und als sie in die Wohnstube trat, fiel ihr erster Blick auf Melanie, die neben der kranken Frau saß.

Elsa eilte auf sie zu; Bedenken und Zweifel, die möglicherweise in der Seele der früheren Freundin aufsteigen konnten, wurden ja am raschesten und sichersten durch Ueberumpelung beseitigt.

Melanie hatte die Freundin sofort erkannt, sie war über dieses Wiedersehen zu sehr erfreut, als daß irgend welche Bedenken sich geltend machen und diese Freude trüben konnten.

„Wir tragen wohl Beide die Schuld daran, daß das Band, welches früher unsere Herzen umschlang, gelockert wurde,“ sagte Elsa, während sie mit einem tiefinnigen Blick der Freundin in die seelenvollen Augen schaute, „nun aber wollen wir treu und fest zusammen halten, wie wir es damals in der Schule schon thaten.“

„Und ich gewinne dadurch mehr als Du,“ erwiderte Melanie, über deren Antlitz ein wehmüthiges Lächeln glitt. „Ich habe mich, seitdem ich die Schule verließ, nach einer Freundin gesehnt und gar oft an Dich gedacht, aber ich hatte nicht den Muth, Dich zu besuchen, Du warst in

glänzenden Verhältnissen und ich fürchtete, abgewiesen zu werden.“

Ein dunkler Schatten breitete sich über das Antlitz Elsa's, und der leise Seufzer, der ihren Lippen sich entrang, bekundete, daß die Erinnerung an jene Verhältnisse sie nicht angenehm berührte.

„Du hättest kommen sollen,“ sagte sie, „der Glanz, der Dich zurückschreckte, war nur äußerer Schein, er hat mir kein dauerndes Glück gebracht.“

Melanie erfaßte die Hand der Freundin und hielt sie fest in der ihrigen.

„Du hast Schweres erleben müssen,“ erwiderte sie, „es war ein harter Schicksalsschlag für Dich, der so plötzlich und ganz unerwartet Dich traf.“

„Ja, es war ein harter Schlag und es wird lange dauern, bis ich ihn überwunden habe. Sprechen wir nicht davon, Melanie, wenigstens jetzt nicht, reden wir von Dir. Ich war mehrmals in Deinem Hause, um Dich zu besuchen, aber Dein Vater wünschte diesen Besuch nicht —“

„Davon hat er mir nichts gesagt,“ unterbrach Melanie sie überrascht.

„Vielleicht findest Du die Erklärung, wenn ich Dir sage, daß ich jetzt bei meinem Onkel wohne,“ scherzte Elsa.

Nur einen Augenblick sah Melanie die Freundin fragend an, dann überzog eine glühende Röthe ihr schönes Antlitz.

„Glaubst Du wirklich, daß dies der Grund sei?“ fragte sie leise.

„Ich finde keinen anderen.“

„Und Du weißt —“

„Ja, Herzenskind, ich weiß Alles,“ sagte Elsa. „Paul hat mir sein Geheimniß mitgetheilt, und liebst Du ihn so innig, wie er Dich liebt, so segne ich diesen Herzensbund, der Dir und ihm ein beneidenswertes Glück sichert.“

Melanie hatte die Hände in den Schoß gelegt, in träumendes Sinnen versunken blickte sie vor sich hin.

„Ob ich ihn liebe?“ brach sie endlich das Schweigen. „Wenn ich im Wachen und im Träumen an ihn denke, nur sein Bild vor mir sehe, wenn der Glaube, daß ich an seiner Seite das höchste Glück finden werde, so fest und tief in mir wurzelt, daß kein Zweifel ihn erschüttern kann, so darf ich wohl sagen, daß dies jene Liebe sei, von der man nimmer lassen kann. Aber wenn seine Liebe ebenso stark, ebenso innig ist, weshalb erfüllt er die Forderungen nicht, die mein Vater an seine Einwilligung geknüpft hat?“ fuhr sie fort, indem sie hastig das Haupt erhob und die Freundin erwartungsvoll anblickte.

„Weil die Erfüllung dieser Bedingungen nicht von seinem, sondern von dem Willen seines Vaters abhängt,“ erwiederte Elsa.

„Und sein Vater billigt diese Liebe nicht?“

„Ja, er billigt sie, aber kein Kaufmann wird ein fremdes Auge in seine Bücher blicken lassen.“

Melanie wiegte sinnend das Haupt.

„Ich verstehe davon nichts,“ sagte sie leise, „ich muß meinem Vater gehorchen und allen Anordnungen, die er zu treffen gut findet, mich fügen.“

„Verzeihen Sie, Fräulein Melanie, Alles und Jedes

hat zwei Seiten," nahm Frau Birnbaum jetzt das Wort, „und ich als alte treue Freundin darf mir wohl erlauben, Sie auch auf die andere Seite aufmerksam zu machen. Ihr Herr Vater ist gewiß ein herzenguter Mann, aber er hat seine Launen und Eigenheiten, und daß ich's gerade heraus- sage, er kann sich mit dem Gedanken, daß Sie ihn einst verlassen werden, um einem geliebten Mann an den eigenen Herd zu folgen, nicht befreunden. Das aber ist selbstüchtig und Niemand darf von dem Kinde verlangen, daß es dieses Opfer seinen Eltern bringen soll, steht doch sogar in der Bibel, daß das Weib Vater und Mutter verlassen wird, um dem Manne seiner Wahl zu folgen.“

Melanie hatte den Blick nicht erhoben, aber der tiefe Ernst, der aus ihren schönen Zügen sprach, bekundete, daß diese Worte nicht ohne Eindruck geblieben waren.

„Und wenn Du Paul wirklich so innig liebst, wie Du vorhin gestandest, dann mußt Du auch festhalten an dieser Liebe," fügte Elsa hinzu, „dann mußt Du auf seiner Seite stehen in dem Kampfe, den sein Vater ihm aufdringt.“

„Wie kann ich das?“

„Dadurch, daß Du ihn ermutigst durch die Versicherung Deiner treuen und unwandelbaren Liebe.“

„Aber, liebe Elsa, wie kann ich —“

„Ich errathe, was Du sagen willst," unterbrach Elsa die verwirrte Freundin, „eine persönliche Zusammenkunft mit Paul wird Deine Bedenken rasch beseitigen.“

„Mein Vater hat mir verboten —“

„Briefe anzunehmen und Besuche zu empfangen," fuhr

Elisa scherzend fort, „aber wir befinden uns hier auf neutralem Boden.“

„Wenn Papa es erführe, würde er mir auch verbieten, hieher zu gehen,“ sagte Melanie, die ihren Bedenken noch immer nicht gebieten konnte; aber Elisa ließ auch diesen Einwurf nicht gelten, und Frau Birnbaum bemühte sich ebenfalls, die letzten Bedenken, die sich noch geltend machen wollten, mit den Gründen der Vernunft zu bekämpfen.

Darüber war die Zeit, über die Melanie verfügen durfte, rasch verstrichen. Elisa erinnerte selbst sie daran, daß sie nun aufbrechen müsse, damit ihr Vater nicht Argwohn schöpfe.

„Du hast mir das Herz recht schwer gemacht,“ sagte Melanie, als sie der Freundin die Hand zum Abschied reichte, „ich werde meinem Vater nicht mehr frei in's Auge schauen können; macht doch mein Gewissen mir den Vorwurf, daß ich im Begriff stehe, ihn zu betrügen.“

„So darfst Du nicht reden,“ erwiderte Elisa kopfschüttelnd, und der Ton ihrer Stimme klang ernst und verweisend, „will Dein Gewissen Dich anklagen, so wird Dein Herz Dich verteidigen. Der Vorwurf, den Du fürchtest, ist unbegründet, von einem absichtlichen Betrug kann hier keine Rede sein, um so weniger, als Dein Vater gegen die Person Deines Geliebten nichts einwendet. Paul wird Alles aufbieten, um so bald wie möglich Deinem Vater jene Garantien geben zu können, die der alte Herr für Deine Zukunft fordern zu müssen glaubt; sobald dies geschieht, ist das letzte Hinderniß beseitigt und Eurer Vereinigung steht nichts mehr im Wege.“

„Und ist es nicht meine Kindespflicht, bis zu jenem Zeitpunkt mich dem Willen des Vaters zu unterwerfen?“

„Ist es nicht ebenso wohl Deine Pflicht, den Geliebten zu erimuthigen und in dem sorgenvollen Kampfe ihm zur Seite zu stehen?“

„Aber ich habe Deinen Vetter nur einmal gesehen, nur einmal mit ihm gesprochen —“

„So gebe ich Dir nun Gelegenheit, ihn näher kennen zu lernen,“ erwiderte Elsa, der Freundin noch einmal die Hand drückend, „und ich weiß voraus, daß Du später mir dafür danken wirst. Auf Wiedersehen!“

Damit schied sie von der Freundin, und erfreut darüber, daß sie so viel erreicht hatte, schlug sie den Weg zu ihrer Wohnung ein, um Paul die frohe Botschaft zu bringen.

Sie hatte jetzt die übernommene Aufgabe gelöst, der Weg war gebahnt, das Uebrige war Sache Pauls.

Es war eine unangenehme Ueberraschung für sie, als sie in ihrer Wohnung Madame Silberberg fand, die mit Ungeduld sie erwartet zu haben schien.

Die Tante und Frida leisteten der hageren Dame Gesellschaft, beim Eintritt Elsa's verstummte das Gespräch augenblicklich, ein untrügliches Zeichen, daß sie der Gegenstand desselben gewesen war.

Mit jugendlicher Lebhaftigkeit ging Madame Silberberg dem Mädchen entgegen, und wäre Elsa nicht zurückgewichen, so hätten die Arme der hageren Frau sie umschlungen.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie tief Ihr Unglück mich geschmerzt hat,“ begann Madame Silberberg, während sie die Hand Elsa's fest in der ihrigen hielt, „Worte sind

zu schwach, um meine herzliche Theilnahme Ihnen auszudrücken. Sie armes Kind, was müssen Sie gelitten haben! Ich kann mir das lebhaft vorstellen, es muß furchtbar sein, wenn man so ganz unerwartet verarmt, und dies namentlich für eine junge Dame, die an Wohlleben und Ueberfluß gewöhnt ist.“

In den dunklen Augen Elsa's blitzte der Unwille auf, lag doch in diesen Worten ein Hohn, der geradezu beleidigend war.

„Wenn Sie glauben, daß diese plötzliche Verarmung, wie Sie es nannten, mir Kummer gemacht habe, so ist das ein Irthum,“ erwiderte sie, indeß ihr zürnender Blick das Antlitz Frida's streifte, in dessen Zügen eine boshafte Schadenfreude sich spiegelte. „An dem Golde hat mein Herz niemals gehangen, ich kann es entbehren.“

Die hagere Frau hatte sich auf ihren Sitz wieder niedergelassen, sie schüttelte mißbilligend das graue Haupt.

„Sie kennen den Werth des Geldes noch nicht, meine Liebe,“ sagte sie, „man muß das begreiflich finden, da Sie niemals Sorgen gekannt und für jeden Wunsch Erfüllung gefunden haben. Ich habe eine andere Schule durchgemacht und freue mich nun von ganzem Herzen des Wohlstandes, der mir ein sorgenfreies Alter sichert. Ihre Frau Tante wird Ihrer Ansicht auch nicht beipflichten, man kann das Geld verachten, aber nicht entbehren.“

Elsa schwieg, sie hatte Hut und Mantille abgelegt und stand nun vor dem Blumentisch, auf dem einige Topfpflanzen durch ihre kümmerliche Vegetation bewiesen, daß ihnen in diesem Hause keine Pflege zu Theil wurde.

„Sie haben ganz Recht,“ sagte Frida, von ihrer Stiderei aufblickend, „das Geld hat nur dann seinen vollen Werth, wenn es durch ehrliche Arbeit erworben ist. Was man im Hazardspiel gewinnt, zerrinnt so rasch wieder, wie es gewonnen ist.“

„Und das war allerdings bei Ihrem Herrn Vater der Fall,“ wandte Madame Silberberg sich zu Elsa, die den aufsteigenden Zorn gewaltsam zurückdrängte, „er war durch Börsenspekulationen über Nacht ein reicher Mann geworden —“

„Mein Vater ist todt, und das Andenken eines Todten soll Niemand beschimpfen!“ fiel Elsa ihr in die Rede. „Es ist gewiß sehr leicht, einen Mann anzuklagen und zu verurtheilen, der sich nicht vertheidigen und rechtfertigen kann, aber von christlicher Gesinnung zeugt das nicht.“

Die grauen Locken geriethen in stürmische Bewegung, und in dem Blick, den Madame Silberberg mit Frida wechselte, spiegelte sich ein böshafter Hohn.

„Es ist meine Schuld nicht, daß so scharf über Ihren Vater geurtheilt wird,“ erwiederte sie; „seine Thaten fordern dieses Urtheil heraus und unter den hier obwaltenden Umständen kann man es Niemand verargen, wenn er über einen Todten zu Gericht sitzt. Daß Sie ihn vertheidigen, macht Ihrem guten Herzen Ehre, und Niemand wird Ihnen das Recht dazu bestreiten; aber ebenso wenig können Sie Anderen verbieten, ihre Meinung über diesen Punkt zu äußern.“

„Ich glaube, es wäre rathsam, dieses Thema fallen zu lassen,“ sagte Frau Berninger, ihrer Tochter einen warnenden Blick zuwerfend, „die Wunden sind noch zu frisch —“

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten,“ unterbrach die hagere Dame sie, „es lag nicht in meiner Absicht, diese Wunden zu berühren. Ich danke Ihnen, daß Sie mich darauf aufmerksam gemacht haben — mein Sohn würde sehr böse werden, wenn er Kenntniß davon erhielte. Sie glauben nicht, wie rücksichtsvoll und zartfühlend mein guter Berthold ist, er hat ein edles Herz und einen vortrefflichen Charakter. In seiner Gegenwart darf Niemand ein hartes Urtheil über Herrn Clemens Berninger äußern, er nimmt ihn stets in Schutz, trotzdem er selbst so tief von ihm beleidigt wurde.“

„Sie kommen da wieder auf dasselbe Thema —“

„O nein, meine liebe Frau Berninger, ich wollte das nur erwähnen, um den Edelmuth Bertholds zu beweisen. Aber ich habe ganz den Zweck meines Besuches vergessen. In erster Reihe also wollte ich Sie meiner herzinnigen Theilnahme versichern, Fräulein Elsa, sodann aber führt mich noch ein anderer Zweck zu Ihnen. Mein Sohn wollte das Haus Ihres Herrn Vaters nicht unter den Hammer kommen lassen, er hat den Werth des Hauses und des gesammten Mobiliars von einem vereidigten Taxator abschätzen lassen und den Gläubigern gegenüber sich bereit erklärt, das Ganze unter Zugrundelegung dieser Taxe zu übernehmen.“

„So reich ist Herr Silberberg schon?“ fragte Frau Berninger überrascht. „Er wird jedenfalls eine sehr große Summe zahlen müssen, das Haus meines Schwagers soll ja mit einer fabelhaften Pracht ausgestattet und eingerichtet sein.“

Die hagere Frau warf das Haupt mit einer stolzen

selbstbewußten Miene zurück und ein triumphirendes Lächeln glitt über ihr unschönes Gesicht.

„Unsere Mittel erlauben uns diesen Luxus,“ erwiderte sie, „und von dem äußeren Auftreten eines Bankiers hängt sein Kredit ab. Ich bin allerdings nicht ganz damit einverstanden, daß Berthold ein so großes Kapital brach legt, aber er behauptet, er könne das und im Geschäft genire es ihn nicht, sodann auch will er gerade dieses Haus nicht in fremde Hände kommen lassen, und ich hoffe, mein liebes Fräulein, Sie werden ihm für diesen Akt der Pietät dankbar sein.“

Ein bitterer, fast verächtlicher Zug umzuckte die Lippen Elfa's.

„Ich habe an dieses Haus mit Allem, was es enthält, keinen Anspruch mehr zu machen,“ sagte sie achselzuckend, „es ist nach dem Tode meines Vaters Eigenthum der Gläubiger geworden, da kann es mir wohl gleichgiltig sein, wer es später bewohnen wird. Ich habe dieses Haus nie als mein Elternhaus betrachtet, für mich knüpfen sich keine angenehmen Erinnerungen an dasselbe.“

„Das begreife ich nicht!“ erwiderte Madame Silberberg. „Sie haben mehrere Jahre in dem Hause gewohnt und mit Ausnahme der letzten Tage nur frohe Stunden in ihm erlebt; da wäre es doch natürlicher, wenn Sie den Wunsch hegten, in dieses Haus dereinst zurückzukehren.“

„Diesen Wunsch habe ich nie gehegt, ich bin ohne Bedauern aus dem Hause geschieden —“

„Du hast seltsame Ansichten, über die man mit Dir nicht streiten kann, weil Du sie eigensinnig vertheidigst,“ sagte

Frida mit beißendem Spott. „Ich würde Herrn Silberberg für diese Rücksicht sehr dankbar sein!“

„Und wenn ich nun anders darüber denke, wer will es mir verbieten?“ erwiderte Elsa vorwurfsvoll.

„Niemand und Berthold am wenigsten,“ sagte die hagere Frau begütigend. „Berthold wird nur bedauern, daß seine gute Absicht nicht anerkannt wird. Er hat mich ersucht, Sie zu bitten, über dasjenige, was für Sie Werth besitzt, zu verfügen.“

„Ich bin ihm dafür dankbar, aber ich wußte nicht, welchen Gebrauch ich von dem freundlichen Anerbieten machen sollte.“

„Wieber Himmel, es knüpft sich doch gewiß an das eine oder andere Stück des Mobilars eine Erinnerung für Sie —“

„Erinnerungen, die unter den geänderten Verhältnissen nur unangenehm sind.“

„Wünschen Sie denn nicht einmal ein Andenken an jene glückliche Zeit zu besitzen?“

„Wozu? Damit ich mich stets des Unterschiedes zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart erinnere?“

„Sie vergessen dabei die Zukunft, meine Liebe!“

„Was sie mir bringt, muß ich abwarten.“

„Haben Sie denn gar keine Ahnung, daß eine glänzende Zukunft ihrer harret?“ fragte Madame Silberberg scherzend.

Elsa blickte sie befremdet an, der Sinn dieser Worte wurde ihr augenblicklich klar.

„Nein,“ erwiderte sie in geringschätzendem Tone, „ich erwarte von der Zukunft nur Arbeit, Mühe und Sorge,

aber das erschreckt mich nicht, die Wechselfälle eines sogenannten glänzenden Looses habe ich zur Genüge kennen gelernt.“

„Nun, es kommt ja Manches unverhofft,“ sagte die hagere Frau, während sie mit ihrem Sonnenschirm die Figuren des Teppichs nachzeichnete, „und es gibt Leute, die edel genug denken, die Fortdauer ihrer Freundschaft nicht von äußeren Glücksgütern abhängig zu machen. Wenn auch das Schicksal Sie hart getroffen hat, meine Liebe, so dürfen Sie darum doch nicht allzu schwarz in die Zukunft blicken, der finsternen Nacht folgt in der Regel ein Tag voll Sonnenschein.“

„Das hoffe ich auch,“ erwiderte Elsa ruhig, „vielleicht in anderer Weise, wie Sie, und diese Hoffnung werde ich auch in der trübsten Stunde nicht verlieren.“

„In anderer Weise?“ fragte Madame Silberberg mit einem lauernden Blick auf das blasse Mädchen. „Wir wollen das jetzt nicht erörtern, später kommen wir gewiß noch einmal darauf zurück. Wollen Sie meinen Sohn nicht durch die Annahme seines Anerbietens erfreuen? Sie würden ihn glücklich machen, wenn Sie seine Bitte erfüllten, wäre es auch nur eine Kleinigkeit, was Sie von ihm annehmen.“

Elsa schüttelte ablehnend das Haupt.

„Was mein Eigenthum war, habe ich mitgenommen,“ sagte sie, „alles Uebrige gehört den Creditoren.“

„Jetzt meinem Sohne!“

„Das ändert nichts, ich danke nochmals für die mir erwiesene Freundlichkeit, muß aber darauf verzichten, Gebrauch von ihr zu machen.“

Madame Silberberg erhob sich, in ihrem hageren Gesicht spiegelte sich deutlich der Aerger über die Zurückweisung.

„Ich bringe meinem Berthold diese Antwort nicht gerne,“ sagte sie, während sie sich von den Damen verabschiedete, „aber da Sie so hartnäckig darauf bestehen, will ich auch nicht weiter in Sie dringen.“

„Es wäre vergebliche Mühe,“ erwiderte Elsa.

„Und wenn Berthold persönlich diese Bitte an Sie richtete?“

„So würde ich ihm dieselbe Antwort geben, die Sie erhalten haben.“

„Das würde ihn tief betrüben, meine Liebe.“

Eine leichte Verbeugung folgte diesen Worten, dann entfernte Madame Silberberg sich, und der Blick Elsa's haftete eine Weile trozig auf der Thüre, hinter der die hagere Frau verschwunden war.

„Einen angenehmen Eindruck hast Du auf diese Dame nicht gemacht,“ sagte Frida, und es lag ein geradezu verletzender Vorwurf in dem Tone, den sie anschlug. „Ich würde ihr höflicher entgegengekommen sein.“

„Höflicher?“ fragte Elsa, wie aus einem Traume erwachend. „Weshalb?“

„Weil Du besonderen Grund hast, Rücksichten auf sie zu nehmen.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ erwiderte Elsa achselzuckend. „Mir schien es, als ob die Frau nur deshalb hieher gekommen sei, um, wenn auch nicht gerade mich zu beleidigen, so doch mir meine Armuth klar vor die Augen zu halten und

gewissermaßen Rache dafür zu nehmen, daß die Werbung ihres Sohnes um meine Hand derzeit zurückgewiesen wurde."

"Und wenn sie das wirklich wollte, so könnte ich es ihr nicht übel nehmen," sagte Frida, die Oberlippe trotzig emporwerfend, "Dein Vater wollte damals sehr hoch hinaus —"

"Wir haben darüber nicht zu richten," unterbrach Frau Berninger ihre Tochter mit scharfer Betonung, "damals waren die Verhältnisse ganz andere, Silberberg konnte als unbemittelter Commis nicht die Hand der Tochter seines Prinzipals beanspruchen."

"Und dies um so weniger, als ich ihm nicht erlaubt hatte, um meine Hand zu werben," fügte Elsa hinzu.

"Der Commis allerdings mußte um diese Erlaubniß bitten," spottete Frida, "der Bankier ist auch ohne sie willkommen."

"Was willst Du damit sagen?" fragte Elsa bestürzt.

"Daß Madame Silberberg heute schon im Auftrage ihres Sohnes um Deine Hand geworben haben würde, wenn Du ihr höflicher entgegen gekommen wärest."

"So ist es nur gut, daß es nicht geschah," erwiderte Elsa, und die zitternde Stimme zeugte von innerer Erregung, "ich wäre nicht in der Stimmung gewesen, ihr eine höflich ablehnende Antwort zu geben."

"Du würdest also wirklich diesen Antrag ablehnen?" fragte Frau Berninger erstaunt.

"Ganz gewiß!"

"Aber es wäre eine glänzende Parthie"

"Davüber kann man anderer Ansicht sein, liebe Tante.

Das Sprichwort: „Wie gewonnen, so zerronnen!“ welches Madame Silberberg auf meinen Vater anwandte, kann auch hier sich bewähren; Silberberg hat ebenfalls sein Vermögen durch Börsenspekulationen erworben.“

„Aber als kluger und vorsichtiger Mann hält er das Erworbene zusammen!“ warf Frida ein.

„Beweist er dies vielleicht dadurch, daß er einen großen Theil seines Vermögens für ein luxuriös ausgestattetes Haus vergeudet?“ spottete Elsa.

„Dadurch eben beweist er, daß er außerordentlich reich sein muß!“ sagte Frau Berninger. „Ich würde Dir doch rathen, die Sache ernst zu überlegen, eine Antwort ist rasch gegeben und hinterher kommt die Reue zu spät! Herr Silberberg ist nicht allein sehr reich, sondern auch nach dem Urtheil meines Mannes ein sehr vorsichtiger Geschäftsmann, der keineswegs in's Blaue hinein spekulirt, sondern Alles, was er unternimmt, vorher reiflich überlegt. Glaubst Du dennoch Besorgnisse hegen zu müssen, so kannst Du ihm ja zur Bedingung machen, daß im Ehevertrage Dir für alle Fälle eine ausreichende Summe sichergestellt werden muß.“

„Wozu das Alles?“ erwiderte Elsa unwillig. „Ich werde nur dem Manne meine Hand bewilligen, der mein Herz besitzt, und Herr Silberberg wird dieses Ziel nie erreichen. Es muß mich, aufrichtig gesagt, empören, daß er an diesem Vorsatz festhält, trotzdem seine Werbung schon einmal zurückgewiesen worden ist und er sehr wohl weiß, daß ich keine Zuneigung für ihn fühle, ich kann darin nur die Absicht einer Demüthigung erblicken, die für mich geradezu beleidigend ist. Der Ankauf des Hauses und des

Mobiliars, die Vertheidigung meines Vaters, seine Bitte, ich möge die Andenken wählen, die ich zu erhalten wünsche — dies Alles ist nur eine Komödie, die über den wahren Charakter dieses Mannes mich täuschen soll.“

„Am Ende beschuldigst Du ihn auch noch, daß er den Buchhalter Schlickum fälschlich angeklagt und in's Gefängniß gebracht habe,“ spottete Frida, den forschenden Blick fest auf sie heftend.

„Inwieweit er seine Hände in dieser Angelegenheit im Spiele gehabt hat, kann ich jetzt noch nicht beurtheilen, ich wage auch nicht, eine Ansicht darüber zu äußern, die sich ja doch nur auf Vermuthungen stützen könnte.“

„Seltsam, daß Du diesen Verbrecher so hartnäckig vertheidigst!“ sagte Frida und ihre Stimme klang scharf und schneidend. „Jeder ist von der Schuld dieses Mannes überzeugt, nur Du nicht. Da kann man sich der Vermuthung nicht erwehren, daß dem eine besondere Bewandniß zu Grunde liegen muß.“

Elfa gab darauf keine Antwort, sie nahm Hut und Mantille vom Stuhle auf und verließ das Zimmer.

„Was sagst Du dazu?“ wändte Frida sich in grollendem Tone zu ihrer Mutter. „Sie verkennt ihre Stellung in diesem Hause durchaus und scheint sogar zu verlangen, daß wir uns ihren Launen fügen sollen.“

Frau Berninger schüttelte mit unverholener Mißbilligung das Haupt.

„Wenn sie keine Zuneigung zu Silberberg fühlt, so kann ich es ihr nicht verdenken, daß sie seinen Antrag ablehnen will,“ erwiderte sie, „eine Ehe kann nur dann glück-

lich werden, wenn sie auf gegenseitige Neigung gegründet ist. Es gibt freilich Leute genug, welche behaupten, das sei eine viel gebrauchte und gänzlich werthlose Redensart, aber ich habe doch oft erfahren, daß ihr unleugbare Wahrheit zu Grunde liegt.“

„Darauf hin wollte ich es schon wagen!“ spottete Frida. „Wenn Silberberg mir seine Hand anböte, würde ich keinen Augenblick zögern, sie anzunehmen! Die Prinzessin will höher hinaus, sie kann nicht vergessen, daß dieser Mann der Commis ihres Vaters gewesen ist —“

„Du bist boshaft, Frida!“

„Boshaft? Ich könnte es werden, wenn ich Vermuthungen darüber anstellen wollte, weshalb Elsa den Verbrecher so eigensinnig vertheidigt.“

„Genug!“ sagte Frau Berninger ärgerlich, indem sie hastig sich erhob. „Ich will diese Worte nicht mehr hören und Du sollst nicht vergessen, daß Elsa unser Gast ist. Madame Silberberg hat auch nicht bewiesen, daß sie eine feinfühlende Frau ist, sie kann sich nicht darüber beschweren, daß Elsa ihr nicht freundlicher entgegengekommen ist, im Gegentheile, ich habe die Ruhe des Mädchens bewundert. Und nun kein Wort weiter über den verhafteten Buchhalter, über die Schuld dieses Mannes kann Jeder seine eigene Ansicht sich bilden, das Resultat der Untersuchung wird seiner Zeit beweisen, welche die richtige ist.“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, ging sie hinaus, Frida stützte das Haupt auf den Arm und blickte finster vor sich hin. Auch die Mutter nahm jetzt für Elsa Partei, die nach der Ansicht Frida's nur Unfrieden in's Haus gebracht

hatte, da mußte ernstlich über Mittel nachgedacht werden, den Störfried zu entfernen.

Eine leichte Aufgabe war dies nicht, denn das ganze Haus stand auf Elsa's Seite; leichter war es am Ende für Frida, als Gattin Silberberg's dieses Haus zu verlassen.

Triumphirend blickte es in ihren Augen auf, sie hatte plötzlich ein Ziel entdeckt, nach dem sie streben konnte und streben wollte, bis es erreicht war.

17. Das letzte Verhör.

Wochen waren seit der Verhaftung Bernhards verstrichen und bis jetzt hatte der Untersuchungsrichter den Lippen des Angeklagten noch kein Geständniß entlockt.

Bernhard beharrte dabei, daß er völlig schuldlos sei, und weder über das Portefeuille, noch über die verschwundenen Werthpapiere irgend welchen Aufschluß geben könne.

Der Richter hatte alle denkbaren Mittel angewandt, um ihn in Widersprüche zu verwickeln, aber es war ihm nicht gelungen, der Angeklagte schien die Falle zu ahnen, noch ehe sie gestellt wurde.

Ueber die Ereignisse der Nacht, die seiner Verhaftung vorherging, schwieg er hartnäckig, er verweigerte jede Auskunft über sein sonderbares Benehmen, das, was er im ersten Verhör darüber gesagt hatte, wiederholte er immer wieder.

Die Aussagen der Zeugen lauteten indeß so klar und bestimmt, daß es auf ein Geständniß des Angeklagten selbst nicht ankommen konnte, die Schuld war nach der Ansicht des Richters vollständig bewiesen, die Geschworenen konnten

auf diese Weise hin ohne Bedenken ihren Wahrspruch fällen.

Der Untersuchungsrichter hatte nun das letzte Verhör angeordnet, er wollte noch einmal versuchen, den Angeklagten zu einem offenen Geständniß zu veranlassen, dadurch wurden die späteren Gerichtsverhandlungen vereinfacht.

Der Gerichtsrath konnte sich nicht verhehlen, daß er trotz alledem ein gewisses Interesse an dem jungen Manne nahm, über dessen bisherigen Lebenslauf nur lobende Zeugnisse vorlagen.

Bernhard Schlicum war ein fleißiger, strebsamer Schüler und ein vortrefflicher, musterhafter Sohn gewesen, er hatte während seiner Lehrzeit und auch später sich die volle Zufriedenheit und das unbegrenzte Vertrauen seiner Prinzipale erworben; er war stets ein nüchternen, solider Mensch gewesen, der keine Leidenschaften kannte, und auf alle über ihn eingezogenen Erkundigungen war nicht eine einzige ungünstige Antwort eingelaufen.

Und nun war dieser Mann plötzlich ein Verbrecher geworden, ein Verbrecher der schlimmsten Sorte, der das ihm geschenkte Vertrauen mißbraucht hatte, um einen Raub zu begehen, der ihn unfehlbar in's Zuchthaus bringen mußte!

Ein psychologisches Räthsel war das nun allerdings nicht, dem Untersuchungsrichter waren schon viele ähnliche Fälle vorgekommen, und erklären ließen sich ja die Gründe auch, die den jungen Mann zu dem Verbrechen bewogen hatten.

Der Blick des Gerichtsraths ruhte lange auf dem bleichen Gesicht des Angeklagten, der ihm gegenüberstand und vor diesem prüfenden Blick die Augen nicht niederschlug.

„Die Akten sind spruchreif,“ sagte er, „dennoch möchte ich noch einmal die Frage an Sie richten, ob Sie nicht durch ein offenes, unumwundenes Bekenntniß die That zugeben wollen? Bedenken Sie wohl, daß der Richter die Berechtigung hat, das Gesetz in seiner ganzen Strenge geltend zu machen oder mildernde Umstände anzuerkennen. Milde aber kann nur dann eintreten, wenn der Angeklagte seine Schuld gesteht und bereut, den trohigen, verstockten Verbrecher trifft das Gesetz mit seiner vollen Strenge.“

„Und was soll ich bekennen, wenn ich mir keiner Schuld bewußt bin?“ fragte Bernhard ernst und ruhig. „Soll ich ein Verbrechen eingestehen, das ich nicht begangen habe?“

„Mit dieser Ausrede kommen Sie nicht durch, ich habe Ihnen das oft gesagt, aber Sie klammern sich mit der Verzweiflung eines Ertrinkenden an den schwachen Strohalm. Die Richter und die Geschworenen urtheilen auf Grund der Schuldbeweise, und die Beweise, die gegen Sie vorliegen, sind überzeugend.“

„So glauben Sie, Herr Rath,“ erwiderte der junge Mann, die Brauen leicht zusammenziehend, „aber ich erkenne diese Beweise nicht an. Ist es denn bewiesen, daß ich das Portefeuille unter die Steinplatte gelegt habe. Ist es bewiesen, daß ich die Werthpapiere aus dem Depositenschrank genommen habe? Hat man überhaupt nachgeforscht, wo diese Papiere geblieben sind?“

„Daß Sie diese Beweise nicht anerkennen, ist ja begreiflich,“ sagte der Richter achselzuckend, „nach Ihrer Anschauung kann man nur den Verbrecher überführen, den man, und zwar unter Hinzuziehung von Zeugen, auf der

That ertappt. Wollte man diese Maxime gelten lassen, so stände es schlimm um die Justiz und die Zuchthäuser könnten in Kasernen oder Gasthöfe umgewandelt werden. Ich wiederhole Ihnen, die Beweise gegen Sie sind überzeugend!"

"So muß ich das Urtheil über mich ergehen lassen, wie es auch ausfallen mag!"

"Nicht doch, Sie können es mildern, wenn Sie die Schuld reuig eingestehen."

"Ich würde es thun, wenn ich sie begangen hätte!"

"Ach was, als vernünftiger Mann sollten Sie doch endlich einsehen, daß Sie mit solchen Ausreden sich nicht aus der Affaire ziehen!" erwiderte der Gerichtsrath ungeduldig, während er die Gläser seiner Brille bedächtig abrieb. "Glauben Sie denn, ich werde mich durch solche Behauptungen im entferntesten beirren lassen? Ich habe mir längst ein klares Bild von der Geschichte gemacht, ich für meine Person bedarf Ihres Geständnisses nicht. Herr Klemens Berninger hatte die Aktien verkauft, um noch einmal das Glück auf die Probe zu stellen. Mit einem baaren Kapital von sechzigtausend Thalern konnte er immerhin einen Schlag wagen und den mißtrauischen Kreditoren Sand in die Augen streuen, vielleicht gelang ihm das Unternehmen, dann kehrte mit dem Glück auch das Vertrauen zurück. Er legte das Portefeuille mit den Banknoten in den eisernen Geldschrank, wo es bis zum Montag liegen bleiben sollte."

"Dann würde ich es gesehen haben."

"Natürlich haben Sie es gesehen, Herr Berninger trug ja vor Ihren Augen diese sechzigtausend Thaler als em-

pfangen in's Kassenbuch ein, und es ist wohl selbstverständlich, daß Sie daraufhin das Geld von ihm gefordert haben."

"Im Gegentheil, Herr Berninger sagte mir, da er das Geld sofort wieder ausgeben werde, sei es überflüssig, dasselbe in den eisernen Schrank zu legen."

Ein ungläubiges Lächeln glitt über das Antlitz des Richters.

"Sie müßten sich doch selbst sagen, daß diese Behauptung ganz unhaltbar ist," erwiderte er. "Der Tag, an dem Berninger das Geld empfing, war ein Samstag, vor dem Montage konnte er es nicht ausgeben, und Niemand führt, wenn er nicht muß, eine so große Summe in der Tasche mit sich. Ob nun Berninger am Sonntag den Muth plötzlich verloren oder ob irgend ein unbekanntes Ereigniß ihn zur Verzweiflung getrieben hat, muß dahingestellt bleiben, bewiesen ist nur, daß er selbst den Tod im Flusse gesucht hat. Und ich meine, er würde das nicht gethan haben, wenn er jenes Geld in der Tasche gehabt hätte, denn wie auch die Dinge liegen mochten, seiner Kinder wegen konnte es ihm nicht gleichgiltig sein, wie viel Prozente seine Creditoren aus der Fallitmasse erhielten."

"Und ich behaupte, daß er das Geld in der Tasche gehabt hat —"

"Was Sie behaupten, kann hier nicht in die Waagschale fallen, junger Mann, es liegt ja in Ihrem Interesse, die Wahrheit zu entstellen, so lange Sie bei Ihrem Leugnen beharren. Er hatte das Geld nicht in der Tasche, es wäre ganz widersinnig, das Gegentheil anzunehmen. Sie erfuh-

ren den Tod Berninger's noch an demselben Abend, man sprach ja überall in der Stadt darüber, und Ihnen, dem Faktotum des Selbstmörders, hat man die Nachricht gewiß sofort gebracht. Sie hatten im Laufe der Nacht Zeit genug, über das, was nun kommen würde, nachzudenken. Der Bankerott war unvermeidlich geworden, Sie konnten schon am nächsten Tage entlassen werden, die Möglichkeit lag ja nahe, daß die betrogenen Kreditoren Ihnen kein Vertrauen schenkten und einen Anderen mit der Ordnung der Bücher und der Aufstellung der Bilanz beauftragten. Dann war für Sie Alles abgeschnitten, eine neue Stelle fanden Sie so rasch nicht, und dies machte Ihnen um so größere Sorge, weil Sie nicht für sich allein, sondern auch für Ihre Mutter und Schwester zu sorgen hatten. Wenn unter diesen Verhältnissen der Versucher an Sie herantrat, so war es wohl begreiflich, daß Sie demselben nicht zu widerstehen vermochten. Jene Summe, von deren Vorhandensein außer Ihnen und dem Todten Niemand etwas wußte, sicherte Ihnen eine sorgenfreie Zukunft; beweisen konnte man Ihnen nichts, wenn das Geld nicht in Ihrem Besitz gefunden wurde, man mußte Ihnen Glauben schenken, wenn Sie behaupteten, Berninger habe das Geld mitgenommen. Wurde es dann später nicht bei der Leiche gefunden, so gab es auch dafür eine genügende Erklärung; der Todte konnte beraubt worden sein, oder das schwere Portefeuille war aus der Tasche herausgefallen und ruhte nun auf dem Boden des Stromes, auf Sie fiel dann noch immer kein Verdacht."

„Sie haben sich das Alles genau so zurecht gelegt, wie

es Ihnen paßt," sagte Bernhard in bitterem Tone, als der Richter eine Pause machte, „der Gedanke, daß die Sache doch anders liegen könnte, ist wohl gar nicht in Ihnen aufgestiegen?"

„Nein," erwiderte der Gerichtsrath kopfschüttelnd, „ich finde da keine andere Erklärung, denn alle Beweise zeugen gegen Sie. Am anderen Morgen gingen Sie früh in's Bureau, das Portefeuille lag im Geldschrank, Sie nahmen es, und die Kreditoren, die später kamen, um die Siegel anlegen zu lassen, glaubten Ihrer Versicherung, daß Berninger das Geld mitgenommen habe."

„Es war die Wahrheit!"

„Erlauben Sie, Herr Silberberg schöpfte sofort Verdacht, aber er wagte nicht, ihn zu äußern, weil er ihn nicht beweisen konnte. Wie es nun gekommen ist, daß man in dem Portefeuille nur die Hälfte der vermißten Summe gefunden hat, darüber liegt noch ein dunkler Schleier. Entweder haben Sie die fehlende Hälfte an einem anderen Ort versteckt, oder aber Sie sind gezwungen worden, einem Mitwiffer des Verbrechens diese Hälfte auszuhändigen. Ich nehme das Letztere an, weil es die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. In dem Augenblick, in dem Sie vor dem offenen Geldschrank standen und des Portefeuilles sich bemächtigten, wurden Sie überrascht, und der Betreffende erkannte sofort ihr Vorhaben. Er bot Ihnen seine Verschwiegenheit unter der Bedingung an, daß Sie die Beute mit ihm theilten, und die Verhältnisse zwangen Sie, diese Bedingung anzunehmen und zu erfüllen."

„Das ist nichts weiter als eine Vermuthung," sagte

Bernhard, der seiner Entrüstung nicht mehr gebieten konnte.
 „Wer soll —“

„Lassen Sie mich ausreden!“ fuhr der Richter in schärferem Tone fort. „Es mag Ihnen freilich nicht angenehm sein, daß ich die Sachlage so klar erkenne, aber Sie hätten das voraussehen können, ich bin in solchen Dingen zu erfahren, als daß mir die Lösung eines solchen Räthfels lange verborgen bleiben sollte. Das Geld in ihrer Wohnung zu verstecken, waren Sie zu ängstlich, Ihre Angehörigen hätten es finden können, überdies lag eine Hausfuchung bei Ihnen immerhin im Bereiche der Möglichkeit und für diesen möglichen Fall mußten alle Beweise entfernt werden. Vielleicht wußten Sie, daß die Steinplatte auf dem Hofe gelockert war, vielleicht auch entdeckte es Ihnen ein Zufall, Sie beschloßen, das Portefeuille unter diesen Stein zu legen, wo Sie es gegen alle Nachforschungen geschützt glaubten. Hätten Sie mit diesem Gelde sich begnügt, so wäre das Verbrechen vielleicht nie an den Tag gekommen, aber die Summe war Ihnen nicht groß genug, der Appetit kam auch bei Ihnen, wie der Franzose sagt, während des Essens. Ihr Mitgenosse, dem wohl Gerüchte zu Ohren gekommen sein mochten, warnte Sie, er rieth Ihnen, sich aus dem Staube zu machen, Sie wollten das nicht, aber die Angst trieb Sie dennoch an jenem Abend zu der Ihnen vorgeschlagenen Zusammenkunft. Was Sie mit dem Manne geredet und berathen haben, weiß ich nicht, jedenfalls schienen Ihnen die Gründe, auf die er seine Warnung stützte, triftig genug, um den erhaltenen Rath zu befolgen. Eine sofortige Flucht würde Aufsehen erregt und die Behörde veranlaßt haben, Sie zu

verfolgen, das mußte vermieden werden. Wenn Sie einen Wortwechsel mit den Creditoren herbeiführten und Ihre Stelle niederlegten, so gewann Ihre Abreise dadurch einen Schein von Berechtigung, vorher aber wollten Sie einen Griff in den Depositenschrank thun, um in der Fremde ein behagliches Leben führen zu können. Wann dies letztere nun geschehen ist, kann ebenfalls ohne ein Geständniß Ihrerseits schwerlich festgestellt werden, ich nehme an, daß es schon in der Nacht geschah und daß Ihr Mitgenosse dabei betheiliget war. Sie besaßen sämmtliche Schlüssel, die Hausthüre war nicht verriegelt, Sie brauchten nicht zu befürchten, daß Sie ertappt wurden und hatten Zeit genug, die That mit ruhiger Ueberlegung auszuführen. Vor dem Hause Berninger's erwarteten Sie den Genossen, aber ehe derselbe kam, trafen Sie mit dem Nachtwächter und dem Polizeikommissär zusammen, Sie wurden dadurch gezwungen, Ihren Posten zu verlassen. Das geschah gegen ein Uhr, und es war drei Uhr, als Sie heimkehrten. Sie haben dies nicht leugnen können, weil die Aussagen der Beamten und des Hausfireds Ball zu bestimmt lauteten. Ich frage nun, wo sind Sie während dieser zwei Stunden gewesen und was haben Sie in dieser Zeit gethan? Die Antwort, die Sie bisher auf diese Fragen gegeben haben, ist durchaus ungenügend und unglaubwürdig, Sie wollen eine Person, die Sie selbst nicht kennen, verfolgt und gesucht haben! Daß diese Behauptung völlig aus der Luft gegriffen ist, liegt auf der Hand, ich finde eine bessere Erklärung. Sie haben diese beiden Stunden benützt, um Ihr Vorhaben aus-

zuführen und die Werthpapiere in Sicherheit zu bringen. Die Beamten haben ihren Patrouillengang fortgesetzt und sind erst nach einer Stunde wieder in die Straße gekommen, an der das Haus Berninger's liegt; inzwischen war das Verbrechen verübt worden. Am nächsten Tage wollten Sie die Komödie, die Ihrer Flucht vorhergehen und Sie gewissermaßen rechtfertigen sollte, in's Werk setzen. Daß man die Verletzung des Siegels schon so bald entdecken würde, glaubten Sie nicht, und als es dennoch geschah, übermannte Sie, den sonst so ruhigen, leidenschaftslosen Mann, die Wuth, Sie stürzten sich auf Silberberg und würden ihn ermordet haben, wenn Herr Zipfelmann ihm nicht zu Hilfe gekommen wäre. Das ist nach meiner Ueberzeugung der Thatbestand, und diese Ueberzeugung kann und wird Ihr Leugnen nicht erschüttern."

Der Gerichtsrath schwieg, Bernhard blickte finster vor sich hin, es hatte fast den Anschein, als ob die Wucht dieser Anklage ihn niedergeschmettert habe.

„Glaubhaft erscheint die Sache allerdings, wie Sie dieselbe schildern,“ nahm der junge Mann nach einer kurzen Weile wieder das Wort, „es könnte sich ja Alles so zugetragen haben, aber diese Schilderung ist von A bis B unwahr.“

„Damit widerlegen Sie dieselbe nicht!“

„Ich weiß das, Sie verlangen von mir den Gegenbeweis — wie kann ich ihn liefern? Wäre ich auf freiem Fuße, so würde ich rastlos mich bemühen, das Dunkel zu lichten und den wahren Thäter zu suchen, aber mir sind

die Hände gebunden, und da Niemand für mich eintritt, muß ich Alles über mich ergehen lassen."

Der Richter zuckte die Achseln, er fand in dieser Antwort nur trozige Verstocktheit.

"Das sind die alten, vielgebrauchten Redensarten, mit denen Sie mir gegenüber nichts ausrichten," sagte er. "Wenn Sie verlangen, daß ich Ihren Behauptungen Glauben schenken soll, dann erklären Sie mir vorab die Ereignisse jener Nacht, über die Sie bisher so beharrlich geschwiegen haben."

"Ich habe Ihnen die volle Wahrheit gesagt!"

"Sie wollen also keinen Aufschluß darüber geben, was Sie in der Zeit von ein bis drei Uhr gethan haben?"

"Ich habe während dieser ganzen Zeit die Straßen der Stadt durchstreift, um den Mann, den ich verfolgte, wiederzufinden."

"Das ist jabarer Unsinn —"

"Nicht doch, Herr Rath," fuhr Bernhard tief athmend fort, "Sie werden das nicht mehr behaupten, wenn ich Ihnen sage, daß ich in jenem Manne Klemens Berninger zu erkennen glaubte. Ich habe bisher darüber geschwiegen, um nicht unnützes Gerede zu veranlassen, das die Kinder Berninger's betrübt und im höchsten Grade aufgeregt haben würde. Ueberdies konnte und kann ich auch jetzt noch nicht mit Sicherheit behaupten, daß jener Mann in der That Klemens Berninger war, ich habe darüber ja keine Gewißheit erhalten."

Der Untersuchungsrichter schüttelte den Kopf und heftete den forschenden Blick fest auf den Angeklagten.

„Sollte das nicht abermals eine Ausrede sein, durch die Sie mein Urtheil irre führen wollen?“ fragte er.

„Das Urtheil, das mich schuldig spricht, suche ich allerdings zu widerlegen, aber ich halte mich dabei streng an die Thatfachen. Jenen anonymen Brief hatte ich erhalten, ich konnte, da ich mir keiner Schuld bewußt war, nur annehmen, daß ein böshafter Feind ihn geschrieben hatte, um mich zu verleunden.“

„Und wer sollte dieser Feind gewesen sein?“

„Darüber habe ich mir bis jetzt vergeblich den Kopf zerbrochen, aber fester denn je bin ich davon überzeugt, daß dieser Brief Verdacht auf mich werfen und später als Beweismittel gelten sollte. Der Schreiber hatte mir eine Zusammenkunft angeboten, ich fand mich zur bestimmten Stunde ein, lag es doch in meinem eigenen Interesse, den Mann kennen zu lernen und ihn über die böshafte Verleumdung zur Rede zu stellen. Er kam nicht, aber eine andere Person erschien auf dem Plage vor der Marienkirche, und diese Person hatte eine so frappante Ähnlichkeit mit Klemens Berninger, daß ich sofort glaubte, er müsse es sein. Als ich auf ihn zuschritt, eilte er von dannen, das konnte mich in meinem Glauben nur bestärken, ich folgte ihm, aber es gelang mir nicht, ihn zu erreichen. In einem Gassenek verlor ich ihn aus den Augen.“

„Um welche Zeit war das?“

„Gegen Mitternacht.“

„War in der Straße, in der dieser Mann verschwand, ein Wirthshaus?“

„Ich weiß es nicht, ich bin in jenem Stadttheile ganz

unbekannt. Ich habe alle Gassen durchstreift, aber keine Spur von dem Verschwundenen entdeckt, und in die Häuser einzudringen hatte ich kein Recht."

"Und wie war es möglich, daß Sie glauben konnten, jener Mann sei Berninger?"

"Die Möglichkeit lag immerhin vor," erwiderte Bernhard, der seine Fassung und Ruhe jetzt wiedergefunden hatte. „Man sprach ja schon am Tage nach dem traurigen Ereigniß davon, Berninger habe mit dem Sprung in den Fluß nur eine Komödie gespielt und sich mit der großen Geldsumme in Sicherheit gebracht, und diese Behauptung hatte in der That Manches für sich. Daß Berninger das Geld mitgenommen hatte, wußte ich, ebenso war es mir bekannt, daß er ein rüstiger, geübter Schwimmer war —“

„Er hätte die Flucht leichter und sicherer bewerkstelligen können, wenn dies in seiner Absicht lag.“

„Gewiß, dann aber würde man ihn verfolgt und seinen Namen gebrandmarkt haben, seiner Kinder wegen wollte er das verhindern. Ich behaupte keineswegs, daß jener Mann wirklich Klemens Berninger gewesen ist, ich sage nur, daß ich ihn dafür gehalten habe. Nachdem ich ihn verloren hatte, dachte ich darüber nach, was ihn in die Stadt zurückgeführt habe, und ich fand dafür nur die eine Erklärung, daß er seine Kinder noch einmal sehen, vielleicht ihnen sein Vorhaben aus einander setzen wolle.“

„Aber wie konnten Sie das glauben?“ rief der Richter in spöttischem Tone. „Wie konnten Sie überhaupt annehmen, daß Klemens Berninger nach dieser Komödie wagen würde, sich in der Stadt wieder blicken zu lassen?“

Jeder Nachtwächter, dem er begegnete, kannte ihn, die Gefahr der Entdeckung folgte ihm auf Schritt und Tritt, es wäre Wahnsinn gewesen, sich dieser Gefahr auszusetzen.“

„Man findet am Ende für Alles eine Erklärung, wenn die Sache auch noch so unglaublich scheint,“ erwiderte Bernhard achselzuckend, „und mir blieb zudem keine Zeit, lang darüber nachzudenken. Ich stellte mich dem Hause Berninger's gegenüber auf, um meinen Mann zu erwarten, der Nachtwächter trieb mich von dort fort. Ich konnte diesem Manne die Erklärung nicht geben, die er verlangte, wenn ich nicht meine Vermuthung zum Stadtgespräche machen wollte, ich konnte auch dem Polizeikommissär den Namen des Mannes, den ich verfolgte, nicht nennen, er würde entweder mich verspottet oder sofort eine Hatzjagd veranstaltet haben, und das Letztere wollte ich verhüten. Ich habe dann noch einmal jenes Gassenetz und alle angrenzenden Straßen durchwandert, endlich bin dann erschöpft nach Hause gegangen, ohne nur die leiseste Ahnung von der furchtbaren Anklage zu haben, die am nächsten Tage mich treffen sollte.“

Der Gerichtsrath blätterte in den Akten, ein unglaubliches Lächeln umspielte seine Lippen.

„Und als Sie heimkamen, hatten Sie noch eine lange Unterredung mit Ihrem Hausherrn,“ sagte er. „Er bot Ihnen lohnende Beschäftigung an, Sie wiesen dieses Anerbieten mit groben Worten zurück —“

„Weil es mich entehrte!“ erwiderte Bernhard, das Haupt trotzig zurückwerfend. „Ich sollte der Schreiber eines schmutzigen Bucherers werden, sollte ihm die Opfer zu-

führen und dafür gewisse Prozente erhalten — eine solche Zumuthung mußte mich in tiefster Seele empörend.“

„Sie hätten dieses Anerbieten ebenso gut in ruhiger und eines gebildeten Mannes würdiger Weise ablehnen können.“

„Ich war zu aufgereggt, und der Hausfremde sagte mir Worte, die mich beleidigten. Einem solchen Menschen gegenüber kann man nicht immer die Worte auf die Waagschale legen, zumal wenn er selbst die ganze Gemeinheit seiner Gesinnung in seine Worte legt.“

„Und weshalb griffen Sie am nächsten Tage den Herrn Silberberg thätlich an?“

„Ich hätte das nicht thun sollen, aber ich war gereizt worden, das Blut kochte mir in den Adern. Silberberg kam mir von der ersten Stunde an mit Mißtrauen entgegen, obgleich er mir die Maske des Freundes zeigte, ich habe diese Maske sofort durchschaut. Und als er an jenem Morgen behauptete, das Gerichtssiegel sei verlegt und der Depositenschatz jedenfalls beraubt, da erkannte ich darin eine neue Machination, die auf mich einen entehrenden Verdacht werfen sollte. Wenn unter solchen Umständen nicht die Galle in's Blut steigt, der muß die Sanftmuth eines Lammes besitzen, und die habe ich nicht.“

Wieder schüttelte der Untersuchungsrichter das Haupt.

„In Allem, was Sie mir da erzählt haben, finde ich weder für die Entdeckung des Portefeuille's, noch für das Verschwinden der Werthpapiere eine Erklärung,“ sagte er.

„Ich vermag sie leider Ihnen nicht zu geben! Der Paletot Berninger's ist ja auch —“

„Sie werden wohl zugeben, daß das eine ganz andere Sache ist. Der Paletot ist irgendwo am Ufer gefunden worden —“

„Ebenso wohl könnte auch das Portefeuille gefunden worden sein.“

„Das ist schwerlich anzunehmen, aber gesetzt, dem wäre so, dann müßte der Finder doch in demselben Hause wohnen, in dem Sie gewohnt haben.“

„Wäre das undenkbar, Herr Rath?“

„Wenigstens sehr unwahrscheinlich; aber wollte ich selbst diese Möglichkeit gelten lassen, so wäre dadurch noch immer nicht das Verschwinden der Papiere aus dem Depositen-schrank erklärt. Zu diesem Schranke haben Sie allein die Schlüssel befeßen.“

„Und Herr Berninger!“

„Sagen Sie das, um den Verdacht auf ihn zu lenken?“ fragte der Richter scharf. „Jetzt wird es mir klar, weshalb Sie behaupten, in jenem Unbekannten Klemens Berninger entdeckt zu haben, Sie wollen mich dadurch auf eine andere Fährte bringen, mich veranlassen, diese Spur zu verfolgen, nicht wahr? Was würden Sie dadurch im günstigsten Falle erreichen? Nichts weiter, als daß die Untersuchung in die Länge gezogen würde, und dies zu wünschen, liegt wahrlich nicht in Ihrem Interesse. Es ist ja Wahnsinn, behaupten zu wollen, Klemens Berninger sei nach einer solchen Komödie noch einmal in die Stadt gekommen, um sich zur Nachtzeit in sein Haus hinein zu schleichen und die Kasse zu berauben. Und überdies würde die Komödie selbst doch nur dann einen Zweck gehabt haben,

wenn Herr Berninger das Geld mitgenommen hätte. Dieses Geld aber ist in Ihrem Besitze gefunden worden, die Schlüssel zu dem Depositenschrank befanden sich in Ihren Händen, also kann auch nur auf Sie sich der Verdacht sich lenken.“

„Dieser Behauptung gegenüber kann ich nur wiederholen, daß ich völlig schuldlos bin,“ erwiderte Bernhard, sich hoch aufrichtend, „mögen die Richter mich verurtheilen, mein Gewissen spricht mich frei von jeder Schuld. Ich sage Ihnen noch einmal, so gut der Paletot gefunden worden ist, so gut können auch das Portefeuille und die Schlüssel zu dem Depositenschrank in fremde Hände gefallen sein. Es ist nicht meine Sache, dies zu untersuchen, aber ich möchte Sie darauf aufmerksam machen —“

„Schweigen Sie!“ unterbrach der Gerichtsrath ihn barsch. „Ich habe Sie geduldig angehört, weil ich ein gewisses Interesse an Ihnen nahm, ich sagte mir, die Gelegenheit habe Sie zum Verbrechen verleitet, ich hoffte noch immer, daß Sie durch ein unumwundenes Geständniß die schwere Schuld mildern würden, jetzt habe ich diese Hoffnung verloren.“

„Sie glauben an meine Schuld, weil —“

„Weil alle Beweise, alle Zeugenaussagen diesen Glauben bestätigen! Sie stehen heute zum letzten Male vor mir, Herr Schlickum, die Akten werden nach diesem Verhör geschlossen, und binnen Kurzem stehen Sie vor den Geschworenen, bedenken Sie das wohl, und warten Sie nicht, bis die Reue zu spät kommt, nur durch ein offenes Geständniß können Sie die Strafe, die Sie erwartet, mildern.“

Bernhard schlug vor dem ernstern, warnenden Blick des Richters die Augen nicht nieder, der Troß war wieder geweckt in ihm, und dieser Troß sprach aus jedem Zuge seines bleichen Gesichtes.

„Den Richtern, die mich verurtheilen, möge Gott vergeben,“ erwiderte er, „denn sie fällen ein ungerechtes Urtheil!“

„Haben Sie Ihren Aussagen nichts mehr hinzuzufügen?“ fragte der Gerichtsrath lakonisch.

„Nein.“

„Dann können Sie in Ihre Zelle zurückkehren!“

Noch lange saß der Untersuchungsrichter in Gedanken versunken vor seinen Akten.

Sag denn etwas Wahrscheinliches in den Behauptungen des Angeklagten. War es wirklich denkbar, daß Klemens Berninger in jener Nacht in der Stadt gewesen war?

Wenn er das zugab, dann mußte er auch die daraus sich ergebenden Konsequenzen gelten lassen; er mußte die Möglichkeit zugeben, daß Klemens Berninger selbst den Depositenschrant beraubt hatte, und daß — — aber das war ja geradezu Wahnsinn!

Berninger würde nicht so thöricht und vertwegen gewesen sein, die Stadt wieder zu betreten, und selbst wenn dies Wahrheit gewesen wäre, wie sollte die Auffindung des Portefeuilles in der Wohnung des Angeklagten erklärt werden? Schlickum war ein troziger, verstockter Verbrecher, nur er konnte die Kasse und den Depositenschrant beraubt haben, er glaubte durch sein beharrliches Leugnen, seine heuchlerische Miene und stetes Pochen auf seine Schuldllosigkeit das Urtheil des Richters heirren zu können!

Aber der Gerichtsrath hatte auf diesem Felde zu viele Erfahrungen gesammelt und schon manchem verstockten Verbrecher gegenüber gestanden, der mit derselben Maske ihn zu täuschen versuchte, sein scharfer Blick drang hinter diese Maske, und hier kamen ihm überdies unwiderlegbare Beweise zu Hilfe, die jeden Zweifel beseitigten.

Es war Thorheit, irgend welchen Werth auf die Behauptungen des Angeklagten zu legen, mit diesem Endresultat seines Nachdenkens wollte der Gerichtsrath die Akten bei Seite schieben, als die Thüre geöffnet wurde und Silberberg in's Bureau trat.

„Sie kommen im rechten Augenblick!“ rief der Untersuchungsrichter ihm entgegen. „Sie werden das Gerücht kennen, welches behauptet, Klemens Berninger habe die Absicht des Selbstmordes fingirt, um ungehindert entfliehen zu können; der Angeklagte will nun in der Nacht vor seiner Verhaftung Berninger gesehen und verfolgt haben, er läßt sogar durchblicken, daß Klemens Berninger selbst den Depositionschrant beraubt haben könne — was halten Sie davon?“

Ein spöttisches Lächeln glitt über das Gesicht Silberberg's.

„Nichts weiter, als daß Schlichtum Sie zu Nachforschungen veranlassen will, die eine geraume Zeit in Anspruch nehmen und zu keinem Resultat führen würden,“ erwiderte er, „der Zweck liegt auf der Hand, der Angeklagte selbst kommt dadurch mehr oder weniger in Vergessenheit, das Interesse des Publikums stumpft sich ab —“

„Aber wäre es nicht dennoch möglich, daß Berninger diese Komödie gespielt hätte?“

„Hat er das beabsichtigt, so hat er diese Absicht mit seinem Leben bezahlt.“

„Die Leiche ist bis jetzt noch nicht gefunden.“

„Die Depesche, die ich soeben erhalten habe, meldet mir, daß sie gefunden worden ist,“ sagte Silberberg, indem er ein Papier aus der Tasche holte und es dem Gerichtsrath überreichte. „Ich wollte Sie bitten, mir zu sagen, wie ich mich in diesem Falle zu verhalten habe, damit alle Formalitäten des Gesetzes erfüllt werden.“

Der Untersuchungsrichter athmete tief auf, es schien, als ob ihm eine schwere Last von der Seele genommen sei.

„Nehmen Sie einen Verwandten Berninger's, den Sohn oder Bruder mit, und reisen Sie hin,“ sagte er, „unter Hinzuziehung der zuständigen Gerichtsbeamten muß alsdann die Identität der Person festgestellt und zugleich konstatiert werden, ob an der Leiche Verletzungen sich befinden, die auf ein Verbrechen schließen lassen. Richten Sie ferner Ihr Augenmerk darauf, ob die Leiche beraubt worden ist, und namentlich, ob die Schlüssel zum Depositenschrank sich noch vorfinden.“

„Glauben Sie wirklich an eine Beraubung der Leiche?“ fragte Silberberg ironisch. „Für ihre Auffindung war eine so hohe Belohnung geboten, daß —“

„Man kann das nicht wissen, möglich ist es immerhin!“

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem Sturme.

Novelle

von

Franz Eugen.

(Nachdruck verboten.)

„Es ist mir ganz unbegreiflich, wie man bei dieser Hitze so arbeiten kann,“ sagte ein junges Mädchen, das lässig in einem Schaukelstuhl lag und sich mit einem Fächer aus Pfauensehern Luft zufächelte. „Seit einer halben Stunde sehe ich Dir zu, wie Du mit dem Pinsel unermüdet über das Papier fährst und nur aufschaust, um den Blumenstrauß da vor Dir mit Deiner Malerei zu vergleichen. Was findest Du nur an diesen weißen und rothen Blüthen so Besonderes, daß Du Dir die Mühe gibst, sie zu malen, um sie Deiner Freundin nach Paris zu schicken?“

Die Angeredete warf einen bewundernden Blick auf die farbenprächtigen, stark duftenden Kinder des Südens, die mit künstlerischem Geschmac geordnet in einer Vase von Sevresporzellan vor ihr standen.

„Du vergiffest, Margot,“ sagte sie, „daß diese Blumen, die Deinem durch die Farbenpracht der tropischen Flora verwöhntem Auge ganz gewöhnlich dünken, einem Europäer wie ein Märchenwunder erscheinen. Ich bin überzeugt, Delphine wird glauben, wenn sie dies gemalte Bou-

quet sieht, daß mein Pinsel der Natur nachgeholfen habe, während er sie in Wahrheit nicht annähernd erreicht hat. Im Kloster haben meine Mitschülerinnen mir immer etwas ungläubig zugehört, wenn ich ihnen von der Schönheit und Herrlichkeit meiner Heimathinsel erzählte, und ich las es auf ihren Gesichtern, daß sie dachten, meine Schilderungen seien übertrieben, und die Sehnsucht nach dem Vaterlande, von dem ich so lange getrennt gewesen, lasse mir nun in der Entfernung Alles in verschönerndem Lichte erscheinen.“

Margot strich mit einem halb unterdrückten Gähnen die braunen Locken aus der Stirn:

„Es ist doch eigentlich recht langweilig auf dem Lande, seit drei Tagen sind wir hier, und noch ist kein einziger Besuch gekommen.“

Da Heloise nicht antwortete, sondern eifrig zu malen fortfuhr, setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu:

„Warum gibst Du Dir die Mühe, das Bouquet selbst zu malen, in Le Cap*) findet man recht gute Maler, die für ein paar Louisd'or gern die Arbeit für Dich übernehmen würden.“

„Damit wäre mir wenig gedient, denn mir macht gerade die Arbeit selbst Freude.“

„Unfaßlich!“ entgegnete Morgot, ihre rothigen Fingerspitzen betrachtend, „ich nehme nie eine Nadel oder einen

*) „Le Cap“ wird im gewöhnlichen Leben meist die Stadt Cap Haitien (ursprünglich Cap Français) genannt, welche zur Zeit unserer Erzählung, 1791, die Hauptstadt des französischen Theiles der Insel San Domingo oder Haiti war.

Pinsel in die Hand, und thue vom Morgen bis zum Abend nichts, höchstens blättere ich einmal einen Roman durch, aber auch dazu ist es jetzt zu heiß. Glaube mir, Heloise, das *dolce far niente* ist die beste Beschäftigung."

"Das scheint mir denn doch nicht so ganz erwiesen. Du thust nichts und beklagst Dich beständig über die Hitze und die Langeweile, ich beschäftige mich, und fühle mich weder von der Hitze belästigt, noch langweile ich mich."

Margot lachte: „Ja, Du bist auch aus anderem Holze geschnitzt, als wir Kreolinnen."

"Bin ich denn etwa keine Kreolin? Ich nenne San Domingo mit demselben Recht meine Heimath, wie Du, denn ich bin hier geboren."

"Wenn auch Deine Wiege hier gestanden hat, so bist Du deshalb doch keine echte, wahre Tochter dieses Landes. Es fließt anderes, kälteres Blut in Deinen Adern, als in den unseren, das Blut Deiner Mutter, die aus dem fernen nordischen Nebellande jenseit des großen Wassers zu uns herüber kam, und die, wie sie erzählen, unter den heißen Strahlen unserer Sonne hinwelkte wie eine Blume, die man aus dem heimathlichen Erdreich gerissen, und die in dem fremden Boden nicht Wurzel fassen konnte."

Heloisens Blick richtete sich, während Margot sprach, auf das lebensgroße Bild einer schönen jungen Frau, das in breitem Goldrahmen über dem Kamine hing. Sie schien als Braut gemalt worden zu sein, das weiße Kleid, der Spizenschleier und der Orangenblüthenkranz in ihren Locken ließen das vermuthen, und nach der durchsichtigen Klarheit des Teints, dem zarten Rosenhauch der Wangen, dem hellen

Blau der Augen zu schließen, mußte sie eine entschiedene Blondine gewesen sein, aber das Haar war so stark gepudert, daß man seine ursprüngliche Farbe nicht erkennen konnte.

„Arme Mutter,“ seufzte Heloise, „sie starb so früh, daß ich mich ihrer kaum erinnern kann, aber ich weiß, daß sich mein Vater nie über ihren Verlust getröstet. Wie oft habe ich ihn in Thränen hier vor diesem Bilde stehend gefunden, und wenn ich dann meine Arme um ihn schlang und ihn nach Kinder Art zu trösten suchte, sagte er immer: ‚Deine Mutter war ein Engel, aber werde ihr nicht zu ähnlich, damit Du mir nicht auch genommen wirst, wie sie!‘ Der Gedanke, daß das Klima von Domingo sie getödtet, nagte beständig an ihm, und die Furcht, daß ich den Keim ihrer Krankheit geerbt und gleich ihr unter der Tropensonne nicht gedeihen könne, ließ ihm keine Ruhe, so daß er endlich den schweren Entschluß faßte, sich von mir zu trennen und mich in Frankreich erziehen zu lassen. Ich bin überzeugt, daß diese Besorgniß um meine Gesundheit übertrieben war, und ich kann es noch heute nicht verschmerzen, daß es mir nicht vergönnt war, seine letzten Lebensjahre ihm durch meine Liebe zu erheitern, daß er sterben mußte, und seines Kindes Hand ihm nicht die Augen schließen durfte!“

Margot war zu ihr getreten, und den Arm um ihren Nacken legend, küßte sie ihr die Thränen fort, die in den langen Wimpern hingen.“

„Weinst Du um den Vater allein,“ sagte sie, und ihr Blick ruhte forschend auf dem schönen Gesicht, das so traurig und ernst zu ihr auffah, „oder ist es die Sehnsucht

nach Frankreich und denen, die Du dort verlassen, was Deine Augen mit Thränen füllt?"

Heloise schüttelte den Kopf. „Sehnsucht nach Frankreich? Nein, wer sehnt sich denn wohl in der Heimath nach der Fremde, und diese Insel ist ja meine Heimath! O, wie ich dieses schöne Land liebe,“ fuhr sie mit Wärme fort, „mit seinen starren Felsen, seinen wildbrauschenden Strömen, seinen fruchtbaren Thälern und lachenden Ebenen, und den Bergen, die ihre Häupter bis in die Wolken strecken! Diese üppige, in Blatt und Halm so riesenhafte Vegetation, die bunte, seltsame, vielgestaltige Thierwelt, die Feld und Wald belebt, der berauschende Duft, die schimmernde Farbenpracht der Blumen und Blüthen, die überall auf Flur und Wiesen hervorsproßen, wie schön ist das Alles, wie entzückt es mein Auge, wie erfreut es mir das Herz! Für mich ist sie nicht zu heiß, diese glühende Sonne der Tropen, ich habe immer gefroren in dem nordischen Lande, wo sie die Hälfte des Jahres durch Wolken verhüllt ist und immer nur mit kaltem blassem Lichte scheint.“

Margot sah sie erstaunt an, sie war es nicht gewohnt, die sonst so schweigsame und verschlossene Cousine über irgend etwas mit solcher Wärme und Lebendigkeit reden zu hören.

„So bist Du wirklich gerne wieder nach Domingo zurückgekommen? Ich dachte immer, weil Du so ernst und still, so ganz anders bist als ich und meine Freundinnen, Du hättest Dein Herz in Frankreich verloren.“

„Man pflegt doch gewöhnlich im Kloster nicht sein Herz zu verlieren.“

„Du bist aber nicht immer im Kloster gewesen, abgesehen davon, daß Du, ehe Du hieher kamst, mehrere Monate bei den Verwandten Deiner Mutter in England zugebracht, hast Du doch auch, nachdem Du das Kloster verlassen, einige Zeit im Hause Deiner Tante, der Marquise Dacheville gelebt, die viel am Hofe und in der großen Welt verkehrt. Dort hast Du doch sicherlich manchen liebenswürdigen jungen Mann kennen gelernt?“

„Gewiß,“ entgegnete Heloise unbefangen, „meine Tante sieht viele Menschen bei sich, und es waren nicht nur liebenswürdige, sondern auch wirklich geistvolle und interessante Männer darunter, Männer, die schon damals eine bedeutende Rolle auf der politischen Bühne spielten, und später, wie z. B. Mirabeau, Lafayette und mancher Andere in Frankreich zu den Berühmtheiten des Tages zählten.“

„Ach, von solchen rede ich nicht,“ sagte Margot wegwerfend, „wenn die Männer anfangen, sich um Politik zu bekümmern, werden sie immer langweilig! Seit in Le Cap die Assemblée tagt, sind die Gesellschaften dort nicht halb so amüsant mehr wie sonst, statt uns die Cour zu machen und mit uns zu tanzen, steckt immer die Hälfte unserer Cavaliere die Köpfe zusammen und diskutirt die neuesten Nachrichten aus Paris oder die letzte Sitzung unserer hiesigen Herren Volksvertreter, die so dumm sind, ganz ernsthaft darüber zu debattiren, ob man nicht den Gelben*) auf unserer Insel dieselben Rechte zuerkennen müsse, wie den Weißen, weil es die Pariser Nationalversammlung so

*) Mulatten — Mischlinge von Weißen und Negern.

befohlen. Wäre ich König von Frankreich, ich wolltē diese Jakobiner schon zum Schweigen bringen, ich ließe sie Alle in die Bastille stecken.“

„Du vergiffest, daß die Bastille nicht mehr existirt, das Volk hat dieses Bollwerk der Tyrannei längst zerstört.“

„Der Tyrannei!“ wiederholte Margot und drohte ihr schalkhaft mit dem Finger, „Du scheinst ja auch etwas von den Freiheits-Ideen, die jetzt in Frankreich Mode sind, angesteckt zu sein, laß das nur den Papa nicht merken. Aber,“ unterbrach sie sich, „da gerathe ich ja selbst auf das Gebiet der leidigen Politik, reden wir lieber von etwas Anderem! Erzähle mir von Deinem Leben im Hause Deiner Tante zu Paris, von den glänzenden Festen, die Du dort gesehen, von den Triumphen, die Du in der großen Welt gefeiert.“

Heloise lächelte. „Von letzteren wüßte ich Dir wirklich nichts zu erzählen, ein junges, unbedeutendes Mädchen pflegt in Paris in der Gesellschaft wenig beachtet zu werden.“

„Wenn das in der That der Fall war,“ sagte Margot mit etwas ungläubiger Miene, so wird es Dir bei uns um so besser gefallen, denn in unseren Kreisen kann die Erbin von Valande sicher sein, nicht übersehen zu werden, hier wird es Dir an Huldigungen nicht fehlen, und unsere ganze junge Männerwelt wird Dir zu Füßen liegen.“

„Huldigungen, die nur der Erbin von Valande gelten, können doch kaum meiner Eitelkeit schmeicheln,“ entgegnete Heloise. „Wenn Deine Auffassung richtig ist, so wäre der Reichthum für ein Mädchen ein sehr zweifelhaf-

tes Glück, da sie immer glauben muß, daß die Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten, die man ihr erweist, nicht ihr selbst, sondern ihrem Vermögen gelten.“

„So habe ich es nicht gemeint,“ versetzte Margot eifrig, „aber wenn man arm ist, wie ich, so weiß man, welchen Werth der Reichthum hat; alle persönlichen Vorzüge, Jugend, Schönheit, Geist sind wie Edelsteine, die nicht zur Geltung kommen, wenn ihnen die goldene Fassung fehlt. Sieh' jenen Claude Lorraine dort an der Wand, das Bild ist wunderschön: dieser sonnedurchleuchtete Vordergrund, dieses Meer, man meint die Wellen gegen die Quadern des stolzen Säulenganges, dessen Stufen es bespült, rauschen zu hören! Es ist ein Meisterwerk und bliebe das auch, wenn statt des goldenen, kunstvoll geschnitzten Rahmens nur eine einfache Holzleiste es umgäbe, und doch würde es dann nicht denselben Effekt machen, und Viele gingen wohl daran vorüber, ohne seinen Werth zu erkennen. So ist es auch mit Deinem Reichthum, er ist der goldene Rahmen, der alle Vorzüge Deiner Persönlichkeit hervorhebt und die Augen der Welt auf dieselben lenkt. Du wärest ebenso schön, ebenso geistvoll und liebenswürdig, auch ohne diesen Rahmen, aber man würde es weniger bemerken.“

Geloise antwortete nicht, ihr Blick schweifte sinnend über den Raum hin, in welchem sie sich befand; die reiche und prächtige Einrichtung desselben ließ allerdings auf einen fast fürstlichen Reichthum der Besitzerin schließen. Hohe Boissereien von dunklem Acajouholz mit Perlmutter eingelegt, zogen sich an den Wänden hin, die mit Tape-

ten von dunkelrother, mit silbernen Fäden durchwirkter Seide bedeckt waren; der Fußboden war mit hellem, glänzendem Holz getäfelt, der Plafond zeigte ein Gemälde von Künstlerhand: eine Rosen streuende Aurora, deren Wagen leichtgeschürzte Amoretten umgaben. Ueber den vergoldeten Marmorkonsolen zwischen den Fenstern waren Spiegel angebracht, die bis zur Decke reichten, und an der gegenüber liegenden Wand hingen einige treffliche Delgemälde; auf dem Sims des Kamins standen neben einer Pariser Pendule aus Goldbronze schwere silberne Armlenlechter und große Vasen aus Sèvresporzellan. Rothseidene Vorhänge fielen an den Fenstern herab, deren Flügel weit offen standen, aber eingesezte, dichte Gazerahmen ließen das blendende Licht des heißen Sommertages nur gedämpft herein dringen, und wehrten den draußen schwärmenden Insekten den Zutritt, während sie jeden kühlen frischen Lufthauch, der von den waldigen Höhen der Mornen herabwehte, frei durch das Gemach streichen ließen.

„Ja, es ist schön bei Dir in Valande,“ sagte Margot, den Blicken Heloisens folgend, „ich meine, in dem königlichen Schlosse zu Versailles könnte es kaum einen geschmackvoller und schöner ausgestatteten Salon geben, als diesen hier! Wirklich, ich bin gar nicht böse, daß unser altes, häßliches Haus in Maulmain abgebrannt ist und wir so genöthigt sind, Deine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Du behältst uns doch gern hier, Heloise?“

„Welche Frage, liebes Herz! Wie öde und einsam würde mir dieses große Haus erscheinen, wenn ich allein hier wäre, aber Du könntest mir doch auch in Valande

Gesellschaft leisten, ohne daß euer eigenes Haus erst ab-
brennen mußte und ihr dadurch obdachlos wurdet. Du
glaubst nicht, mit welchem Entsetzen ich in jener Nacht,
die ich auf dem Verdeck des Schiffes zubachte, weil mir
der Kapitän gesagt, wir seien in der Nähe San Domin-
go's, und ich den ersten Anblick der geliebten Heimath
nicht in der Kajüte schlafend versäumen wollte, den dunkel-
rothen Schein gewahrte, der kurz vor Tagesanbruch plöz-
lich am Horizont aufflamnte, gerade in der Richtung, wo
Lalande und Maulmain liegen mußten. Und wie dann
am Morgen das Schiff vor Le Cap Anker warf und Nie-
mand von euch an Bord kam, um mich zu begrüßen und
abzuholen, da wußte ich, daß ich mich nicht getäuscht und
entweder mein Haus oder das eurige ein Raub der Flam-
men geworden war."

"Glücklicher Weise das unserige! Es wäre auch zu
schade gewesen, wenn dieses Haus mit seiner kostbaren ele-
ganten Einrichtung jetzt nur noch ein schwarzer Trümmer-
haufen wäre wie Maulmain."

"Man erzählt, daß das Feuer angelegt worden sei?"
sagte Heloise zögernd, mit einem scheuen Blick auf Margot.

"Ich bin überzeugt davon," entgegnete Margot gleich-
müthig, "Moses hat ohne Zweifel das Haus angesteckt, um
sich dafür zu rächen, daß Papa die Strafe, die ihm dik-
tirt war und der er sich durch die Flucht entzog, an seinem
alten Vater vollziehen ließ. Moses wurde nämlich von
Tag zu Tag troziger und fauler, und versührte auch seine
Mittsklaven durch schlechtes Beispiel und aufreizende Reden
zu Müßiggang und Widerseßlichkeit, deshalb schickte ihn

der Aufseher zur Strafe in die Zuckermühle, die alle Schwarzen wie das Feuer scheuen, und um davon los zu kommen, hat er absichtlich die Hand zu nahe an die Maschine gebracht und ein paar Finger verloren . . .“

„Aber er wird sich doch nicht absichtlich verstümmelt haben?“ unterbrach sie Heloise.

„Gewiß,“ entgegnete Margot, „es geschieht sehr häufig, daß ein Schwarzer der Maschine absichtlich zu nahe kommt, um durch Aufopferung von ein paar Fingern der Arbeit in der Zuckermühle enthoben zu werden, denn so bald die Hand verstümmelt ist, können sie das Rohr nicht mehr an die Maschine halten, und sie sind so robust und haben so starke Nerven, daß sie die Schmerzen leicht überwinden. In der letzten Zeit waren bei uns drei, vier solcher Fälle vorgekommen, Papa beschloß deshalb, als der Aufseher ihm sagte, daß er gesehen, wie Moses mit allem Vorbedacht den Finger mit dem Rohr in die Maschine gesteckt, an ihm ein abschreckendes Beispiel für die Uebrigen zu statuiren, und befahl, daß er fünfzig Peitschenhiebe haben sollte, sobald er von seiner Verletzung geheilt wäre. Darauf floh Moses in die Wornen, und Papa erklärte, daß, wenn er binnen achtundvierzig Stunden nicht zurückgekehrt sei, der alte Vater an Stelle des entlaufenen Sohnes die diesem diktirte Prügelstrafe erleiden müsse. Moses kam aber trotzdem nicht zurück und der alte Neger starb während der Prozedur . . .“

„Entsetzlich!“ unterbrach sie Heloise schauernd.

„Ach, so weich und mitleidig mußt Du diesen Schwar-

zen gegenüber nicht sein, sie sind nur durch die Furcht vor der Peitsche in Zucht und Ordnung zu erhalten."

"Aber sie sind doch auch Menschen und empfinden den Schmerz wie wir," wandte Heloise entrüstet ein.

"Das ist eben eine ganz falsche Ansicht, die man in Europa hegt, und die Du dort angenommen hast. Den besten Beweis dafür, daß sie Körperschmerzen nicht so empfinden, wie weiße Menschen, hat Moses selbst geliefert. Sechszunddreißig Stunden nachdem er drei Finger in der Maschine verloren hatte, war er stark genug, um den weiten Weg in die Wornen zu machen, und dann, nachdem er dort in der Wildniß zwei Tage ohne Pflege, ohne genügende Nahrung zugebracht, nach Maulmain zurück zu kehren und unser Haus in Brand zu stecken."

"Bist Du denn gewiß, daß er es gethan?"

"Es bleibt kaum noch ein Zweifel darüber. Das Feuer brach unten im Salon aus, wo seit mehreren Stunden alle Lichter ausgelöscht waren, wie überhaupt im ganzen Haus; auf welche Weise hätte also dort etwas von selbst in Brand gerathen können? Ich hatte mich an jenem Abend, um den nächsten Morgen ein wenig länger schlafen zu können, schon fertig zur Reise angekleidet auf das Bett gelegt, weil wir vor Sonnenaufgang nach Le Cap fahren wollten, um Dich dort bei Deiner Ankunft zu begrüßen — das Schiff, mit dem Du kamst, wurde ja erst gegen Mittag erwartet — und ich mochte deshalb wohl unruhiger und weniger fest schlummern als sonst; so wurde ich gegen Mitternacht durch einen schrillen Ton geweckt, der genau

so klang, wie das Klirren einer zerbrechenden Glasscheibe. Ich springe auf, trete an das Fenster und sehe, daß eine dunkle Gestalt die Stufen der Veranda herabspringt und zwischen dem Gebüsch verschwindet. Eine Weile bleibe ich lauschend stehen, aber da Alles ruhig bleibt, rede ich mir ein, daß ich mich getäuscht, und lege mich wieder zu Bette und schlummere von Neuem ein. Nach kurzer Zeit aber werde ich geweckt durch ein eigenthümliches Knuschen, Knistern und Knattern, das aus der unteren Etage — mein Zimmer lag über dem Salon — zu mir herauf dringt, und zugleich sehe ich, wie ich mich im Bette aufrichte, einen grellen Lichtschein, der über die Baumkronen des Gartens hinzuckt. Es wird der Mond sein, denke ich, immer noch schlaftrunken, aber dann besinne ich mich, daß der Mond ja heute gar nicht scheint, und das ist auch kein weißes Mondlicht, sondern rother Flammenschein. Mit einem Schrei fahre ich auf, kein Zweifel, es brannte im Hause selbst, der untere Stock mußte schon in hellen Flammen stehen. Ich reiße an der Glocke, laufe: Feuer! Feuer! rufend, über den Korridor nach Wapa's Zimmer, und wecke ihn. Es blieb ihm kaum noch so viel Zeit übrig, Geld, wichtige Papiere und Werthsachen in ein Schatulle zu packen, denn die Flammen züngelten schon nach den untersten Stufen der Treppe, als wir dieselbe hinab eilten, um das Freie zu gewinnen. Wäre ich nur um ein paar Minuten später erwacht, so würden wir Beide verbrannt sein, und Moses hatte das auch so geplant."

„Gottlob, daß ihr gerettet seid!“ sagte Heloise. „Aber wäre es nicht vielleicht besser, die Sklaven milder zu behan-

deln, um sie nicht zu solchen Akten teuflischer Rachsucht zu reizen, deren Opfer Du und Dein Vater beinahe geworden wäret?“ —

„Geda, Pompejus! Cäsar! Ist denn Keiner von dem schwarzen Gesindel da, um mir mein Pferd abzunehmen?“ so rief in diesem Augenblick draußen vor dem Fenster eine sonore Männerstimme.

„Ah, da ist Armand!“ sagte Margot, indem sie aufsprang und nach der Thüre eilte. „Dachte ich es mir doch, daß er heute hieher kommen würde, um Dich zu begrüßen, da er nicht, wie er gewollt, zu Deinem Empfang in Le Cap sein konnte.“

Ueber Heloisens Wangen flog ein leichtes Roth und sie beugte sich tiefer über ihre Malerei, ohne etwas zu erwiedern, aber als Margot das Zimmer verlassen hatte, trat sie an das Fenster, wo sie hinter der aufgespannten Gaze Alles hören und beobachten konnte, was draußen vorging, ohne doch selbst von den Untenstehenden gesehen zu werden. Ein junger, schlanker Mann schwang sich dort vom Pferde und warf die Zügel einem Neger im Treppentrock zu, der eilig vom Hofe heran kam. Dann sprang er mit leichtem, elastischen Schritt die Stufen der Veranda hinan, auf welche eben ein grauköpfiger, stattlich und vornehm aussehender Herr hinaustrat, der Graf Henri Bressier, Armands und Margots Vater und Heloisens Vormund.

„Ihrem Befehle gehorsam, bin ich hier, Papa!“ sagte Armand, die Hand des Vaters flüchtig mit den Lippen berührend.

Dieser erwiderte die Begrüßung des Sohnes mit

einem kurzen Neigen des Hauptes und sagte in strafendem Tone:

„Ich bin sehr unzufrieden mit Dir, Armand, weil Du Deine Cousine nicht, wie ich es ausdrücklich von Dir verlangte, gleich bei ihrer ersten Ankunft in der Heimath begrüßt hast.“

„Aber mein Gott, Papa, Sie können doch wirklich nicht verlangen, daß ich um dieser kleinen Pensionärin willen unsere lustige Jagdparthie aufgeben sollte.“

„Diese kleine Pensionärin ist die Erbin von Lalande, die mit ihrer Hand eine Million zu vergeben hat, das solltest Du nicht vergessen, mein Sohn!“

Heloisens scharfem Ohr war von diesem im halbblauten Tone geführten Gespräch keine Silbe entgangen, sie hatte leise gelächelt, als Armand von ihr als der „kleinen Pensionärin“ sprach, aber ein Schatten flog über ihr Gesicht, wie sein Vater sie die Erbin von Lalande nannte, und hastig trat sie vom Fenster zurück und begann wieder ihre Arbeit. Sie schien geflissentlich ihre ganze Aufmerksamkeit auf dieselbe konzentriren zu wollen, denn sie wandte den Blick nicht einmal nach der Seite des Fensters und malte emsig weiter, doch war ihre Hand nicht mehr so fest wie vorher, und die Blätter der Magnolie, die sie eben kopirte, zeigten zackige und unregelmäßige Linien, wie sie an dem Original nicht zu sehen waren. Sie sah auch nicht auf, als jetzt die Thüre sich öffnete, sondern malte eifrig weiter.

„Armand ist gekommen, ich hatte mich nicht getäuscht, als ich seine Stimme zu erkennen glaubte,“ sagte Margot, die allein in das Zimmer getreten war. „Aber die Blu-

men dort scheinen Dich wirklich mehr zu interessiren, als die Nachricht von seiner Ankunft," fuhr sie schmolend fort, da Heloise nichts erwiderte. „Bist Du denn gar nicht neugierig darauf, ihn zu sehen? Ich sage Dir, er gilt unter unserer Damenwelt für den liebenswürdigsten und unwiderstehlichsten unserer Cavaliere, und wenn er gleich mein Bruder ist, so muß ich doch sagen, daß er diesen Ruf verdient, aber ich will ihn nicht loben, damit Du mich nicht der Parteilichkeit beschuldigst. Du wirst ja selbst urtheilen können, denn er wird gleich hier sein, er will nur erst den Reifestaub von den Füßen schütteln, ehe er Dich begrüßt. Sieh, da kommt er schon!"

Heloise hatte sich bei Margots Ausruf erhoben und ging langsam den Eintretenden entgegen. Der Ältere der Beiden, Graf Henri Bressier, küßte Heloise leicht auf die Stirn und sagte dann, ihr seinen Begleiter vorstellend:

„Hier bringe ich Dir Deinen Better Armand, der sich sehr freut, Dich endlich wieder in der Heimath willkommen zu heißen.“

Der junge Mann führte die Hand, die ihm Heloise mit unbefangener Freundlichkeit reichte, an seine Lippen, indem er lächelnd sagte:

„Es ist so lange her, seit wir einander zum letzten Male gesehen, daß Sie sich meiner kaum noch erinnern werden, schöne Cousine, und ich darf daher Ihnen gegenüber wohl nicht das Vorrecht eines alten Bekannten in Anspruch nehmen.“

„Jedenfalls aber doch das eines nahen Verwandten,“ warf Graf Bressier ein, der die Beiden scharf beobachtete,

„Von diesem Vorrecht habe ich auch schon Gebrauch gemacht,“ sagte Armand, „ich lud nämlich die Herren von Massillon und v. Rivallier, Ihre Nachbarn, die an unserer Jagdparthie Theil nahmen und die Absicht aussprachen, in der Kürze nach Lalande zu kommen, ein, heute mit uns zu speisen. Sie zürnen mir doch nicht, Heloise, daß ich mir diese Freiheit nahm?“

„Gewiß nicht, ich werde mich freuen, die Herren zu empfangen,“ entgegnete Heloise, sich nach der Thüre wendend, „aber ich will nur rasch mit dem Hausmeister Rücksprache nehmen, um unsere Gäste auch würdig empfangen zu können.“

„Bleib, Heloise,“ sagte Graf Bressier rasch, „ich habe bereits alle nöthigen Befehle ertheilt.“

Heloise zog die feinen Brauen leicht zusammen: „Sie sind in der That zu gütig, lieber Onkel, mir in meinem eigenen Hause alle die Mühen und Pflichten der Hausfrau abzunehmen.“

„Der Marquis v. Beaumont, die Herren v. Massillon und v. Rivallier!“ meldete ein gallonirter Keger, die Flügelthüren aufreißend.

„Beaumont!“ wiederholte Bressier halblaut, indem er sich zu seinem Sohne wandte, „wie kommt der hieher?“

Armand zuckte die Achseln: „Ich bin ebenso überrascht durch das Erscheinen des Marquis, wie Sie, mein Vater.“

Der Genannte, eine edle, hochgebietende Greisengestalt, war inzwischen, gefolgt von den beiden jüngeren Herren, eingetreten, und nach einer kühlen Verbeugung gegen Bressier schritt er rasch auf Heloise zu.

„Mein liebes Kind, seien Sie mir herzlich begrüßt!“ sagte er bewegt und ergriff mit Wärme ihre Hand. „Ich war der beste Freund Ihres Vaters, der mir, obgleich er so viel jünger war als ich, doch vorangegangen ist in das Grab! Ich hoffe, daß Sie mir gestatten werden, mich auch Ihren Freund zu nennen?“

Heloisens Auge wurde feucht, als sie dem Blick des alten Mannes begegnete, der mit väterlicher Zärtlichkeit auf ihr ruhte, aber ehe sie ein Wort auf seine herzliche Anrede erwidern konnte, trat Bressier dazwischen und stellte ihr die Herren v. Massillon und v. Rivallier vor. Gleich darauf meldete der schwarze Haushofmeister, daß das Diner servirt sei. Heloise nahm, ohne sich zu besinnen, den Arm des Marquis und ging mit ihm voraus in das Speisezimmer, den Anderen überlassend, ihr zu folgen. Mit derselben ruhigen Sicherheit machte sie, nachdem sie den Platz am oberen Ende des Tisches eingenommen, und Massillon, als dem älteren der beiden anderen Gäste, den Stuhl zu ihrer Linken angewiesen, die Honneurs während des Mittagessens, und ihr ganzes Wesen und Auftreten zeigte, daß sie sich ihren Verwandten ebenso wie den fremden Gästen gegenüber hier ganz als Hausfrau fühlte. Die Laune des Grafen Bressier, der schon durch das Erscheinen des Marquis verstimmt worden war, wurde durch dieses Benehmen seiner Nichte nicht eben verbessert, es ärgerte ihn nicht wenig, daß dieses junge Mädchen es wagte, in seiner Gegenwart als Herrin aufzutreten in dem Hause, wo er seit dem Tode seines Betters, in seiner Eigenschaft als Onkel und Vormund der abwesenden Erbin, gewohnt gewesen, wie ein

unumschränkter Gebieter zu schalten und zu walten. In finstere^m Schweigen versunken beobachtete er Heloise, die sich leise und angelegentlich mit dem Marquis unterhielt und kein Ohr hatte für das lustige Geplauder, das sich zwischen Margot, Rivallier und Armand entsponnen hatte und einem Kreuzfeuer von Wit und munteren Einfällen gleich. Der Tisch war mit auserlesenen Speisen reich besetzt, neben der köstlichen Wildpastete aus Cuba stand ein riesiger Truthahn, zwischen Palmkohl und Bananensalat lagen auf silberner Schüssel die fetten, braunen Walddrosseln, ein von Gourmands hochgeschätzter seltener Braten, Fische in den verschiedensten Gestalten fehlten nicht, und dazwischen lagen auf schweren Krystallschalen Konfituren und Patatentuchen, und in schön geformten Körben reizten zwischen grünen Blättern riesige Ananas, Melonen, Feigen und andere Früchte des Südens Auge und Gaumen. Aber Bressier ließ fast alle diese Leckerbissen ungekostet vorübergehen, nur den schweren spanischen Weinen, die aus dem unter spanischer Herrschaft stehenden Theil der Insel stets in großen Mengen nach der französischen Kolonie herüberschmuggelt wurden, sprach er eifrig zu. Der Wein machte ihn aber weder heiterer noch gesprächiger, er verharrte in seinem düsteren theilnahmlosen Schweigen, bis bei dem Dessert die Unterhaltung der Tischgenossen auf die politischen Zustände der Insel sich wandte, die der Marquis von Beaumont im Gegensatz zu Herrn v. Massillon, welcher meinte, mit einigen Zugeständnissen an die Selben sei die Ruhe in der Kolonie leicht wieder herzustellen, für sehr ernst und gefahrdrohend erklärte.

„Wenn unser Gouverneur Blanchelande die Energie gehabt hätte, den Dekreten des Pariser Konventes den Gehorsam zu verweigern und offen für die Sache des Königs und der Ordnung Partei zu nehmen,“ sagte Beaumont, „so würden wir jetzt nicht vor der Alternative stehen, entweder den Gelben gleiche Rechte mit uns Weißen zu gewähren oder den Bürgerkrieg zu beginnen. Die Assemblée in Le Cap, wo die petits-blancs, Leute ohne Namen, ohne Vermögen, ohne Stellung, die bei einer socialen Umgestaltung unserer Verhältnisse nichts zu verlieren haben und deshalb viel zu gewinnen hoffen, das große Wort führen, stimmt ja für die achtzehn Artikel, welche den Gelben die politische Gleichstellung mit den Weißen einräumen. Ueberstimmen wir, der angeesehene Adel der Insel, dieselben, und macht Blanchelande, woran ich zweifle, unseren Beschluß zu dem seinigen, so bin ich überzeugt, daß die revolutionäre Minorität Rigaud und Petion mit ihren wohlbewaffneten Banden aus dem Westen gegen uns zu Hilfe rufen und dann . . .“

„Dahin dürfen wir es eben nicht kommen lassen,“ fiel Bressier lebhaft ein, „wir müssen laviren und eine entscheidende Abstimmung der Assemblée hinausschieben, bis wir Blanchelande ganz zu uns herübergezogen und mit seiner Unterstützung diejenigen militärischen Maßregeln getroffen haben, die nöthig sind, um einem etwaigen Aufstand in Le Cap und einem bewaffneten Vorgehen der Gelben von Westen her zugleich die Spitze zu bieten.“

„Ja wohl,“ stimmte Massillon bei, „und schlimmsten Falls bewaffnen wir ein paar Tausend von unseren Sla-

ben und führen sie gegen die Gelben. Und gegen ihre farbigen Brüder, welche trotz der nahen Blutsverwandtschaft von den Schwarzen so glühend gehaßt werden, gehen diese mit Freuden in den Kampf und werden sich schlagen, wie die leidenschaftlichen Teufel, dafür stehe ich Ihnen ein.“

Der Marquis schüttelte den Kopf: „Das würde ich für ein sehr gefährliches Experiment halten; der Geist der Empörung und der Widersetzlichkeit, der jetzt in Frankreich die unteren Stände ergriffen hat und dort schon zum Umsturz aller bestehenden Verhältnisse führt, hat sich leider auch auf unserer Insel verbreitet und unsere Sklaven sind nicht frei von der Ansteckung des revolutionären Giftes geblieben. Die große Zahl von Negern, die ihren Herren entlaufen und in die Wornen fliehen, ist ein redender Beweis dafür.“

„Sie haben Recht,“ sagte Bressier, sich zum ersten Mal direkt an den Marquis wendend, „es regt sich ein Geist der Widersetzlichkeit in unseren Sklaven, der nur durch die äußerste Strenge niedergehalten werden kann. Der Neger muß immer vor seinem weißen Herrn zittern, denn mit der Furcht schwindet bei ihm auch der Respekt.“

„Dieser Theorie widerspricht die Erfahrung,“ versetzte der Marquis, „nach welcher es feststeht, daß es gerade die strengsten Herren sind, denen die meisten Sklaven entlaufen. Mir dünkt, Sie haben selbst diese Erfahrung gemacht, Graf Bressier, denn Maulmain und Balande liefern das stärkste Kontingent zu der Zahl der in die Wornen entflohenen Sklaven.“

Bressier biß sich auf die Lippen und eine rothe Born-

wolke überflog seine Stirn, aber er beherrschte seine Aufregung und entgegnete ruhig: „Es sind allerdings einige Sklaven aus den beiden genannten Plantagen in die Mornen entlaufen, ob eine größere Zahl als aus anderen Besitzungen, weiß ich nicht. Die Klagen über das häufige Entweichen der Sklaven in die Mornen sind wenigstens allgemein. Aber ich habe jetzt Maßregeln getroffen, um solche Fluchtversuche für die Zukunft unmöglich zu machen; der Anblick der vier Bluthunde, echte Eubarasse, die seit acht Tagen in meinem Hundezwinger sind, genügt, um den Schwarzen alle Gelüste nach der Flucht in die Mornen aus dem Kopfe zu treiben.“

„Ich glaube,“ sagte Heloise, indem sie sich erhob und so das Zeichen zum Ausbruch der Tafel gab, „das beste Mittel, die Sklaven von jedem Gedanken an eine Flucht in die unwirthlichen Mornen abzuhalten, ist, sie mit Gerechtigkeit und Milde zu behandeln. Hier in Salande wünsche ich wenigstens kein anderes Mittel in Anwendung gebracht zu sehen.“

Sie nahm mit diesen Worten den Arm des Marquis und trat auf die Veranda hinaus, wo man den Kaffee servirt hatte. Ohne den finsternen Blick ihres Oheims und dessen leise gemurmelten Worte: „Das wollen wir sehen, noch bin ich Herr in Salande,“ zu beachten, wandte sie sich mit einer gleichgiltigen Bemerkung an Herrn v. Rivallier, der Margot seinen Arm geboten und ihr auf die Veranda gefolgt war. Dieser verstand, daß Heloise das eben an der Tafel geführte Gespräch abubrechen wünschte und ging bereitwillig auf das von ihr angeschlagene Thema

ein, und Armand und Herr v. Massillon folgten seinem Beispiel, so daß bald eine heitere, unbefangene Unterhaltung im Gange war, bei welcher Margot und ihr Bruder das Wort führten, während Heloise sich ziemlich schweigsam verhielt. Inzwischen war es Abend geworden, von den Mornen her wehte ein erfrischender Wind und Margots Vorschlag, einen Gang durch den Garten zu machen, fand allgemeinen Anklang. Ehe Armand seine Absicht, Heloisen seinen Arm zu bieten, ausführen konnte, hatte sie schon den des Marquis genommen und schritt mit ihm so rasch voraus, daß ein kleiner Zwischenraum zwischen ihnen und den Nachfolgenden entstand, so daß sie ungehört von diesen mit ihrem Begleiter reden konnte.

„Ich glaube mich heute wieder nach Paris versetzt,“ begann sie, „wie oft bin ich dort im Salon meiner Tante Zeuge gewesen von ähnlichen politischen Wortkämpfen und heißen Debatten, wie die, welche eben an meinem Tische stattfanden, und wie wenig habe ich damals geahnt, daß meine heimathliche Insel, die in meiner Erinnerung wie ein blumengeschmücktes Eden des Friedens auf dem Meere zu schwimmen schien, von denselben Parteileidenschaften zerrissen wird, wie das arme Frankreich!“

„Die Zustände sind hier noch viel trostloser und gefährlicher als im Mutterlande,“ entgegnete der Marquis, „es gibt keine unveröhnlicheren Gegensätze, als die der Farbe, keinen giftigeren, erbitterteren Kampf, als den von Rasse gegen Rasse, und solche Verhältnisse walten hier ob. Mit den Waffen in der Hand stehen schon die Gelben den Weißen gegenüber, um sich gleiche Rechte mit der herr-

schenden Raste zu erkämpfen, und unsere ganze Sicherheit beruht auf dem Haß, der diese Farbigen von ihren schwarzen Vettern scheidet, und der Indolenz und dem Stumpfsinn der Neger. Es gibt auf der Insel 20,000 Weiße, 60,000 Gelbe und 400,000 Schwarze, diese Zahlen sprechen deutlich genug von der furchtbaren Gefahr, die uns droht, wenn die beiden Letzteren ihre angeborene Antipathie so weit überwinden könnten, um gemeinsame Sache gegen uns, die jetzigen Herren der Insel, zu machen.“

„Halten Sie das für wahrscheinlich?“ fragte Heloise ungläubig.

„Für möglich wenigstens. Seit die revolutionären Prinzipien in Frankreich zur Herrschaft gelangt sind, und die Pariser Legislative in gänzlicher Unkenntniß unserer hiesigen Zustände ein verrücktes Dekret nach dem anderen über das Meer herübersendet, spizen sich unsere Verhältnisse immer mehr zu einer Krisis zu. Ich sehe sehr trübe in die Zukunft Domingo's, so trübe, daß ich meinem Intendanten den Auftrag gegeben habe, meine Plantage zu verkaufen, weil ich diese Insel für immer verlassen und nach Jamaika, wo eine Nichte von mir, die einzige Blutsverwandte, die ich noch habe, an einen Engländer verheirathet ist, übersiedeln will.“

„Sie wollen uns verlassen,“ rief Heloise betroffen. „Ach, und ich hatte mich schon so gefreut, in meinem nächsten Nachbar einen Freund meines theuren Vaters zu finden, dessen Rath ich immer einholen könnte, wenn ich eines einsichtigen Führers in den hiesigen, mir so fremd gewordenen Verhältnissen bedürfte.“

„Meine Beziehungen zu Ihrem Oheim sind so wenig freundlicher Art,“ entgegnete der Marquis, „daß auch, wenn ich hier bliebe, ein nachbarlicher Verkehr zwischen uns Beiden, mein liebes Kind, nicht stattfinden könnte. Nur der lebhafteste Wunsch, Sie, die Tochter meines verstorbenen Freundes, vor meiner Abreise noch zu sehen und Ihnen einen Rath zu geben, konnte mich bewegen, das Widerstreben zu überwinden, mit dem ich die Schwelle eines Hauses überschreite, dessen Herrin unter Henri Bressier's Vormundschaft steht.“

„Und was rathen Sie mir?“ sagte Heloise, deren Blick ängstlich fragend an den Zügen des alten Mannes hing.

„Verlassen Sie schleunigst dieses Land, wir stehen hier auf einem Vulkan, dessen nächster Ausbruch uns Alle mit Vernichtung bedroht. Kehren Sie zu Ihren Verwandten nach England zurück, sei es mit oder ohne Erlaubniß Ihres Vormundes, aber gehen Sie, gehen Sie lieber heute als morgen!“

„Dieses Land verlassen!“ entgegnete Heloise lebhaft, „nie, niemals! Komme, was da mag, ich theile das Schicksal aller der tausend anderen weißen Bewohner der Insel. Die Zustände hier mögen vielleicht gefahrdrohend sein, aber Sie verzeihen mir wohl, wenn ich Ihre Anschauungen für zu düster gefärbt halte.“

Der Marquis schüttelte leise sein graues Haupt. „Ich fürchte, die Zukunft wird lehren, daß ich nur zu klar gesehen. Aber gleichviel, auch wenn die Gefahr nicht so groß wäre, wie sie mir erscheint, was fesselt Sie hier? Sie sagen selbst, daß Sie in diesem Lande fremd geworden seien;

Ihre Verwandten, die Sie früher kaum gekannt, denn Ihres Vaters Freundschaft für Henri Bressier datirt erst aus den letzten Jahren, stehen Ihnen doch natürlich fern, Freunde sich hier zu erwerben, haben Sie noch nicht Zeit gehabt, welches Band knüpft Sie denn also an diese Insel?"

"Das Band, welches das Herz eines Jeden an die Heimath knüpft," rief das junge Mädchen lebhaft. "Und ist sie denn nicht schön, diese Heimath, oder muß man in dem kalten, farblosen Norden gelebt haben, um den unsagbaren Zauber der Tropenwelt so voll und ganz zu empfinden, wie ich es thue? An einem solchen Abend, wie dieser, ist es ja schon Glück genug, nur zu athmen und zu schauen!"

Sie war stehen geblieben und ihr Auge schweifte mit Entzücken über das Bild hin, das sich von der Anhöhe, die sie eben erreicht hatten, vor ihren Blicken ausbreitete. Fern im Westen verglühete eben der letzte Schein des Abendroths, über den nahen waldigen Ruppen der Mornen stieg die röthliche, volle Scheibe des Mondes herauf und beleuchtete hell die in den brennendsten Farben prangenden Blumenparterres des Gartens, die mit grünen Rasenflächen und schönen Baumgruppen abwechselten. Myriaden von leuchtenden Insekten tanzten wie Schwärme von Feuerfunken um die dichten Kronen der schlanken Pflaumpalmen, oder glühten wie schimmernde Edelsteine in dem dunkeln Laub der Rosen- und Jasmingebüsch.

"Ja, diese Insel ist ein Paradies," sagte Heloise, "ich würde vollkommen glücklich hier sein, wenn mein Vater noch lebte und ich jetzt mit ihm mich freuen könnte an all

der Schönheit, die mein Auge entzückt. O, erzählen Sie mir von ihm, Sie waren ja sein Freund," fuhr sie fort und schlug einen Seitenweg ein, um die Begegnung der beiden anderen Herren zu meiden, die seither mit Bressier auf und nieder gegangen waren, und jetzt, da dieser in einer Wirthschaftsangelegenheit von dem Intendanten abgerufen worden, die Absicht zu haben schienen, sich Heloisen und dem Marquis anzuschließen.

„Kommen Sie," sagte Rivallier zu Massillon, „die Beiden dort wünschen offenbar unsere Begleitung nicht, wir wollen zurückgehen und sehen, wo die hübsche kleine Margot steckt, die vorhin mit ihrem Bruder unter der Veranda sitzen blieb."

„Jetzt, da wir allein sind," sagte Massillon, seinen Arm vertraulich in den des Anderen schiebend, „erklären Sie mir einmal den eigentlichen Grund der Feindschaft zwischen Bressier und dem Marquis."

„Sie datirt von dem Tage her, an welchem Bressier's Stiefbruder so plötzlich starb."

„Richtig, ich habe darüber allerlei munkeln hören, aber Niemand will oder kann mir etwas Bestimmtes darüber sagen. Ich war damals in Frankreich, wie Sie wissen, so habe ich natürlich nur das Wenige erfahren, was über die dunkle Geschichte in's Publikum gedrungen ist. Sie aber, als nächster Nachbar der beiden Brüder, sind doch gewiß über den ganzen Hergang genau unterrichtet. Sagen Sie mir also offen, was ist damals eigentlich geschehen, auf meine Diskretion können Sie zählen."

„Was ich weiß, will ich Ihnen mittheilen, aber es ist

nicht viel mehr, als Sie schon von Anderen gehört haben werden. Sie erinnern sich wohl noch — es war kurze Zeit vor Ihrer eigenen Abreise nach Paris — daß Louis Bressier in Folge von Zerwürfnissen mit seinem älteren Bruder nach Amerika hinüber ging. Er blieb dort ein paar Jahre und kam dann mit einem kleinen Knaben und einer schönen Farbigen zurück, die er für seine rechtmäßige Frau erklärte. Sie war sehr gebildet, offenbar äußerst sorgfältig erzogen, in ihrer ganzen Erscheinung eine vollkommene Dame. Ihr Vater, ein Pflanzer aus Louisiana, sollte nach Bressier's Angabe sie als seine legitime Tochter anerkannt haben, aber Sie begreifen, daß wir trotzdem Alle jeden Verkehr mit einem Manne mieden, der einer Farbigen den Namen seiner Gattin gab. Kein Kreole wollte Gast in einem Hause sein, wo man einem Weibe, in dessen Adern Negerblut floß, die Rücksichten erweisen sollte, die man einer Gräfin Bressier schuldet. Nur Beaumont und sein Freund Dacheville, der Vater unserer jungen Wirthin hier brachen den Bann, der über Louis Bressier lag, und kamen häufig mit ihm zusammen. Mit seinem Bruder, welcher stets behauptete, daß er mit jener Farbigen gar nicht getraut sei, und nur um, wie er immer gern gethan, der öffentlichen Meinung den Fehdehandschuh in's Gesicht zu schleudern, sie für seine Gattin erklärt habe, war Louis seit seiner Rückkehr ganz zerfallen. Erst als einige Jahre später jene Farbige starb, gelang es den Bemühungen ihres Betters Dacheville, eine Art von Ausöhnung zwischen den Brüdern zu Stande zu bringen, jedoch verkehrten dieselben nicht eben häufig zusammen. Da

erkrankte Louis eines Tages plötzlich und sein Intendant, ein dem älteren Bressier sehr ergebener Mann, setzte diesen sofort davon in Kenntniß. Er kam auch auf die Nachricht hin gleich von Maulmain herüber und brachte die alte Urrara mit, eine in der Bereitung von Heiltränken sehr geschickte Negerin, von der aber ein dunkles Gerücht behauptet, daß sie Kenntniß habe von jenen gefährlichen Pflanzengiften, die keine Spuren im Körper des Getödteten zurücklassen, in deren Herstellung einzelne Negerstämme sehr erfahren sind, und daß die Kranken, die sie pflege, oft sehr rasch gestorben seien, wenn ihr Tod Dem oder Jenem Vortheil gebracht habe. Dahingegen war es notorisch, daß ihre Fieberarzeneien weit und breit im Lande berühmt waren und Viele denselben ihre Herstellung von schweren Krankheiten dankten. So durfte man sich also eigentlich nicht wundern, daß Bressier, zu dessen Sklaven sie gehörte, ihr die Pflege des Bruders übergab. Wirklich erholte sich dieser auch sehr rasch, nachdem er einige von ihren Tränken genommen, und man hielt ihn für gerettet, als er ganz plötzlich einen Rückfall bekam und gerade zwei Stunden früher starb, ehe die Gerichtspersonen, welche er aus Le Cap hatte holen lassen, um sein Testament zu machen, eintrafen. Man sagt, daß der Kranke, bevor er den Boten nach der Stadt schickte, eine sehr heftige Scene mit dem Bruder hatte, der sich weigerte, die Legitimität von Louis' Sohne anzuerkennen, worauf derselbe in aller Eile sein Testament machen wollte, um die Zukunft dieses Sohnes auf alle Fälle sicher zu stellen.“

„Und er starb, ehe er das Testament machen konnte?“
fiel Massillon ein.

„Ja, und nach seinem Tode fand sich weder eine schriftliche Verfügung zu Gunsten Viktors, so hieß der Sohn, noch der Trauschein von dessen Eltern, so fiel denn das Vermögen an den älteren Bruder.“

„Und was wurde aus Bressier's Sohn?“

„Der arme Junge, der bisher als der Sohn und Erbe des Grafen Bressier sich betrachtet hatte, war jetzt vor dem Gesetz nur ein Sklave. Zum Glück für ihn nahm Charles Dacheville ihn in sein Haus auf, wo er ganz als zur Familie gehörig betrachtet wurde und bis zum Tode desselben blieb. Dann aber soll es zwischen ihm und dem älteren Bressier, der als Vormund von Dacheville's abwesender Tochter Herr und unumschränkter Gebieter in Lalande war, zu schrecklichen Scenen gekommen sein, und Viktor entfloh, wenig Tage nachdem sie seinen Wohlthäter begraben hatten, in die Mornen.“

„Und Sie glauben wirklich, daß Bressier seinen leiblichen Bruder habe vergiften lassen.“

„Davon habe ich kein Wort gesagt,“ unterbrach ihn hastig der Andere, „wer möchte auch Bressier eines solchen Verbrechens bezüchtigen? Das plötzliche Hinscheiden seines Bruders, als er gerade im Begriff stand, zu Gunsten seines Sohnes zu testiren, der schlimme Ruf, in welchem die alte Urrara als Giftmischerin steht, und der Umstand, daß er ihr so bald darauf die Freiheit gab und ein eigenes Haus und Land schenkte — das Alles hat Veranlassung zu jenem

Verdacht gegen ihn gegeben, dem aber jede positive Grundlage fehlt. Aber reden wir rasch von etwas Anderem, da kommt Beaumont mit unserer schönen Wirthin, und dort sehe ich auch Bressier nebst Armand und Margot sich uns nähern.“

„Der Marquis wird zum Ausbruch mahnen wollen,“ sagte Massillon, „er scheut in seinem Alter die Fahrt in der Nachtkühle, und ich kann auch nicht länger hier bleiben, weil ich morgen in aller Frühe nach Port au Prince hinüber muß.“

„Ich bin in demselben Fall,“ sagte Rivallier.

Sie näherten sich darauf Heloisen, welcher der Marquis eben ernst und bewegt Lebewohl sagte.

„Wir werden uns in diesem Leben wahrscheinlich nicht mehr sehen,“ sagte er, ihre Stirn küssend, „denn in wenig Tagen verlasse ich für immer diese Insel, über welche ich Unheil verkündende Wolken heraufziehen sehe. Möge Gott Sie schützen, liebes Kind, auf daß Sie es nie bereuen, meiner Warnung kein Gehör geschenkt zu haben!“

Er hatte die letzten Worte so leise gesprochen, daß nur Heloise sie vernahm, und mit einer kurzen, kalten Verbeugung gegen die Familie Bressier wandte er sich seinem Wagen zu, der inzwischen vorgefahren war. Die beiden anderen Herren verabschiedeten sich ebenfalls und bestiegen ihre Wagen, bis zu welchen ihnen Armand das Geleit gab. Als er zurückkam und sah, daß Heloise die Stufen der Veranda hinauf stieg, rief er ihr zu: „Ich hoffe doch nicht, schöne Cousine, daß Sie die Absicht haben, diesen wundervollen Abend im Hause zu verbringen! Geben Sie

mir Ihren Arm und lassen Sie uns noch einen Gang durch den Garten machen und im Mondschein ein wenig schwärmen.“

„Ich habe Kopfweh, lieber Vetter, und will mich deshalb zur Ruhe begeben,“ versetzte Heloise, und ihr Gesicht, auf welches, als sie jetzt den Kopf nach ihm umwandte, halb das Mondlicht fiel, sah so bleich und müde aus, daß Armand nicht an der Wahrheit ihrer Worte zweifelte. Sie ging schnell, als ob sie fürchtete, daß man noch einen Versuch machen werde, sie zurückzuhalten, die letzten Stufen der zur Veranda führenden Treppe hinan und trat durch die geöffneten Glastüren in den Salon, wo sie einen der auf dem Kamin stehenden Leuchter ergriff und den Weg nach ihrem Zimmer einschlug. Bei ihrem Eintritt richtete sich eine alte Negerin, die dort auf einer Matte kauerte, rasch empor und blickte scheu und erwartungsvoll in das Gesicht des jungen Mädchens. Einen Augenblick haftete Heloisens Auge fragend und unsicher an ihren Zügen, dann rief sie: „Sara, liebe Sara, jetzt erkenne ich Dich wieder, ja Du bist es!“ und schlang die Arme um den Hals der Alten und küßte zärtlich ihre runzelige Wange.

„Ach, ich wußte es ja,“ schluchzte Sara, „daß mein Goldherz, meine Elli, mich nicht vergessen haben könnte! Ich schwieg ganz still, als der gnädige Herr bestimmte, daß nicht ich, sondern das junge Ding, die Ceres, Dich bedienen sollte, und mir sogar verbot, Dich nach Deiner Ankunft in Valande zu begrüßen; ich solle mich nicht vordrängen, sagte er, Du hättest längst vergessen, daß ich einmal Deine Wärterin gewesen, und würdest lieber ein

so hübsches, gewandtes Kammermädchen, wie Ceres, um Dich haben wollen, als eine alte, garstige Negerin, gleich mir. Ich schwieg, aber ich dachte bei mir, wenn sie noch ihr treues, gutes Herz von ehemals hat, wird sie die alte Sara nicht vergessen haben.“

„Gewiß nicht! Ich vermisse Dein Gesicht gleich unter der Hausdienerschaft, aber ich wagte zuerst gar nicht, nach Dir zu fragen, weil ich fürchtete, man würde mir sagen, Du seiest gestorben, oder nicht mehr in Lalande wie . . . Viktor . . .“

„Still,“ sagte Sara, sich ängstlich umsehend, als fürchte sie, es könne noch Jemand im Zimmer sein, „nenne den Namen nicht, es ist uns bei schwerer Strafe verboten worden, von ihm zu sprechen.“

Heloïse hatte sich auf den vor dem eleganten Toilettenstisch stehenden Sessel niedergelassen, während Sara begann, ihr das reiche dunkle Haar aufzuleschten.

„Verboten von Viktor zu sprechen,“ wiederholte sie erstaunt. „Mein Oheim ist wohl ein sehr strenger Herr?“

„Sehr hart und sehr streng! Ich will Dir das Herz nicht schwer machen, Kind, indem ich Dir erzähle, wie grausam man uns hier behandelt hat seit Dein guter Vater die Augen schloß, aber es ist uns schlecht gegangen, sehr schlecht. Doch nun Du wieder da bist, wird es ja besser werden, Du hättest hören sollen, welch' ein Jubel im Negerdorf war, als Du gestern dem armen Moses, welchem der Intendant um eines ganz geringfügigen Versehens willen zwanzig Hiebe diktirte, die Strafe erlassen hast! Wenn die Segenswünsche, welche von so viel hundert

Lippen gestern für Dich zum Himmel aufgestiegen sind, alle in Erfüllung gehen, bist Du reich an Glück und Freuden."

"Ich kann gute Wünsche wohl gebrauchen," seufzte Heloise, „recht fremd und verlassen fühle ich mich im Kreis meiner Verwandten, und wer ist hier, der mir rathen und helfen könnte, wenn ich gegen sie eines Schüters bedürfte! Der Marquis, mein einziger Freund, verläßt Domingo für immer und Viktor ist in den Mornen!"

„Haben sie Dir das gesagt, Kind?"

„Ja! Sie mußten mir doch eine Antwort geben auf meine Frage nach ihm. Aber mehr, als daß er in den Mornen ist, habe ich nicht erfahren, und nun will ich von Dir wissen, was ihn zu dem Entschluß der Flucht getrieben hat."

„Ein paar Tage nach Deines Vaters Tod ist Viktor mit Massa Armand in einen heftigen Streit gerathen, ich weiß nicht, worüber sie sich so erzürnt hatten, aber ich hörte, als ich zufällig an jenem Morgen über die Veranda ging, daß sie im Salon sehr laut und heftig zusammen redeten, dann wurde die Thür aufgerissen und Viktor stürzte mit hochrothem Gesicht an mir vorüber, gefolgt von Massa Armand, der wuthschäumend dem gerade unten im Garten vorbeigehenden Intendanten zurief: er möge sofort den Sklavenvogt holen lassen, damit er Viktor fünfzig Peitschenhiebe aufzähle, weil er sich impertinent gegen ihn, den Sohn seines Herrn, benommen habe. Als Viktor dies hörte, lachte er laut und gellend auf und schrie: ‚Recht so! dem Vater Gift, dem Sohn die Peitsche, so behandeln die Bressiers ihre nächsten Blutsverwandten.‘ Damit riß

er, ehe Jemand sich besinnen konnte, dem Pompejus die Zügel des Pferdes aus der Hand, das dieser eben für Massa Armand, der ausreiten wollte, vorführte, schwang sich in den Sattel und war im nächsten Moment schon unseren Blicken entschwunden."

"Dem Vater Gift," wiederholte Heloise, "was hat er damit sagen wollen? Rede, ich will Alles wissen," fuhr sie gebieterisch fort, als Sara mit der Antwort zögerte.

"Ach Kind," begann die Alte, die Stimme bis zum leisesten Flüsterton dämpfend, "warum zwingst Du mich, Dir zu sagen, was Dir viel besser verborgen bliebe. Als Viktors Vater, der jüngere Graf Bressier, so plötzlich starb, gerade eine Stunde vorher, ehe die Gerichtspersonen kamen, die er bestellt hatte, um ein Testament zu machen, flüsterte man allerlei . . . Sein Bruder hatte die Urrara geschickt, um ihn zu pflegen . . . sie steht in dem Rufe, eben so erfahren in der Bereitung von Heilkräutern, als von Giften zu sein und . . . und . . ."

"Man hat meinen Onkel im Verdacht, daß er seinen eigenen Bruder hat vergiften lassen . . ." fiel Heloise mit tonloser Stimme ein, während ihre Augen in starrem Entsetzen auf den Zügen der Negerin ruhten, und ihre Finger in bebender Hast die Spitzen des feinen Vinnontuchs zerpfückten, das sie in der Hand hielt.

"Wie ich Dich erschreckt habe, mein Liebling," klagte Sara, "warum hast Du mich auch gezwungen, Dir das zu sagen, es ist ja vielleicht nicht wahr . . ."

"Vielleicht nicht wahr, daß der Mann, der mein Onkel und Vormund ist, dem mein Schicksal anvertraut

ist, ein Mörder ist, vielleicht nicht...!" schrie Heloise in konvulsivischem Schluchzen auf. „O, wie war es möglich, daß mein Vater mein Wohl und Wehe in solche Hände legen konnte! . . .“

„Um Gottes willen beruhige Dich,“ bat Sara, und strich lieblosend über Heloisens blasse Wangen, „es ist gewiß nur ein falscher Verdacht, Du siehst ja, Dein Vater, der der Freund des Verstorbenen war und der nächste Verwandte beider Brüder, muß von seiner Unschuld doch überzeugt gewesen sein, sonst würde er ihn ja nimmer zu Deinem Vormund ernannt haben.“

„Du hast Recht,“ sagte Heloise, nach Fassung ringend, „mein Vater hat jenen schrecklichen Verdacht nicht getheilt, und ich, seine Tochter, muß doch seinem Zeugniß mehr glauben, als jenen dunklen Gerüchten . . . Nein, Henri Bressier kann kein Mörder sein, da er ihn zum Schützer und Hüter seines einzigen Kindes machte! . . .“

Eine Woche war seitdem vergangen, und Armand war während dieser ganzen Zeit, den dringenden Ermahnungen seines Vaters folgend, in Calande geblieben, mit großer Selbstüberwindung alle die Einladungen seiner Freunde, die ihn zu Jagdparthien und Bechgelagen aufforderten, ablehnend. Er war Heloisens steter Begleiter auf ihren Spaziergängen und Spazierritten gewesen, er hatte hinter ihrem Stuhl gestanden, wenn sie am Klavier saß, und ihr die Notenblätter umgedreht, er hatte an ihrem Stickrahmen gefesselt und die Seide gehalten, die sie abwickelte, er hatte ihr und Margot am Abend vorgelesen, bis ihm die Augen

vor Langeweile und Müdigkeit zufielen, er war liebenswürdig, witzig und galant gewesen von früh bis spät, und doch schienen bis jetzt alle diese Anstrengungen vergeblich zu sein, wenigstens verrieth Heloïsens Benehmen nichts davon, daß er irgend einen Fortschritt in ihrer Gunst gemacht hätte. Die kühle Freundlichkeit, mit der sie alle seine Aufmerksamkeiten entgegen nahm, blieb immer dieselbe, seinem feurigsten Blick begegnete stets derselbe kalte Ausdruck in ihrem Auge, und versuchte er es, dem Gespräch, dessen Kosten meist von ihm allein getragen wurden, eine wärmere, persönlichere Färbung zu geben, seine Hoffnungen und Wünsche in zarter Weise anzudeuten, so brach sie rasch ab und schlug ein anderes, gleichgültiges Thema an. Armand war bisher von den Frauen so verwöhnt worden, daß sein Erstaunen über die Art, wie Heloïse seine Huldigungen aufnahm, fast noch größer war, als sein Aerger; niemals noch hatte er so viel Mühe aufgewandt, um ein Frauenherz zu erobern, und niemals war ihm der Sieg so schwer gemacht worden, wie hier. Das Drängen seines Vaters, der ihn jeden Tag ungeduldig fragte, ob er sich denn noch immer nicht gegen seine Cousine erklärt habe, trug auch nicht dazu bei, seine Laune zu verbessern, und die Anstrengung, die es ihn kostete, einem Mädchen gegenüber, das ihm vollkommen gleichgiltig war, die Maske eines galanten, schmachthenden Seladons festzuhalten, ließ ihn weniger liebenswürdig als sonst erscheinen und gab seinem ganzen Wesen etwas Gezwungenes. So war es natürlich, daß Heloïse das beinahe beständige tête à tête mit dem Vetter — ihr Vormund erschien nur bei den

Mahlzeiten, und Margot, viel zu träge zu einer Bewegung im Freien, lag fast den ganzen Tag halbchlummernd in ihrem Schaukelstuhl — sehr ermüdend fand und froh war, als eine Einladung zu einem Ball bei dem Gouverneur Blanchelande eintraf, und ihr dadurch die Aussicht auf eine Unterbrechung dieses immerwährenden Zusammenseins durch einen mehrtägigen Aufenthalt in Le Cap geboten wurde. Sie hatte, weil Armands stete Begleitung ihr lästig war, ihre Spazierritte bisher auf die nächste Umgebung von Lalande beschränkt und dieselben immer mehr abgekürzt, obgleich sie die größte Sehnsucht empfand, einmal wieder die dichten Wälder am Fuß der Mornen zu durchstreifen, in deren Schatten sie so oft mit ihrem Vater gesessen hatte, der ein großer Naturfreund war und stets weite Ausflüge mit ihr gemacht, und so des Kindes Sinn früh geweckt hatte für die landschaftlichen Reize ihrer Heimath. Jetzt, da sie nun Lalande wieder verlassen sollte und mehrere Tage die heiße Luft der sonnedurchglühten Straßen der Stadt zu athmen, wurde der Wunsch, vorher noch einmal einen vollen Athemzug in frischer Waldluft zu thun, so lebhaft in ihr, daß sie vor Sonnenaufgang ihr Lager verließ und Sara zu deren größtem Staunen und Schrecken den Auftrag erteilte, in den Stall zu gehen und Pompejus zu wecken, damit er ihr das Pferd sattle zu einem einsamen Ritt in die Wälder. Alle Bitten Sara's, doch wenigstens einen der Sklaven als Begleiter mitzunehmen, waren vergeblich. „Ich will ja eben allein sein, endlich einmal allein mit meinen Gedanken und Erinnerungen,“ entgegnete Heloise auf alle ihre Vor-

stellungen, und es war ein ängstlicher, forschender Blick, den sie zu Armands verhangenen Fenstern emporrichtete, als sie ihr Pferd sorglich auf dem zwischen den Pflastersteinen des Hofes durchlaufenden Pfad von weichem Sand leitete, um das Klappern der Hufe zu verhindern. So bald das Hofthor hinter ihr lag, lockerte sie die Zügel und wie ein Pfeil flog das edle Thier an den noch in tiefem Schweigen liegenden Hütten des Negerdorfs vorüber, den Weg entlang, der zwischen mit Zuckerrohr und Kaffeestauden bepflanzten Feldern nach den walbigen Hügeln führte, die das Thal begrenzen, in welchem Valande lag. Bald hatte Heloise den Wald erreicht, dessen unterer Saum mit Ahorn-, Feigen- und Drachenbäumen bestanden war, während höher nach den Bergen hinauf die mächtigen Stämme der Mahagonibäume mit ihren riesigen Kronen die leichteren Holzarten verdrängt hatten. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, tiefe Dämmerung herrschte unter dem dichten Laubdach des Waldes, die ganze Thierwelt schien noch zu schlafen, die lautlose Stille um sie her wurde nur unterbrochen durch das Plätschern des Baches, an dessen Ufern sie hin ritt, und den schwerfälligen Flügelschlag der gelben Haubeneulen, die, von ihren nächtlichen Raubzügen zurückkehrend, vor dem Anbruch des Tages ein sicheres Versteck in einem hohlen Baum suchten. Da rieselte plötzlich ein Regen von röthlichen Goldfunken durch das grüne Blättergewirre, die Sonne war über den Horizont getreten, und ihre ersten Strahlen wandelten gleich die kurze Dämmerung der Tropen in leuchtenden Tag. Ueber den moosigen Boden, wo rothblühende Cactus und stachelige

Moos üppig wucherten, tanzten helle Sonnenlichter hin, und oben in den Zweigen der Bäume ward es lebendig. Da schaukelte sich ein Affe, den Schwanz um den Ast eines schlanken Acajoubaumes geschlungen, den Kopf herabhängend, über Heloisens Haupt, da huscht in raschem Sprung die fleckige wilde Kage den Stamm einer Fächerpalme hinan, ihren scharfen Jagdschrei ausstoßend, und erschreckt stäubt bei diesem Ton ein Flug bunter Vögel aus einander, welche die Palme zu ihrem Nachtquartier erwählt, und hoch oben über den Wipfeln läßt der Spottvogel jetzt seinen wechselnden, das Lied jedes anderen Vogels nachahmenden Schlag ertönen. Heloise sog in langen Zügen die würzige Morgenluft ein, ihre Brust hob sich höher, ihr Auge leuchtete heller, und ganz von dem Zauber dieser Waldeinsamkeit umstrickt, überließ sie es ihrem Pferd, den Weg zu suchen, und ritt immer tiefer hinein in die grüne, schattige und doch sonnedurchleuchtete Wildniß. Plötzlich traf das Bellen eines Hundes ihr Ohr, sie horchte erschreckt auf, waren Menschen hier in der Nähe? Eje sie das Pferd anhalten konnte, war dasselbe um eine hier in scharfem Winkel vorspringende Felswand gebogen, und dort, kaum fünf Schritte von ihr entfernt, lehnte ein Mann, die Hand auf den Kopf eines großen Hundes gestützt, an dem Stamm eines Baumes, dessen Zweige einen kleinen Wasserfall beschatteten. Sie kannte den Platz sehr wohl, oft hatte sie mit ihrem Vater unter diesem Baum gesessen und dem Rauschen des Baches gelauscht, und sie kannte auch den Mann, der seinen breitrandigen Strohhut lüftend, ihr rasch entgegen schritt und ihr Pferd am Zügel faßte. Sein Auge überflog so

haftig und so forschend ihr Gesicht, als wolle er mit einem Blick jeden ihrer Züge in sich aufnehmen.

„Habe ich Sie erschreckt, Heloise, Sie sind blaß geworden, oder ist es das grünliche Licht, das mir Ihre Wangen bleich erscheinen läßt?“ sagte er und hob sie, als verstände es sich ganz von selbst, daß sie rasten müsse, vom Pferde, dessen Zügel er an einen Baumast knüpfte. Sie ließ es willenlos geschehen, stumm blickte sie ihn an, als er ihre Hand ergreifend sie nach dem Baume führte, wo eine Moosbank zum Sitzen einlud, und es war dem Ausdruck ihres Gesichtes nach nicht zu entscheiden, ob es Schreck oder Freude war, was ihre Zunge band.

„Viktor,“ sagte sie endlich, „es ist lange her, seit wir einander zuletzt gesehen, damals lebte mein Vater noch . . .“ Ihre Augen füllten sich mit Thränen, und die Stimme versagte ihr.

Er beugte sich über ihre Hand und küßte die schmalen weißen Finger.

„Die Guten sterben früh,“ murmelte er, „ich habe auch einen Vater in ihm verloren.“

„Daß ich so lange in der Fremde weilen mußte,“ fuhr sie fort, „o, wie ich sie zurückkaufen möchte alle die Jahre, die ich fern von ihm war! Vier volle Jahre hat er noch gelebt, nachdem er mich nach Frankreich geschickt, und ich habe sie getrennt von ihm verbringen müssen! Diese unwiederbringlich kostbaren Tage, in denen er noch im Licht der Sonne wandelte, habe ich verloren in der Fremde, und nun, da ich zurückkehre, finde ich nur ein Grab.“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen, um die her-

vorquellenden Thränen zu verbergen, und ein paar Minuten schwiegen Beide, dann sagte er: „Heute sind es gerade auf den Tag sechs Jahre, daß das Schiff, welches Sie nach Frankreich brachte, den Hafen verließ.“

„Sechs Jahre!“ wiederholte sie, „eine lange Zeit, seit wir uns nicht gesehen. Wie haben Sie mich nur gleich erkannt?“

Er lächelte. „Ich würde Sie auf der Stelle erkannt haben, und wäre ich Ihnen unter tausend Menschen begegnet, Sie haben sich so wenig verändert, nur gewachsen sind Sie und stärker geworden, das ist Alles! . . . Seit Sie in Valande sind,“ fuhr er fort, „bin ich jeden Morgen hier gewesen, um Sie zu erwarten, ich wußte gewiß, daß Sie diesen Platz aussuchen würden, an welchem Ihr Vater so gern weilte.“

Sie sah ihn erstaunt an. „Wie haben Sie denn erfahren, daß ich aus Frankreich zurückgekehrt und wieder in Valande sei?“

„Ich erfahre Alles, was auf den Plantagen vorgeht, es sind so viel entflozene Schwarze in den Wornen, die noch Verbindungen mit ihren zurückgebliebenen Mitsklaven unterhalten, und aus Maulmain und Valande kommen so oft neue Flüchtlinge, daß wir in den Bergen stets genau von dem unterrichtet sind, was dort vorgeht!“

„Die Sklaven auf meiner und meines Onkels Plantage sind wohl besonders hart behandelt worden, weil so viele von dort entlaufen,“ sagte Heloise bekümmert.

„So ist es. Auf der ganzen Insel gibt es keinen grausamern Herrn, als Ihren Onkel, und die Intendanten

von Maulmain und Lalande sind ihres Herrn und Gebieters würdige Diener.“

„In Lalande wenigstens soll jetzt ein anderes, milderes Regiment beginnen, von meinen Sklaven wird keiner mehr durch meines Onkels Strenge in die Mornen getrieben werden, ich will ihnen eine gerechte und gütige Herrin sein.“

Er schüttelte ungläubig den Kopf.

„Sie trauen mir nicht den Muth zu, meinem Onkel entgegen zu treten?“ rief sie mit blitzenden Augen.

„Ich zweifle nicht an Ihrem Muth, aber an Ihrer Macht. Er ist Ihr Vormund und Sie müssen sich seinem Willen fügen. Versuchen Sie es lieber nicht, ihm entgegen zu treten, es könnte unangenehme Folgen für Sie haben, und die Tage seiner Herrschaft sind ja gezählt.“

„Sie irren, ich werde erst in einem Jahre majorenn, und ich würde es für eine Sünde halten, wenn . . .“

„Halten Sie sich an mein Wort, daß die Tage seiner Herrschaft in Lalande gezählt sind, und folgen Sie meinem Rath,“ unterbrach er sie rasch.

„Ich verstehe Sie nicht, Viktor.“

Er wich ihrem forschenden Blicke aus, und sagte nach einer kleinen Pause: „Wußten Sie, daß ich in die Mornen geflohen bin.“

„Ja! aber von Ihnen selbst, Viktor, will ich jetzt wissen, was Sie zu dem verzweifeltten Schritte getrieben.“

„Das also haben sie Ihnen nicht gesagt? Nun, ich will es Ihnen sagen, aber ich muß weiter ausholen, damit Sie Alles verstehen. Als mein Vater vor neun Jahren

schwer erkrankte, brachte sein Bruder die alte Urrara in unser Haus, damit sie ihn pflege und ihm ihre Fiebertränke koche. Dieselben erwiesen sich auch so wirksam, daß er schon nach wenig Tagen im Stande war, das Bett zu verlassen. Jetzt erst, nachdem die Gefahr vorüber war, erkannte der Genesende, wie nahe er dem Tode gewesen, und mit dieser Erkenntniß erwachte auch die Sorge um meine Zukunft in ihm und der Wunsch, dieselbe für alle Fälle sicher zu stellen. Er hatte eine lange Unterredung mit seinem Bruder, und nachdem dieser sich entfernt hatte, ließ er mich rufen. Ich fand ihn sehr aufgereggt und sehr erzürnt gegen seinen Bruder, der, wie er mir sagte, sich geweigert habe, die Legitimität meiner Geburt anzuerkennen, obgleich er ihm den Trauschein meiner Mutter vorgezeigt hatte. ‚Dieses wichtige Dokument, das ich dort in der eisernen Kassette meines Sekretärs aufbewahre, fuhr er fort, genügt zwar eigentlich, um Dir nach meinem Tode den Besitz meines Vermögens und das Recht meines Namens zu sichern, aber ich will doch noch, um über Deine Ansprüchlichkeiten auf Beides nicht den Schatten eines Zweifels aufkommen zu lassen, ein Testament machen, und Du selbst sollst sogleich nach Le Cap fahren, um die zu diesem Akt nöthigen Gerichtspersonen zu holen.‘ Ich weigerte mich, ihn zu verlassen, und bat ihn, den Akt auf eine spätere Zeit zu verschieben, aber er bestand darauf, daß ich gehen sollte, und um ihn nicht noch mehr aufzuregen, gehorchte ich endlich und fuhr nach der Stadt. Als ich mit den Herrn vom Gericht zurückkam, war mein Vater todt . . . Am Morgen war ich Graf Bressier und der Erbe einer

der schönsten Besitzungen San Domingo's gewesen, am Abend war ich ein rechtloser Sklave . . ." Die Stimme versagte ihm hier und seine Hände ballten sich krampfhaft.

"Aber der Trauschein Ihrer Eltern mußte ja doch Ihre Rechte beweisen!" rief Heloise.

"Er war verschwunden, weder in der Kassette noch sonstwo war eine Spur von dem Papier zu entdecken, und Henri Bressier sowohl, wie die Herren vom Gericht setzten allen meinen Versicherungen, daß dies Dokument existire, daß mein Vater mir noch am Morgen von demselben gesprochen, ein ungläubiges Achselzucken entgegen. Einer der Gerichtsbeamten gab mir noch den freundschaftlichen Rath, mich ganz ruhig zu verhalten und nicht länger durch die Fabel von dem Trauschein den Grafen Bressier zu reizen, der als der gesetzliche Erbe von seines Bruders Nachlaß jetzt Herr meines Schicksals sei. Da ich keinen Freibrief auszuweisen hätte, so wäre ich, als der Sohn einer farbigen Mutter, nach dem Buchstaben des Code noir ebenso gut dessen Eigenthum, wie die anderen Sklaven. Was ich damals empfunden und gelitten habe, können Worte nicht aussprechen . . . Und ich mußte meine Verzweiflung, meinen Haß und meinen Argwohn in mich verschließen, durfte den Mann, dessen Sklave ich jetzt war, nicht des Mordes, des Diebstahls beschuldigen . . ."

"Allmächtiger Gott," fiel ihm Heloise, entsetzt von der Gluth des Hasses, die in seinen dunklen Augen loderte, in das Wort, "das dürfen Sie nicht sagen! Sie haben keinen thatsächlichen Beweis dafür, daß er diese beiden Verbrechen beging."

„Ich bin allerdings nicht dabei gewesen,“ versetzte Viktor hohnvoll, „als er Urrara die Weisung gab, meinem Vater Gift in den Trank zu träufeln, den sie ihm reichte, und ich habe auch nicht gesehen, daß er das Dokument aus der Kassette nahm. Aber ich verließ meinen Vater am Morgen als einen Genesenden und fand ihn am Abend als Leiche wieder, und der Trauschein fehlte, und Henri Bressier war eine halbe Stunde nach seinem Tode schon von Maulmain eingetroffen und lange allein im Sterbezimmer gewesen... Ich dünkte, diese Thatsachen redeten deutlich genug.“

„Entsetzlich, entsetzlich, wenn Sie Recht hätten,“ murmelte Heloise zusammenschauernd.

„Es ist so,“ sagte Viktor kalt, „ich habe nie einen Augenblick daran gezweifelt, daß Henri Bressier der Mörder seines Bruders ist!... Wäre damals Ihr Vater nicht dazwischen getreten und hätte mich, ehe ich noch recht zur Besinnung gekommen, mit sich nach Valande genommen, so weiß ich nicht, zu welchem wahnsinnigen Akt der Rache nicht vielleicht mein heißes Blut mich hingerissen. Aber seine Güte, seine Milde legte sich wie lindernder Balsam auf die brennende Wunde meines Herzens; ich wußte, daß er mir nicht glauben würde, wenn ich Bressier anklagte, denn sein edler, hoher Sinn war unfähig, den Charakter eines solchen Mannes zu begreifen, und Alles, was ich vorgebracht, hätte ihn nicht von der Schuld seines Betters überzeugt und nur dazu gedient, mich selbst ihm zu entfremden. So verschloß ich denn meinen Verdacht tief in meiner Brust...“ Er hielt inne und strich

mit der Hand über die Stirn, als wolle er einen peinlichen Gedanken verscheuchen. „Aber Sie wollten ja wissen, warum ich in die Mornen geflohen bin,“ fuhr er fort. „Als Ihr Vater starb, waren die Bressiers, Vater und Sohn, in Le Cap, und kamen erst zur Testamentseröffnung nach Valande. Ich hatte mich, um ihnen nicht gleich zu begegnen, in mein Zimmer zurückgezogen, und wollte, da ich nicht vermuthete, daß Henri Bressier mich, den sein verstorbener Vetter stets wie einen Sohn behandelt, als seinen Sklaven, der ich freilich de facto noch war, reklamiren würde, mich am nächsten Morgen nach der Stadt begeben, wo ich mir leicht durch meine Kenntnisse meinen Unterhalt erwerben konnte. Da wurde ich hinunter in den Salon gerufen, weil Graf Bressier mich zu sprechen verlangte. Ich leistete dem Befehle Folge, und finde statt seiner Armand in dem Salon, der mir höhnisch mittheilt, Ihr Vater habe mir einige tausend Livres in seinem Testamente vermacht, und ob ich zwar in meiner Eigenschaft als Sklave rechtlich kein Eigenthum besitzen könne, so werde man doch aus Rücksicht für die Wünsche des Verstorbenen die von ihm mir bestimmte Summe auszahlen. Zugleich forderte er mich auf, Auskunft zu geben über den Verbleib eines goldenen Medaillons, Ihr Bild enthaltend, das sein Onkel, wie er sich erinnere, stets an seiner Uhr befestigt getragen habe, und das jetzt vermißt werde. Ich sagte ihm der Wahrheit gemäß, daß Ihr Vater dies Medaillon vor einigen Monaten im Walde verloren habe, und es dann, als ich nach Tage langem Suchen es wieder gefunden, mir geschenkt habe. Darauf gerieth Armand

in Wuth, nannte mich einen Lügner und einen Dieb, und wie ich mich entschieden weigerte, das Medaillon, für mich das kostbarste Kleinod, denn es enthielt ja Ihr Bild, Heloise, herauszugeben, griff er nach der Reitpeitsche und schlug mich mit dem Stiel in das Gesicht. Jetzt verließ mich alle Selbstbeherrschung, ich sagte ihm, daß er der Sohn eines Brudermörders sei, und daß, wenn nicht sein Vater den meinigen vergiftet und den Trauschein meiner Eltern gestohlen, ich ihm heute als Besitzer von Elrido und als Graf Bressier gegenüberstehen würde... Einen Moment stand er wie vom Donner gerührt, und ich, wohl einsehend, daß mir jetzt nichts mehr übrig blieb, als schleunigste Flucht in die Mornen, stürzte aus dem Zimmer und warf mich auf ein Pferd, das zum Glück für mich Pompejus zufällig eben herbei führte, und entkam glücklich in die Wildniß."

Heloise war seiner Erzählung mit athemloser Spannung gefolgt, ihre Wangen waren immer bleicher geworden, und halb zweifelnd, halb entsetzt murmelte sie jetzt:

„Und trotz alledem und alledem, ich vermag es nicht zu glauben... er war sein Bruder!“

Viktor zuckte die Achseln und erwiderte nichts. Er schien ihre Worte kaum gehört zu haben, sein Auge hing wie selbstvergessen an ihren schönen Zügen, bis sie unter seinem heißen Blick leicht erröthend den Kopf zur Seite wandte.

„Und in dieser Wildniß,“ begann sie dann, „leben Sie nun schon fast zwei Jahre. Eine schreckliche Existenz für einen Mann von Ihrer Bildung und Erziehung! Wie

bleiern langsam müssen Ihnen die Tage dahin schleichen in solcher Einsamkeit, abgeschnitten von allem Verkehr mit der Außenwelt . . .“

„Doch nicht so ganz,“ unterbrach er sie und zog eine Pariser Zeitung aus der Brusttasche seines Rockes, die ein ziemlich neues Datum trug, „wir unterhalten hier in den Mornen fleißige Verbindungen mit den Spaniern drüben auf der anderen Seite der Insel, und von der Mannschaft der amerikanischen Schiffe, die oft in den versteckten Buchten der Insel anlegen, findet manch Einer den Weg hier herauf und bringt uns die neuesten Zeitungen und Nachrichten aus Frankreich. Sie glauben nicht, welche eine zündende Wirkung die begeisterten Reden der Negerefreunde im Konvent auf die hier in den Mornen hausenden Schaaren von entlaufenen Sklaven gehabt, sie haben jetzt erst angefangen zu begreifen, daß sie ebenso gut Menschen sind wie die Weißen, und daß die Freiheit ein Gut ist, das man nicht um zu hohen Preis erkaufen kann.“

„Aber,“ rief Heloise voll Staunen, „wenn Ihnen der Verkehr mit der Außenwelt nicht abgeschnitten ist, wenn Ihnen eine Möglichkeit zur Flucht gegeben ist, warum benutzen Sie dieselbe nicht, warum suchen Sie nicht auf einem amerikanischen Schiffe von dieser Insel zu entkommen!“

„Weil ich hier bleiben will!“

„Dort, in der unwegsamen Wildniß der Mornen, wollen Sie wirklich Ihr Leben verbringen,“ sagte Heloise, nach den Bergen deutend, die vor ihnen schroff und steil

emporstiegen, „jeden Augenblick zitternd, daß Ihre Feinde Ihre Spur entdecken?“

Er schüttelte mit einem überlegenen Lächeln den Kopf.

„In den hohen Mornen bin ich sicher vor jeder Verfolgung, kein Weißer wagt sich in das Gewirr ihrer Schluchten und Felsen und tiefen Abgründe hinein, und steige ich einmal, wie eben, tiefer herab, so ist der Hund hier mein Schutz, der mich bei jeder Annäherung eines Fremden sofort warnt.“

„Aber können Sie denn wünschen, ein solches Leben immer zu führen, ist es nicht geistiger Tod so ohne Zweck . . .“

„Nicht ohne Zweck,“ fiel er mit leuchtenden Blicken ihr in das Wort, „bleibe ich hier in der Wildniß; ich bin der Lehrer, der Führer, das Haupt all der schwarzen Flüchtlinge, die hier in den Mornen sich verbergen, und indem ich ihre Begriffe zu klären und ihre Ideen zu erweitern suche, strebe ich immer mehr dem großen Ziele entgegen, an dessen Erreichung ich alle meine Kräfte gesetzt: die Versöhnung der gelben und der schwarzen Rasse! Ich bin der einzige Farbige, dem die Neger Vertrauen und Liebe entgegen bringen, und dadurch vor Allen berufen, den Haß, der jetzt die Bruderstämme scheidet, zu versöhnen, indem ich in den Mulatten wie den Negern die Erkenntniß wecke, daß alle ihre Interessen gemeinsame sind, daß sie Beide nur einen Feind haben — die Weißen!“

Er hatte sich in seinem Eifer hinreißen lassen, mehr zu sagen, als er wollte, und hielt jetzt, sich besinnend, plötzlich inne. Heloise aber erinnerte sich dessen, was der Mar-

quis ihr damals gesagt, und die Augen fest auf Viktors erregtes Gesicht heftend, sagte sie mit fester, ruhiger Stimme:

„Und die Ausföhnung der sich jetzt noch so feindlich gegenüber stehenden gelben und schwarzen Rasse wäre gleichbedeutend mit der Vernichtung der Weißen, ist das also das Ziel, nach dem Sie streben, Viktor?“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ fragte er hastig.

„Der Marquis v. Beaumont! Er verkauft seine Plantage und verläßt die Insel, um dem Sturme zu entfliehen, der, wie er glaubt, hier gegen uns Weiße im Anzug ist.“

Es zuckte wie Wetterleuchten in den Augen des Mullatten, und seine Nasenflügel zuckten, wie die eines edlen Rosses, wenn es die Kriegstrompete hört, aber als er bemerkte, daß sie ihn ängstlich und erschreckt anblickte, kämpfte er seine Erregung nieder, und während seine Hand verstoßen und leise über die Locke hinglitt, die durch den raschen Ritt gelöst über Heloisens Schulter herabhing, sagte er in weichem Tone: „Lassen Sie sich durch das, was ich gesagt habe, nicht beunruhigen, Heloise, von dem Wort zur That ist ein weiter Weg... Wenn aber wirklich der Marquis Recht hätte, so hätten Sie doch nichts zu fürchten, mag der Sturm, den er herannahen sieht, auch diese Insel bis in ihre Grundvesten erschüttern, er wird doch kein Haar Ihres theuren Hauptes gefährden.“

„Viktor, was bedeuten alle ihre dunklen Worte und Hindeutungen, ich besorge, Sie sinnen Schlimmes. Die Einsamkeit ist kein guter Berather für den, der, wie Sie, so viel Ungerechtigkeit erduldet hat.“

„Der Konvent zu Paris hat den Gelben gleiche Rechte mit den Weißen zuerkannt, nennen Sie es Schlimmes sinnen, wenn ich dasselbe für meine schwarzen Brüder zu erreichen hoffe?“

„Ihre schwarzen Brüder!“ wiederholte Heloise achselzuckend, „das Wort klingt einfach lächerlich in Ihrem Munde, der Sie kaum weniger weiß sind, als ich selbst.“

In der That verrieth nur der gelbliche Ring unter Viktors Augen und der schwärzliche Halbmond an den Nägeln seiner Hand seine Abstammung, seine Gesichtsfarbe war nicht dunkler als die eines Südfrauzosen, sein Haar war weder kraus noch wollig, sondern glänzend schwarz und weich, und seine unmerklich aufgeworfene Oberlippe beschattete sogar ein dichter Bart, eine dem Mulatten sonst beinahe ganz versagte Zierde.

„Wenn ich auch äußerlich nicht den Typus des Negers trage,“ entgegnete Viktor, unwillkürlich lächelnd, als Heloise ihn mit spöttischer Miene ansah, „so habe ich doch . . .“

„Ein schwarzes Herz!“ fiel sie lachend ein, „ist es das vielleicht, was Sie sagen wollen? Da kann ich Sie freilich nicht so leicht vom Gegentheil überführen, als wenn Sie mich glauben machen wollen, Ihr Gesicht sei schwarz, indem Sie ganz ernsthaft von Ihren schwarzen Brüdern reden.“

„Und doch, Heloise, sind sie meine Brüder, der eine Tropfen Negerblut in meinen Adern hat genügt, um mich von allen Rechten eines freien weißen Mannes auszuschließen.“

„O nein,“ rief Heloise eifrig, „könnten Sie das Trauzugniß Ihrer Eltern vorzeigen, hätte Ihr Vater seine Absicht, ein Testament zu machen, ausgeführt, so wären Sie ebenso frei, wie ich.“

„Sie täuschen sich, Heloise, ich wäre alsdann ein reicher Mann und kein Sklave, aber ein freier Bürger dieses Landes wäre ich darum doch nicht, und nimmer würden die Weißen mich als einen Gleichberechtigten anerkennen. . . Aber lassen wir das Alles ruhen und sprechen wir nicht mehr von mir, sondern von Ihnen, Heloise. Seit Jahren habe ich mich auf diesen Augenblick des Wiedersehens gefreut und mich dann wieder bang gefragt, ob Sie auch den Gefahren Ihrer Kindheit nicht vergessen hätten in all der langen Zeit! Und nun sind Sie da, und so unverändert, so ganz dieselbe wie ehemals, daß ich jeden Zug Ihres süßen Kindergesichtes heute in Ihrem Antlitz wiederfinde. O, wie deutlich sehe ich Sie noch vor mir an jenem Abend, als ich mit Ihrem Vater zum ersten Male nach Valande kam. Sie standen in einem weißen Kleide, auf das eine Fülle von dunklen Locken herabfiel, ein Bouquet von Rosen in der kleinen Hand haltend, auf der Veranda, und die Strahlen der untergehenden Sonne woben einen goldenen Glorionschein um die zarte Kindergestalt. Und wie Sie dann in mein verstörtes, schmerzzerzerrienes Gesicht sahen, und mir die Rosen darreichend mitleidig sagten: ‚Ich will Dir meine Blumen schenken, nun mußt Du aber auch nicht mehr so traurig aussehen,‘ da brach die Eisrinde, die seit meines Vaters Tode sich um mein Herz gelegt und ich fand zum ersten Male Thränen, meinen Schmerz zu erleichtern.“

„Ich erinnere mich auch noch dieses Abends, als Sie mein Vater in unser Haus brachte,“ nickte Heloise sinnend.

„Und wie viele glückliche Tage sind jenem ersten Abende gefolgt,“ fuhr er mit steigender Lebhaftigkeit fort. „Wie war es schön, wenn wir mit Ihrem Vater durch die Wälder schweiften und dann hier an dieser Stelle rasteten, und er uns aus einem mitgenommenen Buche vorlas, oder aus dem reichen Schätze seines Wissens und seiner Erfahrung etwas erzählte. Es waren selige Zeiten, und die Erinnerung daran warf noch einen hellen Schein auf die öden, einsamen Tage, die ich, ein heimathloser, rechtloser Flüchtling, in der unwegsamem Wildniß der Wornen verlebt... Die Erinnerung und die Hoffnung!... Jeder Tag, der dahin schwand, brachte mich ja dem Augenblicke des Wiedersehens näher...“

Heloise war aufgestanden, es lag etwas in seinem Blick und Ton, das sie befangen machte und beängstigte.

„Es ist spät geworden,“ sagte sie, „die Sonne scheint schon hoch zu stehen, und ich muß eilen, nach Hause zu kommen, ehe es heiß wird.“

„Sie wollen schon wieder gehen,“ sagte er mit leisem Vorwurf, „und ich hätte Ihnen noch so viel zu sagen...“

Sie erwiderte nichts, und er versuchte auch nicht mehr, zu längerem Verweilen sie zu überreden, denn er bemerkte, daß in der That selbst hier im Walde die Hitze schon fühlbar zu werden begann.

„Auf Wiedersehen!“ sagte er, als sie ihm, nachdem er sie auf das Pferd gehoben, die Hand zum Abschied reichte.

Und wie sie ihn fragend und zweifelnd ansah, wiederholte er noch einmal: „Auf Wiedersehen!“

Er sprach das Wort in einem so bestimmten und zugleich so bedeutungsvollen Ton, der seltsam und befremdend in ihr Ohr klang, aber die Zeit drängte, sie konnte und durfte nicht länger verweilen, wenn ihre Abwesenheit nicht zu Hause bemerkt und zu allerlei ihr peinlichen Fragen und Erörterungen Veranlassung geben sollte, und so erwiderte sie nichts und ritt, Viktor noch ein freundliches Lebewohl zunickend, in raschem Trabe von dannen. Er starrte ihr wie traumverloren nach, bis der letzte Schimmer ihres weißen Schleiers in der grünen Waldesdämmerung verschwand. Dann warf er sich plötzlich auf den Boden und küßte mit leidenschaftlicher Innigkeit die Stelle, wo auf dem thaufeuchten Moos noch der Eindruck ihres kleinen Fußes sichtbar war. Von dem Tage an, da er, ein fünfzehnjähriger Knabe, Heloise zum ersten Male gesehen, war sie ihm immer als der Inbegriff Alles dessen, was hold, schön und rein war, erschienen, und diese Liebe und diese Bewunderung war mit ihm gewachsen, so daß er, als sie drei Jahre später das väterliche Haus verließ, das kaum auf der Schwelle der Jungfrau stehende Kind mit der ganzen Leidenschaft seines feurigen Naturells liebte. Die Zeit der Trennung hatte diese Leidenschaft, statt sie abzukühlen, nur noch gesteigert, denn für Heloisens Vater, dessen Gedanken immer bei der abwesenden Tochter weilten, gab es kein willkommeneres Gesprächsthema, als das entfernte, so schmerzlich vermifste Kind, und weil er in Viktor einen stets aufmerksamen Zuhörer fand, so gewöhnte

er sich daran, mit ihm täglich von ihr zu reden und sogar ihre Briefe ihm mitzutheilen, um dann ihren Inhalt mit ihm durchzusprechen. Auf diese Weise blieb das Andenken Heloisens immer gleich lebhaft in ihm, durch ihre Briefe, in denen sie mit kindlicher Offenheit ihren Vater in jede Falte ihrer reinen Seele blicken ließ, blieb er in einem beständigen geistigen Rapport mit ihr, und seine Phantasie wurde ganz erfüllt von dem Bilde der Abwesenden, das ihm als das höchste Frauenideal vorschwebte. Und nachdem ihr Vater gestorben und er, ein heimathloser Flüchtling, in den Wornen umherirrend, über finstere Nachgedanken brütete und große Pläne zur Befreiung derer, die er seine Brüder nannte, entwarf, war die Liebe zu Heloisen doch nie in seinem Herzen erkaltet. Sie wieder zu sehen, war die Hoffnung seiner Tage, der wache Traum seiner Nächte gewesen, und nun, da dieser Traum endlich Wirklichkeit geworden, da er ihre Hand wieder in der seinen gehalten, da der süße, nie vergessene Ton ihrer Stimme wieder in sein Ohr geklungen, schlug sein Herz hoch auf in jubelnder Seligkeit, denn freundlich und gütig war sie für ihn gewesen, wie in früheren Tagen, und sie hatte ihn begrüßt wie einen alten, lieben Freund. Warum durfte er nicht hoffen, daß seine heiße Liebe ein gleiches Gefühl in ihrer Brust wecken würde, wenn der Augenblick gekommen, da er um ihre Gegenliebe werben konnte, als ein freier, ihr gleichstehender Mann, nein mehr, als der Anführer all der hunderttausend Neger, die nur auf seinen Ruf warteten, um gegen ihre weißen Herren aufzustehen? Alle Fäden der Negerverschwörung, die wie ein Netz über

den ganzen französischen Theil von San-Domingo sich hinzogen, liefen in seiner Hand zusammen; ein Zeichen von ihm, und in allen Plantagen standen die Sklaven auf und schüttelten ihre Reiten ab. Er hatte bisher dieses Zeichen noch nicht gegeben, weil er zuvor eine Versöhnung der schwarzen und der gelben Rasse zu Stande zu bringen hoffte, denn wenn auch die Zahl der Neger vollkommen ausreichend war, um das Joch der Weißen abzuschütteln und sich zu Herren der Insel zu machen, so war doch auf Seiten der Mulatten allein die Intelligenz und das Wissen, welche zu dem Aufbau des neuen Staates, den Viktor nach dem Umsturz der alten socialen Ordnung auf den Trümmern derselben zu errichten gedachte, absolut erforderlich waren. Es waren glänzende, stolze Zukunftsbilder, die an seinem inneren Auge vorüber zogen, als er jetzt, auf dem weichen Moos ruhend, dem Rauschen des Wasserfalles lauschte, der ein paar Schritte von ihm über die Felswand herabfiel, er sah sich als Sieger an der Spitze eines zahllosen Negerheeres in die Hauptstadt einziehen, nachdem er in blutigen Kämpfen die Macht und den Hochmuth der Weißen gebrochen, er sah, wie über die Leichen ihrer ehemaligen Gebieter die Neger den Mulatten die Bruderhand reichten und einen neuen Staat gründeten, in welchem es nur freie Bürger und keine Sklaven mehr gab. Und wen anders würden sie zum Herrscher dieses Staates wählen, als ihn, der so Großes vollbracht?.. Eine Krone, ein Thron, das war es, was als letztes Ziel seines Ehrgeizes ihm vorschwebte! Dann durfte er es auch kühn wagen, um Heloisens Herz zu werben, sie stieg nicht mehr herab

zu ihm, wenn in der Hand, die er ihr bot, ein Fürstenscepter und die Herrschaft über Domingo lag...

Während Viktor in dem grünen Waldesschatten einen so stolzen Traum träumte, ritt Heloise rasch nach Lalande zurück, wo sie zu ihrer großen Ueberraschung den mit Koffern und Schachteln bepacten Reisewagen schon angeschirrt im Hofe stehen sah, und von Sara, die ihr, ehe sie noch vom Pferde gestiegen war, schon eifertig entgegen kam, erfuhr, daß ihr Onkel Briefe aus Le Cap erhalten habe, welche ihn veranlaßt hätten, die auf den folgenden Tag bestimmte Reise dorthin um vierundzwanzig Stunden zu beschleunigen. Man habe nur noch auf Heloise gewartet, um aufzubrechen.

Da es dieser ziemlich gleichgiltig war, ob sie die Reise in die Stadt heute oder morgen machte, erhob sie keinen Einwand, und eine Viertelstunde später saßen sie Alle im Wagen und rollten der Stadt zu.

Während der ganzen Fahrt war Heloise sehr schweigsam, weder Margots munteres Geplauder, noch Armands unausgesetzte Bemühungen, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, vermochten sie aus ihrem stillen Hinbrüten zu reißen. Immer schweifste ihr Blick verstohlen hinüber zu ihrem Onkel, als ob sie aus seinen Zügen die Bestätigung der furchtbaren Anklage, die Viktor eben gegen ihn erhoben, lesen müsse. Je länger sie dies scharfgeschnittene gelbe Gesicht mit den fest zusammengepreßten dünnen Lippen und den unter den buschigen Brauen so finster hervorblitzenden Augen ansah, je mehr wuchs das dunkle Gefühl der Abneigung, das sie von jeher gegen ihren

Onkel empfunden, und das durch Viktors Erzählungen bis zur positiven Furcht gesteigert worden war. Noch immer sträubte sie sich zwar dagegen, in ihm den Mörder seines Bruders zu sehen, aber an die Entwendung des Trauscheines von Viktors Eltern durch ihn glaubte sie, und dies Faktum genügte, um ihr Herz mit Entsetzen zu erfüllen, wenn sie daran dachte, daß bis zu ihrer Volljährigkeit ihr Schicksal in den Händen dieses Mannes lag. Seine Gegenwart übte einen so bedrückenden und beängstigenden Einfluß auf sie, daß sie es förmlich wie eine Erleichterung empfand, als nach ihrer Ankunft in der Stadt seine Geschäfte ihn so in Anspruch nahmen, daß sie ihn während der ersten Tage ihres dortigen Aufenthaltes immer nur auf Minuten sah, und er sich um sie und ihr Thun und Lassen gar nicht bekümmerte. Auch von Armands beständiger Gegenwart fand sie sich zu ihrer großen Freude jetzt ziemlich befreit, denn seine Freunde, die zur Feier seiner Anwesenheit allerlei Trinkgelage und Spielparthien arrangirten, welche früh begannen und bis tief in die Nacht dauerten, machten so viele Ansprüche an seine Gesellschaft, daß ihm wenig Zeit übrig blieb.

So war der Abend des Balles herangekommen, und auf den Arm ihres Oheims gelehnt, trat Heloise in die festlich geschmückten, im Lichte von tausend Wachskerzen strahlenden Säle des Blancheland'schen Palais. Der Gouverneur und seine Tochter, die schöne Blanche, bewillkommneten freundlich die nach so langer Abwesenheit in die Heimath Zurückgekehrte, und Heloise hätte gerne länger mit dem geistvollen Fräulein v. Blanchelande, dessen sie sich noch

aus ihrer Kindheit her erinnerte, gesprochen, aber neu ankommende Gäste zogen die Aufmerksamkeit der Wirthin gleich wieder von ihr ab, und schon stand auch Armand bereits neben ihr und machte sein Recht auf den ersten Tanz geltend, den die Musik eben anstimmte.

„Blicken Sie einmal zu Margot hinüber,“ sagte Armand, als er sie in die Reihen der zur Menuet sich aufstellenden Paare führte, „und fassen Sie ihren Tänzer in's Auge. Ich habe Ihnen absichtlich nicht erzählt, daß Herr v. Estérel mit demselben Schiff, das die neuen Kommissäre des Konvents hieher brachte, von Frankreich herüber gekommen ist, weil ich dachte, es würde Ihnen eine angenehme Ueberraschung sein, heute auf diesem Ball, wo fast alle Gäste Ihnen fremd sind, einen alten Bekannten zu finden.“

Heloïse wandte mit einer raschen Bewegung den Kopf nach der Seite hin, wo Margot stand.

„Was führt Herr v. Estérel hieher?“ fragte sie in einem Tone, der sehr gleichgiltig klang, während doch ein leichtes Roth ihre Wangen überflog, als ihr Blick dem des Fremden begegnete, der ihr aus der Entfernung einen ehrerbietigen Gruß zusandte.

„Der verstorbene Graf Galtières ist sein Onkel,“ entgegnete Armand auf ihre Frage, „und er ist gekommen, um die reiche Erbschaft in Empfang zu nehmen. Wie es scheint, hat er die Absicht, sich ganz in Domingo niederzulassen und Pflanzer zu werden. Er sagte mir, daß er das Galtières'sche Palais in der Rue Royale veräußern und statt dessen eine Plantage im Innern der Insel kaufen wolle. Darauf hin machte ich ihn darauf aufmerksam, daß die

Besitzung des Marquis v. Beaumont, Ihres Nachbarn, jetzt gerade wegen Abreise des Eigenthümers zu verkaufen ist, und schlug ihm vor, auf einige Zeit nach Lalande zu kommen, um sich von dort aus die in Rede stehende Plantage anzusehen, und wenn sie ihm gefällt, den Kauf gleich abzuschließen. Ich hoffe, Sie zürnen mir nicht, daß ich mir die Freiheit genommen, in Ihrem Namen eine Einladung zu ertheilen, Estérel ist Ihnen ja kein Fremder, und die Anwesenheit eines so liebenswürdigen Gesellschafters wird für uns, das heißt besonders für Margot, eine angenehme Abwechslung in die Einförmigkeit des Landlebens bringen.“

„Herr v. Estérel ist willkommen in Lalande,“ versetzte Heloise kühl, und lenkte dann sogleich das Gespräch auf einen anderen Gegenstand.

Sobald der Tanz beendet war, näherte sich Estérel Heloisen, und die Wärme seiner Begrüßung stand in scharfem Gegensatz zu der befangenen und gemessenen Weise, in welcher sie dieselbe erwiederte.

Ueber sein offenes, männliches Gesicht, das eben noch den Ausdruck einer tiefen und freudigen Erregung getragen, flog jetzt ein Schatten.

„Ich bin wohl zu anmaßend gewesen,“ sagte er mit einer leisen Bitterkeit, „als ich voraussetzte, daß Fräulein v. Dacheville sich meiner noch erinnerte, da ich doch nur zweimal das Glück hatte, ihr zu begegnen, und seitdem fast ein Jahr vergangen ist.“

„Ich habe Sie nicht vergessen, Herr v. Estérel, ich ... ich freue mich, Sie hier zu sehen.“

„Ist das wahr?“ fragte er mit aufleuchtendem Blick.
 „O, wie glücklich macht mich dies Wort aus Ihrem Munde, bin ich doch nur um Ihetwillen nach Domingo gekommen, und nun empfangen Sie mich so kalt!“

Heloise richtete sich hoch auf und ihre Stimme klang scharf und kalt, als sie sagte:

„Hat Ihre Frau Gemahlin Sie nicht hieher begleitet, ich sehe mich schon die ganze Zeit nach ihr um.“

„Meine Gemahlin?“ lachte er fröhlich, „das ist ein mir ganz unbekanntes Wesen!“

„So sind Sie noch nicht mit Louise Pierrefonds verheirathet? Ich war mit ihr im Kloster und weiß von ihr selbst, daß sie Ihre Braut ist.“

Seine Züge waren jetzt wieder ganz ernst geworden.

„Sie war meine Braut. Der Wille der Eltern hatte uns Beide schon in der Wiege verlobt, und so lange mein Herz noch nicht gesprochen hatte, fügte ich mich ohne Widerstreben in die Bestimmung, welche die beiderseitigen Familien über unsere Zukunft getroffen, und war ganz bereit, das mir persönlich noch unbekannte Mädchen als meine Gattin heimzuführen, wenn ihre Erziehung im Kloster vollendet sein würde. Aber es kam ein Tag, an welchem mir das Band, das der Wille meiner Eltern geknüpft, als eine drückende Kette erschien, und es mir klar wurde, daß eine Ehe ohne Liebe zu schließen, gleichbedeutend ist mit einem Verzicht auf das höchste und schönste Glück des Lebens. Ich forderte mein Wort zurück, und da mein jüngerer Bruder sehr bereit war, meine Stelle bei Fräulein von Pierrefonds einzunehmen, und ihre Eltern gegen den Tausch

nichts einzuwenden hatten, so wurde meine Verlobung mit der Zustimmung aller Betheiligten aufgelöst und meine frühere Braut ist jetzt schon seit zwei Monaten meine Schwägerin.“

Je länger er sprach, je mehr schwand der Ausdruck von kalter Zurückhaltung, mit dem sie ihn zuerst empfangen, aus Heloisens Bügen, ein warmes Licht leuchtete in ihren Augen, die unter den langen Wimpern hervor halb sehen, halb freudig überrascht zu ihm aufsehen, und um die eben noch so herb und trotzig geschlossenen Lippen spielte ein glückliches Lächeln, obgleich sie sich offenbar Mühe gab, recht ernst auszusehen.

Estérel hielt einen Moment inne, als erwarte er eine Antwort auf seine Mittheilung, aber sie schien entschlossen, nichts darauf zu erwidern und hielt ihre Augen jetzt so fest auf ihren Fächer geheftet, als sähe sie die prächtigen Gestalten der Schäfer und Schäferinnen, die Watteau's Meisterhand darauf gemalt, zum ersten Male in ihrem Leben.

„Ihr Vetter,“ fuhr jener fort, „hat mich eingeladen, nach Balande zu kommen, wird die Herrin des Hauses mich dort gerne als Gast begrüßen?“

„Ich heiße Sie schon im Voraus willkommen dort!“ versetzte Heloise freundlich, und reichte Estérel ihre kleine Hand, als er um die Ehre bat, die eben vom Orchester intonirte Allemande mit ihr zu tanzen. Ihr ganzes Wesen erschien seit den letzten fünf Minuten ganz verändert, apathisch und gleichgiltig war sie vorhin neben Armand durch die verschiedenen Touren der Menuet geschritten, sie sah aus, als wären selbst die langsamen Bewegungen dieses Tanzes zu anstrengend für sie, jetzt slog sie mit leichten,

elastischen Schritten im raschen Takt der Allemande dahin, die Augen strahlend in jugendlicher Fröhlichkeit, auf den rothen Lippen ein heiteres Lächeln, mit augenscheinlichem Interesse dem eifrigen Geflüster ihres Tänzers lauschend. Armand war nicht der Letzte, der die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war, bemerkte; an eine Säule gelehnt, beobachtete er sie und Estérel mit finsternen und argwöhnischen Blicken. Bis jetzt war es ihm noch niemals eingefallen, daß Heloise schön sei, für ihn war sie nur die Erbin von Balande gewesen, die seine Gattin werden sollte und mußte, weil er ihres Vermögens bedurfte, um seine zerrütteten Finanzen zu ordnen und das verschwenderische Leben fortzusetzen, das er bisher geführt, ihre Person hatte er dabei nur als eine unvermeidliche Zugabe betrachtet, ohne welche es eben nicht möglich war, in den Besitz des so heiß begehrten Reichthums zu gelangen. Nun aber, da er sah, wie dieselben Augen, die seinem Blick immer so kalt und gleichgiltig begegnet waren, dem eines Anderen so hell ausleuchten konnten, und die Lippen, die für ihn stets nur so frostige, einsilbige Antworten hatten, mit jenem so lebhaft und angeregt zu plaudern wußten, regte sich in ihm ein Gefühl der Eifersucht; und wenn es auch hauptsächlich Aerger und gekränkte Eitelkeit waren, die dies Gefühl in ihm weckten, so empfand er doch auch zugleich ein Interesse für Heloise, das ihm bisher ganz fremd gewesen. Es war ihm, als sähe er sie in diesem Augenblicke eigentlich zum ersten Mal, und sie erschien ihm plötzlich begehrenswerth und schön, auch wenn sie nicht die Erbin von Balande gewesen wäre. In ihrem duftigen Spitzenkleid,

die dunklen Flechten ihres Haares und den weißen Nacken von Perlenschnüren umschlungen, einen Strauß von Magnoliablüthen vor der Brust, erschien sie mit ihrem feinen blassen Gesicht und der schlanken Gestalt neben den in bunten Farben und blühenden Steinen strahlenden üppigen Kreolinnen wie eine nordische Völsie zwischen dem farbenprächtigen Blumenflor der Tropen, und obwohl manche der anwesenden Damen ihr den Preis der Schönheit streitig machen konnte, wollte es Armand doch bedünken, als käme ihr keine gleich an keuscher Lieblichkeit und holder Anmuth.

Bornig nagte er an seiner Unterlippe, während sein Auge ihr unverwandt durch die Verschlingungen des Tanzes folgte, und sein Unmuth stieg immer höher, je länger er sie und Estérel beobachtete. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und sich umwendend sah er in seines Vaters finsternes Gesicht.

„Hast Du mir nicht gesagt, daß Du diesen Herrn von Estérel nach Balande eingeladen hast?“ fragte er.

Armand nickte verdrießlich.

„Sieh Dir einmal die Beiden dort an,“ fuhr Bressier auf Heloise und Estérel deutend fort, „hat Dich denn der Teufel geplagt, Dir den Nebenbuhler selbst in das Haus zu laden? Suche irgend einen Vorwand, um diese Einladung rückgängig zu machen, sie könnte Dich den Besiß von Balande kosten.“

„Bah!“ versetzte Armand mit einer affectirten Gleichgültigkeit, „ich fürchte die Rivalität dieses Fremden wahrhaftig nicht. Ich kann die Einladung nicht rückgängig

machen, weil ich einige Verbindlichkeiten gegen ihn habe, ich — ich verlor ein paar tausend Livres gestern im Spiel an ihn, und er zeigte sich sehr anständig, als ich ihn bitten mußte, mir die Summe noch ein wenig zu kreditiren.“

„Du hast wieder gespielt,“ sagte Bressier streng, „und Du weißt doch, wie unsere Angelegenheiten stehen. Ist es Dir denn unmöglich, dem unseligen Kartenspiel zu entsagen, bei welchem Dir schon ein halbes Vermögen durch die Finger gelaufen ist?“

„Ich dünke, Papa, Deine unglücklichen Spekulationen und Deine politischen Umtriebe . . .“

„Schweig!“ herrschte ihm Bressier zu, „es ist nicht der Moment, uns gegenseitig Vorwürfe zu machen. Merke Dir nur Eines: daß wir bankrott sind, wenn Du nicht binnen drei Monaten Heloisens Gatte und damit freier Herr über ihr Vermögen bist. Hüte Dich also vor diesem Estérel, den sie weit freundlicher anzusehen scheint, als Dich!“

„Ein solcher Nebenbuhler wird mir nicht gefährlich werden,“ versetzte Armand gereizt, „überdies werde ich ihn Margots Aufmerksamkeit empfehlen. Die kleine Hexe mag versuchen seine Eroberung zu machen und ihn zu beschäftigen, während er in Valande ist, dann kommt er mir nicht in das Gehege, und als Schwager wäre er mir sogar sehr willkommen.“

Unterdessen hatte Margot mit ebenso eifersüchtigem Verdruß wie ihr Bruder die lebhafte Unterhaltung zwischen Heloise und Estérel beobachtet, denn der junge französische Edelmann hatte bereits einen tiefen Eindruck auf ihr Herz

gemacht, und es ärgerte sie sehr, daß er während dieses ganzen Tanzes, in welchem sie ihm gegenüber stand, nicht einmal zu ihr herüber sah und für nichts Anderes als für seine Tänzerin Sinn zu haben schien, so daß er gar nicht die vorwurfsvollen, koketten Blicke bemerkte, die sie ihm zusandte. Wenig gewohnt, sich zu beherrschen, und jedem Impuls folgend, suchte sie Heloise auf, sobald Estérel sie nach beendigtem Tanze auf ihren Platz zurückgeführt und sich mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung entfernt hatte.

„Du hast Herrn v. Estérel schon in Frankreich gekannt?“ fragte sie hastig, und als Heloise nur mit einem Neigen des Kopfes antwortete, fuhr sie in halb scherzendem, halb strafendem Tone fort: „Du solltest Dich aber trotzdem nicht so eifrig mit ihm unterhalten wie eben, sonst wird Armand eifersüchtig werden.“

„Dein Bruder? Was kümmert ihn mein Thun und Lassen?“

„Ach setze nur nicht eine so verwunderte und beleidigte Miene auf, ich weiß ja doch, wie es zwischen Dir und Armand steht. Du findest, daß seine Bewunderung für Dich sich nicht lebhaft genug äußert, und willst ihn nun durch das Erregen seiner Eifersucht reizen, indem Du mit Andern kokettirst. Das magst Du auch immerhin thun, aber wähle Dir nur nicht Herrn v. Estérel dazu, sonst werde ich eifersüchtig.“

„Du, Margot? Siehst Du ihn denn nicht heute zum ersten Mal?“

Margot schlang den Arm um ihre schlanke Taille, und sich dicht an ihr Ohr neigend, sagte sie lächelnd: „Muß

man Jemand hundert Jahre kennen, um ihn zu lieben? Glaube mir, dazu bedarf es oft nur eines einzigen Augenblickes!"

"Und Du liebst Gaston v. Estérel?" fragte Heloise, indem sie sich hastig von Margot los machte.

Schelmisch und erröthend sah Margot zu ihr auf.

"Wenn ich nun ja sage, Heloise, willst Du mir dann auch nicht mehr bei ihm in den Weg treten? Wir kämpfen hier mit ungleichen Waffen, denn Du bist ja die Erbin von Lalande..."

Die Erbin von Lalande, wie oft hatten diese Worte mit grellem Mißton an ihr Ohr geklungen, seit sie in die Heimath zurückgekehrt, und ihr den Glauben genommen an die Uneigennützigkeit jeder freundlichen Annäherung von Seiten eines Mannes, wußte sie doch nie, ob sie ihrem Reichthum oder ihrer Person galt. Jetzt aber war das anders, die Worte hatten ihren Stachel verloren, denn Louise v. Pierrefonds war eine der reichsten Erbinnen von ganz Poitou, und doch hatte Gaston v. Estérel trotzdem auf ihre Hand verzichtet, weil seine Herz von dem Bilde einer Anderen erfüllt war. Und diese Andere war sie selbst, wenn auch seine Lippen es ihr noch nicht ausgesprochen, seine Augen hatten es ihr längst gesagt. Ueber das Weltmeer war er ihr gefolgt, Vaterland, Freunde und Familie wollte er aufgeben, um ihre Heimath zu der seinigen zu wählen, sie durfte nicht zweifeln an der Echtheit einer Liebe, die solcher Opfer fähig war, und sie zweifelte auch nicht daran; ein Gefühl unendlicher Seligkeit, freudigster Zuversicht, wie sie es noch nie empfunden, schwellte ihre

Brust, denn auch sie hatte Gaston v. Estérel nicht vergessen, der Eindruck, den er auf sie gemacht, war sogar ein so tiefer gewesen, daß es ihr eine schmerzliche Empfindung war, ihn sich als den Verlobten ihrer Jugendgespielin zu denken, und es ihr schwer geworden, die Erinnerung an ihn aus ihrem Herzen zu verbannen...

Die Hütte der alten Urrara lag auf dem Gipfel des Hügels, der die Grenze bildete zwischen den Plantagen von Maulmain und Lalande. Zwei schöne Fächerpalmen, die rechts und links von der Thüre standen, beschatteten den Eingang und wehrten den Sonnenstrahlen den Zutritt in das Innere, wo heute, trotz der glühenden Hitze draußen, ein Feuer auf dem Herde brannte. Vor demselben stand Urrara selbst und warf allerlei Körner und Räucherwerk in die Gluth, wobei sie Beschwörungsformeln murmelte, dann trat sie einen Schritt zurück und beobachtete mit weit geöffneten starren Augen die jetzt aus dem Feuer aufsteigenden bläulichen Rauchsäulen. Neben ihr auf einer Matte kauerte ein Neger, dessen abschreckend häßliche Züge den Ausdruck tückischer Grausamkeit trugen, aber auch zugleich einen nicht gewöhnlichen Grad von Intelligenz verriethen. Er blickte mit gespannter Aufmerksamkeit bald auf ein am Boden stehendes Gefäß mit Wasser, in welchem Eierschalen sich zu einem Kreise schlossen, bald in die sich kräuselnden Ringe des aufsteigenden Rauches.

„Es ist richtig,“ brach Urrara endlich das Schweigen, „die Rauchwirbel hier, wie die Eierschalen dort auf dem Wasser bilden immer eine Krone, Du wirst einst der Herr-

scher dieser Insel werden, Dessalines, aber vor Dir wird erst ein Anderer die Krone tragen, und es wird Blut kosten, viel Blut . . . ganze Ströme von Blut sehe ich fließen . . . bis Du sie auf Dein Haupt setzen kannst" *) . . .

Die alte Urrara hatte wirklich etwas von einer Sibylle, wie sie so in dem flatternden weißen Haar, mit starren Augen, deren Blick nach Innen gekehrt schien, unverwandt in den Rauch blickte, als sähe sie in den wechselnden Gestaltungen desselben Bilder der Zukunft sich vor ihr entschießern.

„Ja, Einer steht zwischen mir und der Herrschaft,“ murmelte Dessalines, „und er soll sterben!“

„Tödt ihn,“ zischte Urrara, „zertritt der weißen Schlange den Kopf. Ich hasse ihn, er hat mich die Mörderin seines Vaters genannt, er darf nicht zur Herrschaft gelangen, denn ich müßte seine Rache fürchten.“

„Sei ruhig,“ versetzte Dessalines, seine Tage sind gezählt, noch brauchen wir ihn, aber dann . . .“ Ein Klopfen an der Thüre unterbrach ihn hier.

„Es kommt Jemand,“ rief Urrara erschreckt, „schnell da hinein, man darf Dich nicht bei mir finden, das könnte Verdacht wecken.“

Und rasch öffnete sie ein in ein Nebengelaß führendes Pfortchen, schob ihn in den mit allerlei Hausgeräth

*) Diese Prophezeiung ging in der That in Erfüllung; nach dem Toussaint Duverture, der erste Herrscher des freien Regestaates in Domingo, nach langen Kämpfen von dem französischen General Leclerc gefangen genommen und nach Frankreich geführt war, wurde Dessalines sein Nachfolger.

vollgestopften halbdunklen Raum, und erst nachdem sie noch einen Schemel vor den Eingang gerückt und eine Matte über die Thürspalte gehängt, schob sie den Riegel der Hausthüre zurück.

„Mein Gott, wie lange Du mich draußen stehen lässest,“ sagte Margot über die Schwelle tretend, „warum in aller Welt verbarricadirst Du denn Deine Thüre am hellen Mittag, als hättest Du Peru's Schätze hier zu verbergen?“

Die alte Negerin küßte den Saum von Margots Kleid.

„Hätte ich ahnen können, daß so hoher Besuch draußen wartete, würde ich schneller den Schlaf von meinen alten Augenlidern abgeschüttelt haben. Aber mit was kann ich meiner Herrin dienen?“ fuhr sie fort, indem sie einen Teppich aus einem Kasten nahm und über den Schemel breitete, den sie Margot hinschob, sie mit einer devoten Verbeugung zum Sitzen einladend. „Wer mit so rosigten Wangen und hellen Augen zu mir kommt, der braucht meine Fiebertränke nicht. Soll ich vielleicht die Zukunft...“

„Nein,“ unterbrach sie Margot abwehrend, „ich weiß, Du bist eine große Zauberin und kannst in die Zukunft schauen, aber mir graut heute davor, ihren geheimnißvollen Schleier zu lüften... Ich will etwas Anderes von Dir... Sie sagen, Du vermagst Liebestränke zu brauen...“

„Liebestränke!“ wiederholte Urrara lächelnd, „wohl verstehe ich solche zu bereiten, aber mir dünkt, ein Gesicht so jung und schön wie das Eure, müßte an sich schon als ein wirksamere Zaubertrank für jedes Männerherz sich erweisen, als alle meine magischen Künste herzustellen vermöchten.“

Margot schüttelte unmutig den Kopf.

„Laß Deine Schmeicheltreden, Urrara, was hilft es mir, schön zu sein, wenn er nur Augen hat für eine Andere! Nein, braue mir einen Liebestrank, so zauberkräftig, als Du es vermagst, ich will Dich reich dafür belohnen. Bis wann kannst Du mir ihn schaffen?“

„Die Zeit ist günstig,“ sagte Urrara, „wir haben Neumond, die in seinem Schein gepflückten Kräuter sind die besten. Aber,“ fuhr sie fort, den Blick neugierig und forschend auf Margot richtend, „es erhöht die Wirksamkeit des Trankes bedeutend, wenn ich meinen Zaubersprüchen den Namen des Mannes zufüge, für den er bestimmt ist.“

Margot zögerte einen Augenblick.

„Kannst Du schweigen, Urrara?“

Ein seltsames, unheimliches Lächeln glitt über das runzelige Gesicht der Negerin.

„In meiner Brust ruht ein Geheimniß wie im Grab. Fragt nur Euren Vater, er wird Euch sagen, wie die alte Urrara zu schweigen versteht.“

Margot strich die Locken aus ihrem erglühenden Gesicht.

„Ich darf Dir also vertrauen... Er heißt Gaston v. Estérel“

„Der junge Franzose, der seit acht Tagen in Balande ist? Ein feiner, schmucker Herr, fürwahr.“

„Wo hast Du ihn gesehen?“

„Ich sah ihn neulich von Weitem mit Eurer Cousine durch den Park gehen, die Beiden waren ein schönes, stattliches Paar,“ sagte Urrara mit versteckter Bosheit.

„Nenne sie nicht zusammen,“ fuhr Margot auf, „nie, nie dürfen sie ein Paar werden! O, welche Qualen der Eifersucht habe ich in diesen acht Tagen erduldet... wie ihr Schatten folgt er ihr, immer hängen seine Blicke an ihr, wenn sie spricht, ist er ganz Ohr, und auf das, was ich sage, achtet er kaum.“

„Und sie?“ fragte die Alte gespannt, „erwiedert sie seine Liebe?“

„Ich weiß es nicht, im Anfang schien es mir wohl so, denn sie war ganz anders gegen ihn als gegen Armand, den sie immer so kalt und fremd behandelte, aber seit mein Vater einmal ernstlich mit ihr gesprochen und ihr gesagt, daß ihr eigener verstorbenen Vaters eine Verbindung zwischen ihr und meinem Bruder gewünscht hat, und er als Vormund deshalb nie seine Einwilligung dazu geben würde, daß sie einen Andern heirathe, ist ihr Benehmen Estérel gegenüber sehr kühl und zurückhaltend geworden, ohne daß sie freilich darum Armand mehr Freundlichkeit zeigte, im Gegentheil... Doch das gehört nicht hieher, schaffe mir den Liebestrank, und zwar so bald als möglich.“

„Uebermorgen soll er schon in Euren Händen sein.“

„Und Du stehst für seine Wirksamkeit?“

„Gewiß! In wenig Tagen wird Herr v. Estérel zu Euren Füßen liegen.“

Margot streifte ein goldenes Armband von ihrem schmalen Handgelenk.

„Ich habe kein Geld bei mir, nimm einstweilen dies, sobald der Trank die versprochene Wirkung gethan, erhältst Du mehr.“

Damit stand sie auf und nickte Urrara, die sie mit tiefen Verneigungen bis vor die Thüre der Hütte begleitete, einen Abschiedsgruß zu.

„Ein Liebestrank!“ murmelte die alte Negerin ihr nachsehend, und ein hämisches, boshaftes Lächeln spielte dabei um ihren zahnlosen Mund. „Wahrlich, Deinesgleichen pflegen sonst nicht um so harmlose Tränke zu mir zu kommen.“

Margot schritt langsam den Fußpfad hinunter, der von Urrara's Hütte den Hügel hinab nach dem Park von Valande führte. Obgleich es schon fünf Uhr vorbei war und die Sonnenstrahlen nur noch matt durch den weißlichen Dunstschleier drangen, der sich immer dichter über den Horizont zu breiten begann, war die Hitze doch heute ganz besonders fühlbar durch die drückende Schwüle der Luft, die von keinem Windhauche bewegt wurde. Pflanzen und Blumen ließen matt die Köpfe hängen, unruhig flogen die Vögel hin und her, und über den waldigen Höhen der Mornen ballten sich graue, schwere Wolken zusammen, Alles deutete auf den nahen Ausbruch eines Unwetters, und Margot begann jetzt ihren Schritt zu beschleunigen. Als sie den Park erreicht hatte, bemerkte sie Heloise, die mit ihrer Zeichenmappe unter einem breitästigen Sykomorenbaume auf einer Steinbank saß.

„Bleibe nicht zu lange draußen,“ rief sie ihr im Vorübergehen zu, „ehe eine Viertelstunde vergeht, bricht der Tornado los.“

„Aron, der alte Gärtner, meinte vorhin, es würde noch eine Stunde dauern, ehe die Wolken ganz herauf-

ziehen, und er ist ein guter Wetterprophet," versetzte Heloise, ruhig weiter zeichnend.

Margot blieb einen Augenblick stehen.

"Ist Estérel schon von Miraslor zurück? Es wäre doch schlimm, wenn ihn der Tornado unterwegs überraschte," sagte sie mit einem ängstlichen Blick nach dem Himmel.

"Ich dachte, er hätte heute bei dem Frühstück gesagt, daß er erst gegen Abend zurückkommen würde," versetzte Heloise.

Margot erwiderte nichts mehr, sondern setzte eilig ihren Weg fort, und Heloise ließ den Bleistift wieder eifrig über das Papier gleiten, aber ein Windstoß, der von den Bergen herabkommend, brausend durch die Krone der Sykomore fuhr und die eben noch so schlaff und bewegungslos herabhängenden Blätter durch einander wirbelte, mahnte sie, daß es Zeit sei, Margots Rath zu folgen, und vor dem Ausbruche des Sturmes unter Dach zu flüchten. Sie stand auf und raffte ihre Zeichenmaterialien zusammen, als rascher Hufschlag hinter ihr erklang, und sie, sich umwendend, Estérel wahrte, der, sobald er sie erkannte, vom Pferde sprang, den Zügel über den Arm hing und sich ihr eilig näherte.

"Wünschen Sie mir Glück," sagte er heiter, „morgen schon werde ich Besitzer von Miraslor sein. Die Sache hat sich viel glatter und schneller abgewickelt, als ich dachte, deshalb komme ich auch schon so früh zurück. Der Marquis wünscht sehr, die Plantage möglichst bald zu verkaufen, und sein Intendant hatte die umfassendsten Vollmachten, um mit einem Käufer, der wie ich sofort den Kaufpreis

baar auszahlt, auf die von mir vorgeschlagenen Bedingungen hin abzuschließen. Morgen reite ich wieder hinüber, um den Kaufkontrakt zu unterzeichnen. Nun, Fräulein Heloise," fuhr er fort, als sie schweigend mit gesenktem Haupte neben ihm hinschritt, und über sein eben noch so freudig erregtes Gesicht flog ein Schatten, „haben Sie denn kein einziges freundliches Wort, um mir dazu zu gratuliren, daß ich von nun an Ihr nächster Nachbar sein werde?"

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu, und der sanfte, traurige Ausdruck, mit dem ihre schönen blauen Augen ihn anblickten, verscheuchte sogleich das in ihm aufgestiegene Mißtrauen.

„Ich hoffe," sagte sie, und ein leiser Seufzer hob ihre Brust, „daß Sie es nie bereuen werden, sich so rasch zu dem Ankauf von Mirastor entschlossen zu haben, Sie kennen die Menschen und die Verhältnisse hier noch so wenig, wer weiß, ob es Ihnen auf die Dauer hier bei uns gefällt."

„Daran zweifle ich nicht," versetzte er lächelnd, „denn Sie sind ja hier, und ich habe nicht vergessen, was Sie mir einst in Paris sagten."

„Und was war das?"

„Daß Sie nur in der Heimath glücklich sein könnten, und das Leben in Frankreich Ihnen wie eine Verbannung erschiene."

Ein heißes Roth färbte ihre Wangen und sie senkte die Augen, um dem zärtlich bittenden Blick der seinen nicht zu begegnen.

„Heloise," fuhr er erragt fort, „warum sind Sie seit

den letzten Tagen so verändert gegen mich, warum vermeiden Sie so ängstlich jedes Alleinsein mit mir? Habe ich Sie erzürnt...“

„Nein, nein,“ unterbrach sie ihn, und in ihrer Stimme zitterten Thränen, „ich zürne Ihnen nicht... Es ist nicht Ihre und... nicht meine Schuld, wenn ich Ihnen verändert erscheine... Fragen Sie mich nicht weiter...“

„Ich will und muß aber hier klar sehen,“ fuhr er leidenschaftlich auf, „mit halben Worten, mit dunklen Andeutungen kann ich mich da nicht begnügen, wo es um das Glück meines Lebens sich handelt. Was steht zwischen mir und Ihnen, Heloise?“

Sie antwortete nicht und beugte sich, um die Thränen zu verbergen, die ihren Blick verdunkelten, zu einem Strauch, der mit prachtvollen dunkelrothen Blüthendolden übersät am Wege stand, aber sie hatte kaum mechanisch die Hand nach einem der dustigen Purpurkelche ausgestreckt, als sie mit einem Schrei zurückfuhr, denn zwischen den grünen Blättern des Zweiges, an dem die Blume hing, züngelte ein Schlangenkopf zischend hervor.

„Ein Bild des Lebens in diesem Lande,“ sagte sie, als Estérel sie erschreckt schnell ein paar Schritte fortzog; „unter Blumen versteckt, lauert die Schlange, die dem Ahnungslosen Tod und Verderben bringt.“

Ehe er antworten konnte, hörten sie hinter sich Armands Stimme rufen:

„Halten Sie ihn fest, den Burschen, Estérel, er will in die Mornen fliehen.“

Zu gleicher Zeit rauschte es in den Büschen neben

ihnen, und ein Neger mit keuchender Brust und einem von Todesangst verzerrten Gesicht sprang ihnen gerade in den Weg.

„Die Hunde los! Fassen Sie ihn, Estérel, es ist ein gefährlicher Patron!“ schrie Armand wieder, dessen Gestalt jetzt, gefolgt von dem Intendanten am unteren Ende der Allee, welche Heloise und Estérel eben durchschritten, sichtbar wurde.

„Erbarmen!“ ächzte der Schwarze, flehend zu Estérel gewandt, „sie martern mich zu Tode, wenn sie mich fangen!“

Estérel's Hand, die schon fast des Flüchtlings Schulter berührte, und seine Linke ließ den Zügel seines Pferdes widerstandslos aus den Fingern gleiten, als der Schwarze, ermuthigt durch den Ausdruck von Mitleid in den Zügen des Franzosen, nach den Zügeln faßte und sich auf den Rücken des Thieres schwang, in dessen Schnelligkeit jetzt, da schon von fern das dumpfe Bellen der Bluthunde klang, die man auf die Fährte des Flüchtlings gebracht, seine einzige Hoffnung auf Rettung lag.

„Warum hielten sie den Sklaven nicht auf,“ rief Armand wuthschäumend Estérel entgegen, „ich habe gesehen, daß Sie ihm nicht einmal einen Widerstand entgegensetzten, als er sich Ihres Pferdes bemächtigte. Ist das die Art, sich für die in Valande empfangene Gastfreundschaft dankbar zu beweisen, daß Sie unseren Sklaven zur Flucht behilflich sind?“

Heloise trat rasch zwischen ihn und Estérel.

„Mäßigen Sie sich, Armand,“ sagte sie ruhig, „wenn Je-
mand Herrn v. Estérel über seine Handlungsweise Vor-

würde zu machen hätte, so könnte nur mir das Recht dazu zustehen, denn ich bin die Herrin von Lalande, und mein Eigenthum ist dieser entflohene Sklave. Leider aber scheint man hier ganz zu vergessen, daß mein Wille und meine Wünsche auf meinem eigenen Grund und Boden doch wenigstens einige Berücksichtigung verdienen, sonst würde die Furcht vor harten und grausamen Strafen nicht mehr meine Sklaven in die Mornen treiben...“

„Sie wissen nicht, was Sie sagen, Heloise,“ fiel ihr Armand heftig in das Wort, „es gibt keine Strafe, die hart genug wäre für den Schwarzen, dem Estérel eben so freundlich zur Flucht verhält, er ist frech und impertinent nicht nur gegen den Intendanten, sondern auch gegen mich selbst gewesen, er hat seine Mißklaven zur Widerseßlichkeit und zum Ungehorsam aufgereizt, und wir sind sogar einer Verschwörung unter den Schwarzen hier in Lalande auf der Spur, deren Fäden bis in die Mornen reichen, und deren Hauptanführer eben er war. Hätte man seiner habhaft werden können, so würde man durch die Anwendung von Zwangsmitteln ihm schon Geständnisse erpreßt haben, die uns Licht über diese anscheinend recht ausgedehnte Verschwörung gegeben hätten, nun tappen wir dagegen ganz im Dunkeln, und wenn Ihnen jetzt in Lalande, wie es meinem Vater in Maulmain geschehen ist, von den schwarzen Flüchtlingen das Haus über dem Kopf angesteckt wird, so können Sie sich dafür bei Herrn v. Estérel bedanken, der den gefährlichen Flüchtling absichtlich entwichen ließ.“

„Graf Bressier,“ sagte Estérel, „Sie schlagen einen Ton gegen mich an . . .“

„Der Ihnen nicht gefällt,“ fiel Armand höhrend ein, „nun, mir gefällt Ihr Benehmen ebenso wenig! Was Sie eben gethan, ist eines Weisßen und eines Edelmannes ganz unwürdig.“

Estérel's Auge flammte.

„Für diese Worte werde ich zu anderer Zeit eine Erklärung von Ihnen fordern; unsere Diskussion hat eine Wendung genommen, die es unmöglich macht, sie jetzt hier in Gegenwart einer Dame fortzusetzen.“

„Ich stehe später zu Diensten,“ versetzte Armand, und die Blicke, mit welchen die beiden jungen Männer sich maßen, ließen Heloise keinen Zweifel darüber, daß sie entschlossen waren, ihren Streit mit den Waffen in der Hand zum Austrag zu bringen.

Estérel verneigte sich stumm gegen seinen Gegner und wandte sich nach dem Seitenpfade, der hier in die Allee mündete. Einen Augenblick zögerte er noch zu gehen, als hoffte er, daß Heloise sich ihm anschließen würde, und ein Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung flog über sein edles Gesicht, wie er sah, daß sie den Arm Armands ergriff und mit diesem weiter schritt.

„Sie wollen sich mit Herr v. Estérel schlagen?“ fragte sie hastig.

Armand zuckte die Achseln.

„Schöne Cousine, das sind Dinge, über die man mit Damen nicht redet.“

„Ich weiß,“ fuhr sie unbeirrt fort, „daß Sie ein Duell

mit Estérel provoziren wollen, er ist Ihnen unbequem und Sie sind Ihrer Fechtkunst so sicher, daß Sie sich seiner auf diesem Wege zu entledigen denken . . .“

„Heloise!“ fuhr er auf.

„Nein, unterbrechen Sie mich nicht, ehe Sie mich zu Ende gehört haben. Dieses Duell wird nicht stattfinden . . .“

„Weil Sie es verbieten . . .“

„Weil Sie Ihren Zweck nicht dadurch erreichen würden, denn ich erkläre Ihnen hiemit feierlich, daß ich mit einem Mann, der den Gast, welchen er selbst in mein Haus geladen, in einem auf einen nichtigen Vorwand hin uca ihm provozirten Zweikampf tödtet, nie mehr, auch nur eine Stunde lang, unter einem Dach weilen werde.“

Er sah sie an und las in den sanften Augen, die fest und furchtlos den seinen begegneten, einen unbeugsamen Entschluß. Ein paar Minuten schwiegen Beide. Der Himmel über ihnen hatte sich mehr und mehr verdunkelt, dumpf grollte von den Bergen herüber ferner Donner, und einzelne heftige Windstöße fuhren brausend durch die Aeste der Bäume, zwischen denen sie hinschritten, aber sie bemerkten es kaum, der Sturm in ihrem Inneren machte sie taub für den Sturm draußen in der Natur.

„Ich erwarte also, daß Sie Estérel einige entschuldigende Worte sagen und die Sache friedlich beilegen. Ich bitte Sie darum,“ sagte Heloise jetzt, aber es klang mehr wie ein Befehl, denn wie eine Bitte.

„Es gibt nur zwei Bedingungen,“ versetzte Armand, „unter denen ich Ihre Bitte erfüllen könnte; entweder stellt

Estérel bis heute Abend sich mir als Margots Bräutigam vor . . .“

„Ober?“ fragte Heloise, als er einen Augenblick inne hielt, und über ihr bleiches Gesicht flog eine glühende Röthe.

„Ober, daß er morgen Salande und innerhalb acht Tagen diese Insel für immer verläßt.“

Sie preßte die Hand auf ihr Herz, dessen heftiges, ungestümes Pochen ihr den Athem nahm und sie am Sprechen hinderte. Lauter und näher grollte der Donner, einzelne Blitze zuckten schon aus den schwarzen Wolken, die sich höher und höher aufthürmten, und schwere, große Regentropfen begannen bereits zu fallen und durchnäßten ihr leichtes weißes Kleid und ihre vom Sturm gelösten Flechten, ohne daß sie es nur gewahrte.

„Diese Bedingung wird erfüllt werden,“ sagte sie endlich, „ich verbürge mich dafür, daß Herr v. Estérel in acht Tagen die Insel für immer verläßt, dagegen verlange ich Ihr Wort darauf, daß Sie ihm heute in meiner Gegenwart eine Entschuldigung machen, welche genügend ist, um den Streit zwischen ihnen Beiden gütlich beizulegen.“

„Sie haben mein Wort darauf, Heloise! Es ist ein großes Opfer, das ich Ihren Wünschen bringe, und ich hoffe, Sie werden darin einen neuen Beweis der unbedingten Ergebung sehen, mit der ich immer bereit bin, meinen Willen Ihren Wünschen unterzuordnen.“

Sie waren vor dem Hause angelangt, auf dessen Schwelle ihnen Sara mit einem Schirm und Shawl entgegen kam.

„Gottlob, daß Du da bist, Kind,“ rief sie, sobald sie

Heloisens ansichtig wurde, „ich suchte Dich überall, weil Gäste angekommen sind, und höre eben zu meinem Schrecken von Comtesse Margot, daß sie Dich vor einer Viertelstunde noch unten im Park getroffen hat. Wie kannst Du bei diesem Unwetter nur so lange draußen bleiben. Sieh, Dein Kleid ist schon durchnäßt, und wie hat der Sturm Dein Haar zerzaust! Ich muß Dich erst umkleiden, ehe Du in den Salon gehen kannst, wo den Fremden eben auf Comtesse Margots Befehl eine Kollation servirt wird.“

„Wer ist gekommen?“ fragte Armand.

„Herr v. Massillon mit Frau und Töchtern, und sein Bruder mit seiner Familie aus Le Cap,“ versetzte Sara.

„Entschuldigen Sie mich bei meinen Gästen,“ sagte Heloise zu Armand, indem sie rasch die nach ihren eigenen Zimmern führende Treppe hinaanstieg, „wenn ich sie erst später begrüße, Margot vertritt ja einstweilen meine Stelle.“

Raum hatte sich die Thüre ihres Zimmers hinter ihr geschlossen, als der Tornado mit voller Wuth losbrach. In das Rollen des Donners mischte sich das Brausen und Heulen des Sturmes, und das Niederprasseln des wolkenbruchartigen Regens, der jetzt in Strömen herab rauschte. Bitternd zündete Sara ein paar geweihte Kerzen an, und setzte sie vor das in einer Nische vor Heloisens Betschemel hängende Madonnenbild, während sie leise Gebete vor sich hin murmelte.

„Setze mir mein Schreibzeug hin,“ befahl Heloise, „ich muß sogleich an Herrn v. Estérel schreiben.“

„Ziehe Dich nur erst um,“ bat Sara, „Du wirst Dich sonst erkälten.“

„Laß mich,“ sagte Heloise und wehrte ungeduldig die Hand der Negerin ab, die ihr das feuchte Linontuch vom Nacken nehmen wollte, störe mich nicht, „ich muß meine Gedanken sammeln, ehe ich diesen Brief schreibe. Es hängt ja so viel davon ab, daß ich das rechte Wort finde, um ihn zu überzeugen, daß er thun muß, was ich von ihm verlange,“ setzte sie leise, wie mit sich selbst redend, hinzu, indem sie an das Fenster trat und mit abwesendem Blick hinausstarrte in den Kampf der entfesselten Elemente. Bis zur Erde fast bogen sich draußen die Kronen der Palmen und Sykomoren, in wildem Wirbeltanze flogen abgerissene Zweige und Blätter durch die vom Regen gepeitschte Luft, aus den schwarzen, mit schwefelfarbenen Rändern gesäumten Wolken, die der Sturm in rasender Eile dahin jagte, zuckten grelle Blitze wie feurige Schlangen zur Erde nieder.

Sara hatte inzwischen das Schreibzeug auf dem Tische ausgebreitet und die Dichter auf dem Armleuchter angesteckt, denn es war so dunkel geworden, als ob die Nacht schon hereinbrechen wollte, als ein leiser Aufschrei Heloisens sie an das Fenster rief.

„Sieh, Sara, dort auf dem Wege, der über den Hügelrücken nach Urrara's Hütte führt, geht ein Mann, und ... ja ... meine Augen haben mich nicht getäuscht ... es ist Armand! ...“

Sara's Blick folgte dem nach dem gegenüber liegenden Hügel deutenden Finger Heloisens und sah wirklich eine Männergestalt zwischen den Bäumen auftauchen, die im

flatternden Mantel mit unbedecktem Haupte gegen den tosenden Sturm ankämpfte. Ein Blitz, der ein paar Schritte von ihm niederfuhr, beleuchtete eben grell die Züge des Mannes, welcher mit eiligen Schritten der Hütte Urrara's zustrebte.

„Bei Gott, Massa Armand!“ rief Sara erstaunt, „was kann er in diesem Wetter bei der alten Urrara zu suchen haben.“

„Ich weiß es,“ murmelte Heloise mit entgeistertem, todenbleichem Gesicht. „Gott schütze Estérel...“

„Was meinst Du, Kind?“ fragte Sara, „ich verstehe Dich nicht.“

„Ich denke daran, wie Viktors Vaters starb!...“ sagte Heloise tonlos.

„Still, still!“ flüsterte ängstlich die Megerin, „es taugt nicht, davon zu reden in diesem Hause, wo Graf Bressier als Herr befiehlt.“

„Ich muß ihn sprechen,“ fuhr Heloise, die Hände in rathloser Verzweiflung ringend, fort, „ein Brief würde nicht Eindruck genug auf ihn machen... Aber wo kann ich ihn sehen... Hier könnte Margot jeden Augenblick eintreten... und sonst ist ja kein Gemach in meinem eigenen Hause, wo ich vor spähenden Augen sicher bin... Hier gilt kein langes Schwanken und Erwägen,“ setzte sie mit plötzlicher Entschlossenheit hinzu, „ich will selbst zu ihm gehen, es gibt Momente im Leben, wo alle Rücksichten auf die Sitte, wo alles weibliche Bedenken schweigen muß... Gib mir meinen Schleier, Sara, und sieh nach, ob der Weg nach Herrn v. Estérel's Zimmern frei ist...“

„Du willst doch nicht selbst...“ wandte die Negerin ein, aber Heloise schnitt ihr das Wort mit einer gebieterischen Handbewegung ab.

„Meinen Schleier!“ wiederholte sie noch einmal, und nachdem ihr Sara das Verlangte gereicht, und sie Kopf und Schultern dicht mit dem schwarzen Spitzengewebe verhüllt hatte, winkte sie, ihr die Thüre zu öffnen.

Draußen auf den Gängen und Treppen war Alles still, und mit lautlosen Schritten folgte sie der voranschreitenden Negerin nach den eine Etage höher gelegenen Gastzimmern.

„Du kommst mit mir herein und bleibst bei mir,“ sagte sie zu Sara, als sie mit zitterndem Finger an Estérel's Thüre klopfte.

Sie fand ihn schreibend an einem Tische sitzend, auf dem neben einem offenen Pistolenkasten zwei Lichter brannten; einen Augenblick starrte er sie sprachlos an:

„Heloise!“ rief er dann aufspringend, „Sie hier?“

Sie schlug den Schleier zurück und er blickte in ein todenbleiches, verstörtes Gesicht.

„Was ist geschehen?“ fuhr er fort, ihre kleine Hand ergreifend, die eiskalt und bewegungslos in der seinen lag, „Sie sehen so bleich, so entsetzt aus, um Gott, Heloise, es ist Ihnen doch kein Unheil widerfahren?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Um Unheil zu verhüten, bin ich zu Ihnen gekommen. Ich mußte Sie sprechen, nur hier in Ihrem eigenen Zimmer konnte das ungestört und unbeobachtet geschehen, so habe ich mich nicht gescheut, einen Schritt zu thun, der mich in

Ihren Augen vielleicht recht unweiblich erscheinen läßt, aber es galt ja Ihr Leben! . . .“

„Sie bangen um mein Leben!“ rief Estérel mit aufleuchtendem Blick und bedeckte ihre Hand mit heißen Küffen.

„Sie wollen sich mit meinem Vetter schlagen,“ fuhr sie, auf die Pistolen deutend, fort, „aber dieses Duell darf nicht stattfinden, Sie müssen sich mit ihm ausöhnen . . .“

Estérel's Gesicht verfinsterte sich und er ließ ihre Hand aus der seinen gleiten.

„Sie verlangen Unmögliches von mir, Ihr Vetter hat mich schwer beleidigt, und ich würde in seinen Augen als ein Feigling erscheinen, wenn ich nicht mit den Waffen in der Hand Genugthuung von ihm forderte für die insolenten Worte, die er mir in das Gesicht geschleudert hat.“

„Glauben Sie denn, daß ich etwas von Ihnen verlangen würde, was mit Ihrer Ehre nicht vereinbar wäre?“ sagte sie vortwurfsvoll. „Armand wird Ihnen Entschuldigungen machen wegen seines Benehmens gegen Sie, und Alles, um was ich Sie bitte, ist nur, dieselben so entgegen zu nehmen, daß die Sache damit beigelegt ist.“

„Welches Mittel haben Sie angewandt, um Ihren Vetter dazu zu vermögen?“ fragte Estérel mißtrauisch.

„Ich gab ihm das Versprechen, daß Sie morgen Lande und in acht Tagen diese Insel verlassen würden, und daß er noch heute die Bestätigung davon aus Ihrem eigenen Munde hören würde.“

„O Heloise, wie konnten Sie das! Glauben Sie denn, ich würde dies Land, ich würde Sie verlassen, um einem Zweikampf mit Ihrem Vetter aus dem Wege zu gehen! . . .“

Ein furchtbarer Donnerschlag, welcher dem Blitze folgte, der das ganze Zimmer mit einem grellen bläulichen Lichte füllte, so daß vor ihm der Schein der Kerzen erbleichte, schnitt ihm das Wort ab. Unwillkürlich streckte er den Arm nach Heloisen aus und zog sie an sich, als wollte er sie an seiner Brust schützen vor dem Wüthen der Elemente.

Sanft machte sie sich von ihm los und furchtlos blickte sie in die zuckenden Blitze, die von ununterbrochen rollenden Donnerschlägen begleitet, fortwährend aus den, fast die Gipfel der Bäume des Parks berührenden tintenschwarzen Wolken sprühten.

„Sie müssen gehen,“ sagte sie mit ruhiger Festigkeit, „Sie ahnen nicht, von welchen Gefahren Sie hier bedroht sind . . .“

„Gerade das ist ein Grund mehr für mich zu bleiben. Wenn wirklich die Zustände dieses Landes so bedenklich sind, wie Manche glauben, wenn es wahr ist, daß selbst unter den Schwarzen ein Geist der Empörung . . .“

„Davon rede ich nicht,“ unterbrach sie ihn rasch, „die Gefahren, von denen ich sprach, drohen von anderer Seite.“

„Von welcher Art sie sein mögen, ich will sie mit Ihnen theilen, Heloise! Sprechen Sie das Wort, das ich so sehnlich verlange von Ihren Lippen zu hören, sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen, und geben Sie mir damit das Recht Sie zu schützen und an ihrer Seite zu stehen in jeder Gefahr.“

„Nein, denn die Gefahr würde dadurch für mich selbst verdoppelt werden . . .“

„O, wie quälen Sie mich mit diesen dunklen Andeutungen. Sie fürchten für sich selbst, wenn ich bleibe . . .“

„So ist es, um meinetwillen bitte ich Sie, zu gehen,“ sagte sie, aber der Ausdruck ihrer Augen, aus denen ihm so viel leidenschaftliche Härlichkeit und angstvolle Sorge entgegen leuchtete, strafte ihre Worte Lügen. Er faßte ihre beiden Hände und sagte mit einer Stimme, aus der ein tiefer, innerer Jubel klang:

„Nein, ich bleibe, denn ich weiß jetzt, daß nur Ihre Lippen, nicht Ihr Herz mich gehen heißt.“

„Lieben Sie mich wirklich?“ fragte sie leise.

„Mehr als mein Leben, mehr als Alles auf Erden,“ rief er glühend.

„Nun, so geben Sie mir den Beweis für die Echtheit Ihrer Liebe, indem Sie das thun, was ich von Ihnen verlange. Vertrauen Sie mir, auch wenn Sie mich nicht verstehen. Kehren Sie zurück nach Frankreich bis — ich Sie rufe . . .“

„Unerbittlich verbannen Sie mich aus Ihrer Nähe, Heloise?“

„Ja, wir müssen uns jetzt trennen, damit uns ein Wiedersehen unter glücklicheren Verhältnissen gewiß ist . . .“

Sie zog einen schmalen goldenen Reif vom Finger und reichte ihm den Ring.

„Es ist der Trauring meiner Mutter,“ sagte sie bewegt, „die Tochter verpfändet Ihnen damit ihre Treue.“

„Heloise?“ rief er, vor ihr niederknieend, „wie selig machen Sie mich, und welch' einen bitteren Tropfen mischen Sie doch zugleich in den Kelch des Glückes, den Sie mir

in dieser Stunde reichen, indem Sie mir gebieten, Sie zu verlassen! . . .“

„Es muß sein!“ flüsterte sie, sich zu dem Knieenden niederbeugend, und leicht wie ein Hauch streiften ihre Lippen seine Stirn. Im nächsten Augenblick war Estérel allein . . .

Ohne Jemanden zu begegnen, ohne von einem Späherauge gesehen zu werden, gelangte Heloise, von Sara begleitet, wieder in ihr Zimmer. Sie winkte der Alten, die während ihres Zwiesgesprächs mit Estérel in diskreter Entfernung an der Thüre stehen geblieben, und daselbst wenig von dem, was gesprochen worden, verstanden hatte, Schweigen zu, als diese jetzt anfing, einige neugierige Fragen an sie zu richten. Das Herz war ihr zum Zerspringen voll, und unter ihrer fieberheißen Stirn drängten sich die Gedanken in wilder Hast.

Lange saß sie so, in tiefes Nachsinnen versunken, endlich erhob sie den müde auf die Kissen der Ottomane zurückgesunkenen Kopf, und mit einer energischen Bewegung die wirren Locken aus den Schläfen streichend, sagte sie in halblautem Selbstgespräch: „Ja, die Trennung ist bitter, aber er muß gehen, und in einem Jahre bin ich frei, frei von der Tyrannei dieser Bressiers.“

„O Kind, glaube das nicht,“ sagte Sara traurig, „Massa Bressier wird immer Mittel finden, um Herr in Calande zu bleiben.“

„So gehe ich nach Frankreich,“ rief Heloise aufspringend, „wenn ich majorenn bin, kann er mich wenigstens nicht hindern, meinen Aufenthalt zu wählen, wo ich will, und lieber

die Heimath aufgeben, als freiwillig dies Leben nur eine Stunde länger fortführen!“

Sara seufzte bekümmert, aber sie unterdrückte das Wort, das ihr auf den Lippen schwebte, und breitete geschäftig das duftige weiße Kleid und die Bänder und Spitzen aus, mit denen sie ihre junge Herrin schmücken wollte.

„Das Unwetter ist fast vorüber,“ sagte sie, „und es ist Zeit, daß Du hinunter gehst in den Salon, wo die Andern versammelt sind. Komm, laß Dich ankleiden.“

Heloise erhob keinen Einwand, schweigend überließ sie es Sara's geschickten Händen, ihr Haar zu ordnen und ihr Kleid zu wechseln, und eine Viertelstunde später trat sie in den Salon, wo der jüngere Theil der Gesellschaft mit Tanz und Spiel in heiterer Weise sich vergnügte, während Graf Bressier mit dem älteren Herrn v. Massillon in eine lebhaft politische Diskussion verwickelt war.

„Wo bleibt nur Herr v. Estérel,“ rief Margot Heloisen ungeduldig entgegen, „ich habe schon zweimal heraufgeschickt, und ihn bitten lassen, zu kommen, denn uns fehlt noch ein Cavalier zur Gavotte.“

In diesem Augenblick erschien der Genannte in der Thüre und Margot eilte ihm lebhaft entgegen, um ihm mit halb schmollendem, halb zärtlichem Lächeln Vorwürfe über sein spätes Kommen zu machen.

Während er ihr ein paar zerstreut klingende Worte erwiderte, suchte sein Blick Heloisen, die zu Armand gewandt mit lauter, scharf accentuirter Stimme sagte:

„Wissen Sie schon, daß Herr v. Estérel den Plan, sich in Domingo anzusiedeln, aufgegeben hat? Er verläßt morgen

früh schon Valande und begibt sich nach Le Cap, um von da mit dem ersten Schiff, das nach Frankreich segelt, abzureisen."

Ausrufe des Bedauerns und verwunderte Fragen folgten in raschem Durcheinander dieser unerwarteten Mittheilung Heloïsens.

Margot war ganz blaß geworden und Thränen traten ihr in die Augen, aber sie überwand schnell ihren Schrecken über diese plötzliche Abreise Estérel's, wurde er dadurch doch der gefährlichen Nähe Heloïsens entrückt, und ihre Freundin Marie Massillon bei Seite ziehend, flüsterte sie ihr zu:

"Jetzt nehme ich Deine Aufforderung, noch heute mit Dir nach der Stadt zurück zu fahren, an. Das nächste Schiff nach Frankreich segelt, wie ich gewiß weiß, erst in vierzehn Tagen, so lange muß er also noch in der Stadt bleiben, und in der Zeit kann ich ihn noch oft in Eurem Hause sehen, und wer weiß, was bis dahin Alles geschieht..."

"Ich habe meine Zusage erfüllt," sagte Heloïse leise zu Armand, "lösen Sie nun auch Ihr Wort ein."

"Sogleich," versetzte er in demselben Tone, und fuhr dann zu Estérel gewandt fort: "Ich habe mich noch bei Ihnen zu entschuldigen wegen meiner Heftigkeit vorhin im Park. Es thut mir leid, wenn ich im Aerger über die Impertinenz des frechen schwarzen Burschen ein Wort gesagt habe, das Sie verletzt hat."

Er hielt Estérel seine Hand hin, in welche dieser zögernd die seine legte.

"Sie sind noch immer empfindlich," sagte Armand

leicht hin, „vergeffen Sie doch den kleinen Zwischenfall und laffen Sie uns als gute Freunde fcheiden, kommen Sie, wir wollen anftoßen auf glückliche Reife.“

Mit diefen Worten trat er zu einem in einer Ecke ftehenden Tiſch und füllte zwei Gläfer aus den darauf befindlichen Flaſchen, den Schwarzen, welcher befliffen hinzueilte, um ihm behilflich zu fein, unſanft zur Seite ſchiebend. Dann reichte er Eſtérél das eine Glas, und das ſeinige erhebend, ſagte er:

„Alſo glückliche Fahrt und frohe Heimkehr!“

Heloïſe, die mit unruhigem Blicke jeder Bewegung Armands gefolgt war, nahm jetzt von dem Präſentirtbrett mit gefüllten Gläfern, das ein Sklave eben herumreichte, eines derſelben, und ehe Eſtérél ſein Glas zum Munde führen konnte, ſagte ſie mit bebender Stimme: „Stoßen Sie auch mit mir an!“ und ließ ihr Glas ſo heftig an das ſeine klingen, daß es zerſprang und der rothe Wein über ihr weißes Kleid hinfloß.

„Wie ungeſchickt!“ rief ſie mit einem heifer und gezwungen klingenden Lachen.

„Schade um das ſchöne Kleid!“ ſagte bedauernd Fräulein v. Maſſillon.

„Ach, das ſchadet nichts,“ meinte Margot, „Heloïſe iſt reich genug, um ſich nicht über ein verdorbeneß Kleid grämen zu müſſen! Komm, Marie, wir wollen tanzen, Deine Mutter ſetzt ſich eben an das Klavier und ſpielt uns eine Gavotte. Ihren Arm, Herr v. Eſtérél, Sie müſſen mein Cavalier ſein.“

„Wollen Sie mit mir tanzen, Heloïſe?“ fragte Armand,

dessen Auge so durchdringend auf ihren Zügen ruhte, als wolle er in den Tiefen ihrer Seele lesen.

„Ich habe Kopfschmerz,“ versetzte sie, „und es fehlt ja nicht an Damen, entschuldigen Sie mich deshalb.“

„Nun, Armand,“ rief Margot ungeduldig, „wir warten Alle auf Dich, Antoinette wird an Heloïsens Stelle mit Dir tanzen.“

Armand bot der genannten Dame seinen Arm und führte sie in den Kreis, in dem die anderen Paare sich schon aufgestellt hatten. Heloïse trat an ein Fenster und legte die heiÙe Stirne an die Scheiben.

Das Unwetter hatte ausgetobt, der Himmel klärte sich, der Regen hatte aufgehört, aus dem zerrissenen Gewölk trat die Mondsilberleuchte leuchtend und scharf hervor, und da und dort tauchte auch schon ein Stern am Himmel auf. Das schwache Licht des Mondes war aber hell genug, um die Zerstörung erkennen zu lassen, welche der Tornado im Park angerichtet hatte. Die am Morgen noch in so frischen Farben prangenden Blumenbeete, welche vor dem Hause sich hinzogen, waren vom Regen theils ausgewaschen, theils mit Schlamm und Geröll bedeckt, über den Kieswegen lagen kreuz und quer entwurzelte Baumstämme, abgeknickte Palmenkronen und Zweige und Blätter. Von der Rosenpracht, mit welcher alle Boskets übersät gewesen, war keine Spur mehr zu sehen, die düstigen Kelche lagen entblättert am Boden, und die Sträucher selbst waren entweder von der Gewalt des Sturmes ihrer Zweige beraubt, oder streckten die aus der Erde gerissenen Wurzeln statt der Aeste in die Luft. Es war ein melancholischer An-

blick, und erfüllte Heloisens ohnehin schon trauriges Herz mit tiefer Wehmuth. Das Verstummen der Musik und Herrn v. Massillon's scharfe Stimme, die zum Ausbruch mahnte, schreckte sie aus ihrem trübe Hinbrüten auf und mahnte sie an ihre Pflichten als Wirthin.

„Sie wollen schon gehen,“ sagte sie mit höflichem Bedauern zu Frau v. Massillon, „und mir auch meine Cousine Margot entführen!“

„Lassen Sie uns noch ein wenig bleiben,“ bat Margot, „wir könnten recht gut erst noch eine Allemande tanzen.“

Aber Herr v. Massillon schüttelte den Kopf und trieb zur Eile. Er behauptete, es ziehe ein neues Gewitter herauf, denn er habe es schon ein paarmal wieder über den Mornen bliken sehen, und es sei Zeit, den Weg nach der Stadt anzutreten, wenn man nicht von einem zweiten Tornado überrascht werden wollte.

Sein Bruder bestritt das und behauptete, nach einem so furchtbaren Gewitter, wie das heutige, sei die Luft auf Tage hinaus so abgekühlt, daß man lange keinen Tornado mehr zu fürchten habe.

„Es blitzt aber wirklich von Neuem stark über den Mornen,“ sagte Marie Massillon, „da, eben wieder!“

„Das sind keine Blitze,“ erwiderte Estérel, der an das Fenster getreten war, „sondern Raketen, die dort in den Bergen aufsteigen.“

Die Herren lachten laut auf: „Man merkt, daß Sie eben aus Paris kommen, Estérel!... Raketen in unseren wilden Mornen!... Wahrhaftig, ein köstlicher Einfall!“

Estérel schwieg, aber er war sicher, daß sein scharfes

Auge ihn nicht getäuscht hatte und daß das, was er gesehen, kein Blitz, sondern eine Rakete gewesen.

Die Gesellschaft rüstete sich jetzt wirklich zum Ausbruch, die Wagen wurden bestellt, die Damen hüllten sich in warme Tücher und Capuchons, denn die Nacht war kühl; Margot gab ihrer schwarzen Kammerzofe eine Menge Aufträge in Bezug auf alle die Toilettengegenstände, welche ihr morgen nachgeschickt werden sollten mit dem Wagen, der Herrn v. Estérel nach der Stadt bringen würde, da Herr v. Massillon erklärt hatte, daß in dem seinigen wohl Raum für sie selbst, aber nicht für die drei Koffer sei, die sie nöthig zu haben behauptete. Dann verabschiedeten sich die fremden Gäste, und unter Scherzen und Lachen fuhr Margot mit ihnen von Salande ab. In dem Salon, wo Heloise mit den drei zurückgebliebenen Herren sich jetzt allein befand, war es nach der Entfernung der Anderen sehr still geworden. Graf Bressier hatte die neueste Nummer des Moniteur, die Massillon ihm aus der Stadt mitgebracht, zur Hand genommen, Armand blätterte zerstreut in einer Mappe mit Kupferstichen und beobachtete verstohlen Heloise, die sich in einem am Fenster stehenden Sessel niedergelassen hatte, während Estérel, die Hand auf die Lehne desselben gestützt, ihr ein paar Worte in das Ohr flüsterte. Sie hatte das Gesicht nach dem Fenster gewendet, so daß Armand den Ausdruck ihrer Züge nicht sehen konnte, und er stand eben auf, um das Zwiesgespräch zwischen ihr und Estérel zu unterbrechen, als sie einen Schrei ausstieß und nach der Gegend, wo die Wirthschaftsgebäude standen, deutend rief: „Es brennt in der Zucker-

mühle, sehen Sie, wie die rothe Lohe über den Bäumen dort heraufsteigt!“

In demselben Augenblicke wurde die Thüre aufgerissen, und mit zerrissenen Kleidern, wirrem Haar und verzerrtem, todtensbleichem Gesicht stürzte der Intendant in das Zimmer.

„Wir sind Alle verloren,“ schrie er athemlos, „von den Mornen herüber ist Viktor eben mit einer ganzen Schaar entlaufener Sklaven gekommen, unsere Schwarzen, die mit ihnen im Einverständniß gewesen sein müssen, haben sie jubelnd empfangen und sogleich Feuerbrände in die Zuckermühle und die Vorrathsräume geschleudert. Sie sind wie rasend, tanzen, heulen und schreien Rache. Mit genauer Noth bin ich ihnen entgangen, ein Paar hatten mich schon gefaßt und warfen mich wie einen Fangball Einer dem Andern zu, aber die Verzweiflung gab mir Kraft, ich riß mich los und flüchtete zu Ihnen, Herr Graf. Retten, schützen Sie mich vor der Wuth dieser schwarzen Bestien!“

Einen Moment starrten Alle sprachlos auf den Bringer solcher Schreckensbotschaft. Armand faßte sich zuerst. „Eine Negerverschwörung,“ sagte er, „jetzt gilt es nur den Kopf nicht zu verlieren und ihnen durch Entschlossenheit zu imponiren!“ Damit eilte er in das Nebenzimmer und kam gleich darauf mit zwei Pistolen in der Hand zurück, deren eine er seinem Vater in die Hand drückte. „Wenn wirklich Viktor sie führt, haben wir keine Schonung zu erwarten,“ flüsterte er ihm zu, „verkaufen wir wenigstens unser Leben so theuer als möglich.“

Ehe das Wort noch seinen Lippen entflohen war, sprangen die Thüren auf und ein ganzer Haufe bewaff-

neter Neger stürmte herein, Allen voran Viktor selbst, in der Hand einen blanken Säbel schwingend. Die beiden Bressiers drückten zu gleicher Zeit ihre Pistolen auf ihn ab, aber Armands Kugel streifte nur die Spitzen seines Haares, während seines Vaters Kugel einen neben ihm stehenden Neger traf, der blulend zusammenbrach. Ein Wuthgeheul folgte seinem Fall, und im nächsten Augenblick waren die beiden Bressiers und der Intendant, der sich zitternd hinter Jenen zu verbergen suchte, von einem Haufen von Negern umringt, und zwanzig Hände waren geschäftig, ihnen die Arme mit Bastseilen auf den Rücken zu schnüren. „Fort mit ihnen,“ schriean die Schwarzen gellend, „wir wollen sie alle Drei in die Flammen der Zuckermühle werfen. Auf derselben Stelle sollen sie verbrannt werden, wo so mancher von uns seine gesunden Glieder eingebüßt hat an den verfluchten Maschinen, die sie nur zu unserer Qual erfunden haben.“

„In's Feuer, in's Feuer mit ihnen!“ wiederholten Alle, indem sie mit wildem Jauchzen und grotesken Sprüngen ihre vor Schrecken sprachlosen Opfer umtanzten.

„Wir wollen die dort auch gleich mitnehmen,“ rief ein riesiger Neger, auf Estérel und Heloise deutend, „alle Weißen müssen sterben!“

Viktor streckte gebieterisch die Rechte aus, während er seine Linke auf die Schulter Heloisens legte, die keiner Bewegung und keines Wortes mächtig in ihrem Sessel lag und den Arm Estérel's, der sich schützend über sie hingebogen hatte, krampfhaft umfammerte. „Zurück!“ herrschte er dem Schwarzen zu, „erdreiste Dich nicht, nur den Saum

ihrer Kleides zu berühren, dieses weiße Mädchen gehört mir. Kein Haar ihres Hauptes darf gekrümmt werden.“

„Und Diesem da,“ sagte ein anderer Neger und stieß den Riesen fort, der den Arm schon nach Estérel ausstreckte, „darf auch kein Leid geschehen. Ihm danke ich es, daß ich nicht heute meine Seele unter den Peitschenhieben des Sklavenvogtes ausgehaucht habe und diese Stunde der Befreiung und der Rache erlebe. Er hat mir zur Flucht geholfen, obgleich Massa Armand ihm immer zurief, mich zu halten!“

Der Riese grinste freundlich: „Guter, weißer Massa! Soll nicht brennen wie die Anderen!“

„Erbarmen, Erbarmen!“ wimmerte der Intendant, sich in Todesangst unter den nervigen Fäusten der Schwarzen windend, die jetzt ihn und die beiden Bressiers unter Stößen und Fußtritten aus dem Saale schleppten, indem sie wild durcheinander schreiend immer wiederholten: „In's Feuer, in's Feuer mit ihnen!“

„Rettet sie, Viktor, rettet sie!“ flehte Heloise mit gefalteten Händen.

„Ich könnte es nicht, selbst wenn ich es wollte!“ entgegnete dieser, „so wenig, wie ich dem Tornado, der eben über diese Insel dahinbrauste, hätte Stillstand gebieten können, ebenso wenig vermöchte ich jetzt den entfesselten Leidenschaften dieser wilden Natur söhne Einhalt zu thun und ihnen die Opfer ihrer Rache zu entreißen. Harte, grausame und ungerechte Herren sind die Weißen für ihre Sklaven gewesen, aber Keiner war so hart, so grausam, wie Henri Bressier, und heute ist der Tag der Vergeltung

gekommen, und mit demselben Maß, mit dem er gemessen, wird ihm jetzt wieder gemessen . . .“

Ein Angstschrei, der aus drei Männerkehlen durchdringend, scharf und markerschütternd von draußen heraufklang, unterbrach ihn.

„Viktor, er ist Ihres Vaters Bruder, retten, retten Sie die Unglücklichen,“ rief Heloise, die ihres Onkels und Armands Stimmen erkannt hatte, außer sich.

„Meines Vaters Mörder!“ erwiderte Viktor mit flammendem Blick, in dem etwas von der afrikanischen Wildheit des Negers loderte.

Heloise sank, die Hände vor das Gesicht pressend, mit einem Weheruf in die Kissen des Sessels zurück. Gluthrother Feuerschein füllte jetzt das Zimmer, Estérel sah durch das Fenster, wie aus allen Lugen des hohen Raffineriegebäudes die Flammen schlugen und schon, von dem eben sich erhebenden Seewind getrieben, über die Kronen einer Gruppe von Palmen und Sykomoren, welche das Herrenhaus von den Wirthschaftsräumen schied, nach diesem herüberzüngelten. Auch Viktor bemerkte die nahende Gefahr und sagte zu Estérel: „Der Dienst, welchen Sie heute einem der Unserigen erwiesen, gibt Ihnen gegründeten Anspruch auf unsere Dankbarkeit, dennoch muß ich Sie bitten, sich bis morgen als unseren Gefangenen zu betrachten, denn wir dürfen Niemanden hier hinter uns zurücklassen, der die Nachricht von dem Aufstand der Neger früher nach der Hauptstadt bringen könnte, als wir im Stande sind, mit einem bewaffneten Heere vor den Thoren derselben zu erscheinen. Sie werden mir jetzt in die Mornen folgen,

und morgen lasse ich Sie von dort nach einem amerikanischen Schiff geleiten, das in einer uns zugänglichen Bucht vor Anker liegt und nach Hause segelt, sobald es den für uns mitgebrachten Waffenvorrath ausgeschifft hat. Und Sie, Heloise," fuhr er fort, indem er ihre schlanke Gestalt umfaßte und sie wie ein Kind auf seinen Armen aus dem Saale die Treppen hinabtrug, „nehme ich auch mit mir in die Morgen. Fürchten Sie nichts, Sie werden dort unter meinem Schutz so sicher sein, wie hier in Lalande. Sara wird Sie begleiten und hier steht eine bequeme Sänfte, in der Sie leicht und sicher in die Berge gelangen werden."

Er hob sie mit diesen Worten in die vor der Hausthüre stehende Sänfte, welche von sechs starken Negern getragen wurde.

„Hast Du Alles besorgt, wie ich es Dir aufgetragen, Kleider und Wäsche und was Deine Herrin sonst noch bedarf und ungern vermissen würde, eingepackt?" wandte er sich an Sara, die eine Kaffete in der Hand tragend, gefolgt von einem mit zwei großen Bündeln bepacten Neger, eben eilig den Hausflur durchschritt.

„Ich habe zusammengerafft, was mir das Nöthigste dünkte," versetzte Sara, „so gut ich es bei der Hast und dem Schrecken vermochte. Aber wo ist Heloise?" setzte sie, sich ängstlich umsehend, hinzu.

„Sie ist schon in der Sänfte, steige nur auch rasch ein," mahnte Viktor, denn schon verrieth ein Prasseln und Krachen über ihnen, daß das Dach des Wohnhauses zu brennen begonnen hatte.

Sobald Sara eingestiegen war, setzten sich die Träger mit der Sänfte in Bewegung und Viktor schwang sich auf eines der beiden vorgeführten Pferde, während er Estérel winkte, das andere zu besteigen. Einige Neger mit Fackeln in der Hand schritten dem kleinen Zuge voran, an dessen Spitze Viktor mit Estérel ritt, die Träger mit der Sänfte folgten und eine Abtheilung bewaffneter Neger machte den Schluß. Sie nahmen auf Viktors Befehl einen Umweg in dem Park, um nicht an den jetzt in hellen Flammen stehenden Wirthschaftsgebäuden vorüber zu kommen, wo die Schwarzen, trunken von dem in den Kellern geraubten Wein und noch mehr von Rachelust und Siegesfreude be- rauscht, schreiend, singend und heulend, wie eine Bande losgelassener Teufel um das Feuer tanzten und sprangen — ein Anblick, den er Heloïsens Augen zu entziehen wünschte.

Schweigend ritt Estérel an seiner Seite hin, die Hüften des Negerdorfes, die Zuckerrohr- und Kaffeefelder lagen hinter ihnen, der Wald nahm sie schon in sein nächtliches Dunkel auf, und noch immer war kein Wort zwischen den beiden Reitern gefallen. Estérel hatte die Empfindung, als wäre er in einem Traum befangen, aus dem er jeden Augenblick erwachen müsse. Alles um ihn her sah so phantastisch, so märchenhaft aus: Die schwarzen Gestalten der Neger mit den Fackeln, welche die Dunkelheit, die sie nur im Umkreis weniger Schritte zu erhellen vermochten, nur noch schwärzer hervortreten ließen; hier fällt der rothe Fackelschein auf einen wild zerklüfteten Felsen, dort auf die abgestorbenen Aeste einer knorrigen Sykomore, die wie

Todtenfinger in die Luft starren, da spiegelt er sich in den Wellen eines Wasserfalles, der schäumend über die Steinwand stürzt, oder läßt die bunten Blüthen der Lianen, die ein duftiges Netz von Baum zu Baum spinnen, in brennenden Farben aufleuchten. Es war eine fremde, ihm völlig neue Welt, die hier im Waldesdunkel der Tropennacht sich vor ihm aufthat, aber er hatte keinen Sinn für ihre Schönheiten, denn fort und fort klangen die Worte Viktors: „Dieses weiße Mädchen gehört mir!“ in seinem Ohr, immer sah er den Blick voll leidenschaftlicher Zärtlichkeit, mit dem sein Auge auf Heloisen geruht, als er sie auf seinen Armen in die Sänfte trug, und ein eisiges Entsetzen rieselte durch seine Adern, wenn er daran dachte, daß dieser Mann jetzt Herr über sein und ihr Schicksal war.

„Mein Herr,“ brach Viktor endlich das lange Schweigen, „Sie sind heute Zeuge gewesen von dem ersten Akt des großen Drama's, das sich jetzt auf unserer Insel abspielen wird: Die Befreiung der schwarzen Rasse von der Herrschaft der weißen Rasse. Viele, viele Jahre haben die Neger geduldig das Joch getragen, das die Weißen auf ihre Schultern gelegt, und ein hartes, ein grausames Joch ist es gewesen, aber endlich haben sie sich doch darauf besonnen, daß sie auch Menschen sind, und daß sie nur zu wollen brauchen, um frei zu sein, denn sie sind ja den Europäern hier an Zahl mehr als hundertfach überlegen. Heute nun ist der Tag erschienen, an welchem nach allgemeiner Verabredung auf der ganzen Insel, so weit das französische Gebiet reicht, die Schwarzen aufstehen gegen ihre weißen Bedrücker und ihre Sklavenketten zerbrechen.

Gemalte nicht hier der Wald unsern Blick, so würden wir auf der ganzen weiten Ebene dort unter uns von Dondon bis Marmelade, von Baroche bis zum Grande-Rivière die Flammen von in Brand gesteckten Plantagen leuchten sehen.“

„Entsetzlich!“ murmelte Estérel unwillkürlich.

Viktor zuckte die Achseln: „Wer Wind säet, wird Sturm ernten! Hätten die Weißen nicht durch die Grausamkeit und Ungerechtigkeit, mit der sie ihre Sklaven behandelten, einen so glühenden Haß in den Herzen derselben gegen ihre Peiniger und Unterdrücker entzündet, so würden die Neger jetzt nicht so gräßliche Orgien der Rache feiern. Man kann vom menschlichen Standpunkt aus diese Greuel tief bedauern, aber man wird sie erklärlich finden, wenn man weiß, was die Schwarzen Jahre und Jahre unter dem Joche ihrer weißen Herren gelitten und geduldet haben!.“

Viktor stieß die Worte kurz und abgebrochen hervor, er that sich offenbar Zwang an, um seinem Begleiter gegenüber den Schein äußerer Ruhe zu bewahren, während in seiner Brust bei der Erinnerung an all das Unrecht, das er und die Seinen so lange erduldet, die Leidenschaften kaum weniger wild tobten, als in der seiner schwarzen Genossen, die drunten in der Ebene jetzt mit Feuer und Schwert gegen ihre ehemaligen Tyrannen wütheten.

„Morgen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „habe ich meine Unterfeldherrn zu einem Kriegsrath in mein Lager in den Mornen bestellt, und ich denke, wir werden dann noch am selben Tage mit dem ganzen Heere ausbrechen und Le Cap mit stürmender Hand nehmen.“

Estérel konnte ein Lächeln kaum unterdrücken, als er Viktor, in welchem er nur den Anführer von einigen morderbrennerischen Negerbanden sah, so sprechen hörte, wie etwa ein General an der Spitze einer disziplinierten Armee sich ausdrücken würde. Da er aber allen Grund hatte, ihn nicht zu reizen, behielt er eine ernste Miene und sagte nur: „Halten Sie es nicht für ein sehr gewagtes Unternehmen, die befestigte, von mehreren französischen Regimentern besetzte Stadt mit Ihren ungeübten Negerschaaren anzugreifen?“

„Ich weiß, daß meine Leute regulären Truppen gegenüber einen schweren Stand haben werden, aber auf einen weißen Soldaten kommen zwanzig Neger und der Gouverneur kann die Lücken, die unsere Kugeln in die Reihen seiner Soldaten reißen, nicht wieder ausfüllen, er hat vor derhand auf keinen Ersatz und Zuzug zu hoffen, denn Frankreich liegt auf der anderen Seite der Erdkugel. Ich aber führe immer frische Schaaren zum Sturm, wenn Hunderte von uns fallen, so stehen Tausende hinter ihnen bereit, den Kampf über die Leichen ihrer Brüder hin fortzusetzen.“

Er hielt inne, denn der Zug, der sich bisher in gleichem Tempo fortbewegt, stockte plötzlich, weil die Träger der Sänfte diese niedergesetzt hatten, um sich ein paar Minuten Rast zu gönnen, ehe sie auf dem nun immer steiler durch Felsgeklüft hinansteigenden Weg weiter kletterten. Viktor wandte sein Pferd, und sich zu der Sänfte niederbeugend, hob er leise den Vorhang derselben auf, ließ ihn aber gleich wieder fallen, denn Heloise lag mit geschlossenen Augen da,

und Sara, die neben ihr saß, machte ihm ein Zeichen, daß sie schlief. Mit gedämpfter Stimme ermahnte er die Träger, die Sänfte recht behutsam zu tragen, um die Schlafende nicht zu wecken, und ritt dann, wieder in sein früheres Schweigen zurücksinkend, neben Estérel weiter. Aber er täuschte sich, Heloise schlief nicht; sie hatte nur bei seiner Annäherung die Augen geschlossen, weil sie sich außer Stande fühlte, auch nur ein Wort mit ihm zu reden. Sie war keines klaren Gedankens, keiner klaren Vorstellung fähig, die entsetzlichen Bilder, welche in den letzten Stunden an ihrem Auge vorübergezogen, standen immer wieder in greifbarer Deutlichkeit vor ihrer Seele, immer noch sah sie die wilden Gestalten der Neger in den Saal brechen, hörte sie die Schüsse fallen, hörte das Wuthgeheul, das ihnen folgte, und den verzweiflungsvollen Angstschrei ihres Onkels, als man ihn fortschleppte zu dem gräßlichen Feuer-tode, und vor ihren Augen loderten immer noch die Flammen, in denen er und sein Sohn ihr Grab gefunden... Wie ein Alp lag die Erinnerung aller der Schrecken, die sie erlebt, auf ihrer Brust und lähmte die Denkkraft ihres Geistes, wie die freie Bewegung ihrer Glieder, nur wenn es ihrer unsicher tastenden Hand gelang, den Vorhang der Sänfte ein wenig zu heben und sie in dem Licht der Fackeln Estérel's Gestalt erkannte, wie er an Vittors Seite dahinritt, wich das Grauen von ihrer Seele und sie athmete einen Moment freier auf. Er lebte, er war in ihrer Nähe, wels' einen besseren Trost konnte es denn für ihr bedrücktes Herz geben!...

Allmählig ließ die Spannung ihrer überreizten Nerven

nach, ihre schweren Augenlider sanken nieder und sie fiel in einen Zustand der Bewußtlosigkeit, der zwischen Schlaf und Ohnmacht die Mitte hielt. . . Als sie wieder erwachte, fand sie sich in einem Zelt auf einem Lager von weichen Teppichen und Kissen liegend, und zu ihren Füßen saß die alte Sara. Frische, würzige Waldluft strömte durch den Spalt des den Eingang verhüllenden Vorhangs, den man in der Mitte ein wenig aus einander gezogen hatte. Sie richtete sich hastig auf. „Wo bin ich?“ rief sie, erstaunt um sich blickend, aber im nächsten Moment kam ihr die Erinnerung an das Geschehene wieder mit furchtbarer Klarheit zurück, und ihre Arme um Sara's Hals schlingend, brach sie in einen Strom von Thränen aus.

„Sei ruhig, Kind,“ tröstete die Alte, „es wird Dir nichts geschehen, Viktor ist ja voll Sorge um Dich, er war schon ein paarmal hier, um zu sehen, ob Du noch schliefest. . .“

Heloise sprang auf. „Wo ist Estérel?“ fragte sie, von einer plötzlichen Angst erfaßt.

„Dort!“ sagte Sara, und der Richtung ihres deutenden Fingers folgend, sah Heloise in einer Entfernung von hundert Schritten Estérel auf einem Steinblock im Schatten eines Mahagonibaumes sitzen, während vor ihm ein Neger mit einem Gewehr über der Schulter wie eine Schildwache auf und nieder schritt.

„Erschrick nicht,“ fuhr Sara fort, als sie sah, daß Heloise erblaßte, „Viktor hat sein eigenes Zelt mit Herrn v. Estérel getheilt, und ihn nur jetzt dort in den Wald führen lassen, weil ein Kriegsrath bei ihm gehalten wird, dem der

Fremde weder beiwohnen, noch hören soll, was sie besprechen und beschließen. Sie schreien aber so laut, daß er weit fortgehen mußte, um nicht doch Alles zu verstehen, und jene schwarze Schildwache bleibt bei ihm, um darauf zu achten, daß er sich nicht dem Zelt mehr nähert. Die Berathung drin scheint aber eben zu Ende, sieh, da kommen sie Alle heraus. Der Erste, mit dem ältlichen Gesicht, ist Toussaint von der Pflanzung Breda, er soll ein sehr kluger Mann sein und viel aus den Büchern der Weißen gelernt haben, obgleich er bis gestern nur ein einfacher Sklave war, er ist einer der Hauptlenker der Negerverschwörung und Viktors treuer Freund und Anhänger. Der Zweite dort, der so häßlich und ungeschlacht aussieht und so finstere und tückische Blicke um sich wirft, ist Dessalines, und der schlanke, hochgewachsene Neger mit dem Federhut und den goldenen Epauletten — wo mag er die nur herbekommen haben? — ist Jean François, der in Dondon und Leogane die Neger anführt. Die drei Andern kenne ich nicht.“

„Viktors Generalstab also,“ sagte Heloise, und ein spöttisches Lächeln spielte einen Augenblick um ihre Lippen, als die Negerchefs, zum Theil in sehr grotesken Anzügen, sich mit ungeschickt nachgeahmter militärischer Haltung von Viktor, der als der Letzte aus dem Zelt getreten war, verabschiedeten. Ein paar Minuten später stand dieser vor ihr, und ein Wink seiner Hand bedeutete Sara, daß sie ihn mit ihrer Herrin allein lassen sollte.

„Heloise,“ begann er, ihre zitternde Hand ergreifend, „heute endlich ist der Augenblick gekommen, den ich seit

Jahren so glühend herbeigesehnt: meine schwarzen Brüder haben ihre Ketten zerbrochen, auf dieser Insel wird es hinfort nicht mehr Herren und Sklaven, sondern nur noch gleichberechtigte Bürger ohne Unterschied der Farbe geben, und zum ersten Male stehe ich Ihnen gegenüber als ein freier Mann. So lange das Brandmal der Sklaverei auf meine und meiner Brüder Stirne gedrückt war, durfte ich es nicht wagen, Ihnen zu sagen, was mein Herz für Sie empfindet, die Liebe des Sklaven wäre für das freigeborene weiße Mädchen ja eine Beleidigung und eine Schmach gewesen... Und doch, Heloise, wie habe ich Sie geliebt, von der Stunde an, da Sie, ein Kind noch, auf der Schwelle Ihres Vaterhauses mit süßem Lächeln und sanftem Trostwort dem Verwaisten entgegen traten! In den langen Jahren unserer Trennung ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht in heißer Sehnsucht und Liebe Ihrer gedacht, und trotz der ungeheuren Klust, die damals noch den heimatlosen Flüchtling, der vor dem Gesetz als Graf Bressier's Sklave galt, von der hochgeborenen Tochter des französischen Edelmannes schied, lebte immer die Hoffnung in mir, daß ich Sie einst die Meine nennen würde. Und heute ist sie ausgefüllt, diese Klust. An der Spitze eines bewaffneten Heeres von 100,000 Negern, zu dessen Oberbefehlshaber mich das Vertrauen meiner schwarzen Brüder erwählt hat, werde ich in kurzer Zeit Herr und Gebieter dieser Insel sein, und auf den Trümmern der alten socialen Ordnung will ich einen neuen Staat von freien Negern und Farbigen gründen, dessen Herrscher ich sein werde! Ja, ein Thron winkt mir, Heloise, nicht mehr nur als ein

stolzer Zukunftsraum, sondern in greifbarer Wirklichkeit, wollen Sie ihn mit mir theilen? . . .“

Mit steigender Angst und Beklemmung hatte Heloise der leidenschaftlich bewegten Rede Viktors gelauscht, sie fühlte, daß sie ihn nicht weiter sprechen lassen durfte, daß sie so schnell als möglich die Hoffnung zerstören mußte, die ihm mit jedem Worte, das er sagte, mehr und mehr zur Gewißheit zu werden schien. Sie sah ein, daß es hier nur ein Mittel der Rettung gab: volle rückhaltlose Offenheit und ein Appell an die Großmuth des Mannes, in dessen Hand ihr Schicksal und Estérel's Leben lag, und all ihren Muth zusammenfassend, sagte sie: „Nicht weiter, Viktor! Wäre mein Herz noch frei, so würde ich mit Vertrauen dem Jugendfreunde, den ich stets wie einen Bruder geliebt, meine Hand reichen, aber ich bin die Braut eines Anderen!“

„Wessen Braut?“ fragte Viktor mit tonloser Stimme, während seine Lippen zitterten und seine dunkeln Augen unheimlich zu glühen begannen.

Heloise zögerte einen Augenblick; durfte sie es wagen, die Wahrheit zu gestehen, oder zog sie mit diesem Bekenntniß nicht vielleicht das Verderben auf das Haupt des Geliebten herab. Da sah sie Estérel, dem sein schwarzer Wächter jetzt, nachdem der Kriegsrath beendet, wieder freie Bewegung gestattet hatte, sich ihrem Zelte nähern; er grüßte sie von Ferne mit einer freudigen Handbewegung und einem ausleuchtenden Blick, und das Bewußtsein seiner Nähe gab ihr die Kraft zu dem entscheidenden Entschluß, Alles auf eine Karte zu setzen: „Herr v. Estérel ist mein Verlobter.“

„Estérel!“ sagte Viktor, einen Blick glühenden Hasses auf den rasch sich Nähernden werfend. „Nun, dann nehmen Sie Abschied von ihm, unten in der Bucht ankert das Schiff, das ihn in einer Stunde an Bord nehmen wird, um ihn nach Amerika zu bringen.“

Heloise legte ihre zitternde Hand auf Viktors Arm: „Ja, jenes Schiff wird ihn nach Amerika bringen, aber mich mit ihm. Viktor, dieser Mann ist mein Verlobter, meine Liebe gehört ihm, meine Treue ist ihm verpfändet, Sie können, Sie werden mich nicht von ihm trennen!“

In Viktors Zügen malte sich ein schwerer Seelenkampf; an Heloisens flehenden Augen vorüber blickte er auf Estérel, der nur noch wenige Schritte entfernt war, und zwischen den zusammengebißnen Zähnen stieß er heiser hervor: „Ihm soll ich Dich lassen? Nie!“

Heloisens Herzschlag stockte, und mit versagender Stimme und fliegendem Athem sagte sie: „Sie haben meinen Vater oft Ihren Wohlthäter genannt, nun, so tragen Sie heute der Tochter den Dank ab, den Sie ihm schulden. Bei dem Andenken des Todten, der Sie, den Fremden, geliebt und gehalten wie einen Sohn, beschwöre ich Sie, lassen Sie mich mit meinem Verlobten frei und ungehindert ziehen!“

Viktor legte die Hand über die Augen, seine kräftige Gestalt bebte wie von Fieberschauern geschüttelt. „So gehen Sie,“ sagte er endlich tonlos, „um des Todten willen, der mir ein Vater war, werde ich lernen den Gedanken zu ertragen, Sie glücklich zu wissen in den Armen eines Anderen!...“

Vier Stunden später stand Viktor auf der Spitze eines Felsens, der steil und schroff über die Wipfel des Waldes herausragte, und von dem man einen weiten Rundblick auf die Ebene und das Meer hatte. Der Lärm des im Schutze von breitästigen Mahagonibäumen um die beiden Zelte sich hinziehenden Negerlagers, wo um große Feuer gelagert einzelne Haufen von Schwarzen ihre Mahlzeit kochten, während Andere tanzend, singend und trinkend sich vergnügten, und wieder Andere sich bemühten, im Schritt zu marschiren und ihre Flinten auf Kommando gleichzeitig abzuschießen zu lernen, drang nur gedämpft an sein Ohr, und sein Auge schweifte theilnahmslos hin über das bunte Gewimmel all der schwarzen Gestalten, die wie ein Ameisenhaufen zu seinen Füßen hin und her sich bewegten, und blickte unverwandt nach dem Meere, auf dessen bläulicher Fläche eben ein weißes Segel auftauchte. Er presste beide Hände auf sein Herz, als empfände er dort einen physischen Schmerz, und die Zähne tief in die Lippen bohrend, murmelte er: „Verloren, auf immer verloren für mich!..“

„Warum liebst Du das weiße Mädchen ziehen, wenn sie Deinem Herzen so theuer war? Du warst Herr über ihr Schicksal, warum übst Du so unzeitige Großmuth und erlaubtest dem jungen Franzosen, sie von dannen zu führen?“ sagte eine Stimme neben ihm, und sich unwendend, blickte er in das gutmüthige, intelligente Gesicht seines Freundes Toussaint, dessen Auge mit Sorge und Theilnahme auf ihm ruhte.

„Warum ich sie ziehen ließ!“ wiederholte Viktor mit einem melancholischen Lächeln. „Weil ich sie wohl zum

Bleiben, aber nicht ihr Herz zur Liebe hätte zwingen können. Sollte ich sie in meinen Armen dahintwelfen und sich in Sehnsucht verzehren sehen nach jenem Fremden, den sie liebt, während ich ihr gleichgiltig bin. Nein, nein, besser sie nie mehr sehen, besser sie auf immer verlieren, als daß sie mich haßt als den Räuber ihres Glückes...“

„Aber Du,“ fiel Touffaint ein, mitleidig in die blassen, verfürzten Züge des jungen Mannes blickend, „wie wirst Du ihren Verlust ertragen? ... Ich weiß ja, wie sehr Du sie geliebt hast.“

„Sie war die Sonne meines Lebens,“ sagte Viktor dumpf und sein Auge hing immer noch unverwandt an dem fernen weißen Segel, „und jetzt ist Alles, Alles für mich mit Nacht bedeckt. Dort jenes Schiff nimmt all mein Glück, alle meine Hoffnungen für immer mit sich fort...“

„So darfst Du nicht reden, mein Freund!“ sagte Touffaint mit leisem Tadel, „denn vor Dir liegt eine große, eine erhabene Aufgabe: Du sollst Deine schwarzen Brüder zum Kampfe für ihre Freiheit führen, und dann nach dem Sieg sie lehren, der erstrittenen Freiheit sich würdig zu zeigen und auf den Grundsäulen aller bürgerlichen Ordnung, der Arbeit und der Geseßlichkeit, einen neuen Staat zu gründen.“

Viktor schüttelte den Kopf.

„Ich bin heute an Allem irre geworden,“ sagte er bitter, „wie das Glück, das ich hoffte, nur ein Traum war, der ohne Erfüllung blieb, so fürchte ich, werden die stolzen Pläne meines Ehrgeizes sich auch nur als täuschende

Phantasiegebilde erweisen. Als ich heute Morgen im Kriegsrath die ersten Führer des aufständischen Negerheeres, die Häupter der Verschwörung, in grotesk lächerlichem Aufzug, behangen mit den bunten Lappen und glänzenden Schmucksachen, die sie gestern in den geplünderten Häusern ihrer ehemaligen Herren erbeutet hatten, erscheinen sah, als ich hörte, wie Jeder in kindischem Eigensinn an den eigenen, meist so verkehrten Ansichten festhielt, und sich auflehnte gegen alle die Maßregeln, die ich als nothwendig bezeichnete, sogar gegen den Beschluß eines raschen und unverweilten Angriffs auf die Hauptstadt, den Du und ich endlich mit Mühe durchsetzten, da verzweifelte ich an dem Gelingen unseres Unternehmens.“

„Aber sie beugten sich doch schließlich Alle vor Deiner überlegenen Einsicht,“ sagte Toussaint begütigend. „Du mußt Nachsicht mit ihnen haben, gestern waren sie noch Sklaven, heute Generale eines siegreichen Heeres, ist es da ein Wunder, wenn die so plöblich gewonnene Freiheit und Macht sie trunken macht und sie den rechten Gebrauch derselben erst lernen müssen? Noch einmal: übe Nachsicht mit ihnen, sei nicht so heftig und herrisch gegen sie, wie heute Morgen, und vor Allem hüte Dich vor Dessalines. . . Aber halt, knackte da nicht dort unten in den Gebüsch der Hahn eines Gewehres?“

„Ich höre nichts,“ versetzte Viktor, gleichgiltig über das dicke Gestrüpp, auf das Toussaint deutete, hinblickend. Hätte er genauer hingesehau, so würde er zwischen dem Gewirr von grünen Ranken das hämisch verzogene Gesicht Dessalines' hervorlugen gesehen haben, der eine Flinte im Anschlag hielt.

„Ich verachte Dessalines,“ sagte er als Antwort auf Toussaint's Warnung, „aber ich fürchte ihn nicht!..“

Noch war das Wort nicht seinen Lippen entflohen, da fiel ein Schuß, und tödtlich in die Brust getroffen sank er in die Arme des entsezt hinzuspringenden Toussaint.

„Dessalines, die Kugel kam von ihm!“ rief dieser, indem er Viktor sanft auf die weiche Moosdecke, die den Felsen umkleidete, niederlegte, und mit kundiger Hand die Wunde zu untersuchen begann. Aber Viktor wehrte ihm und sagte: „Laß mich in Ruhe sterben, ich bin zum Tode getroffen und habe nur noch wenige Minuten zu leben.“

„Nein, nein!“ rief Toussaint, sich weinend über ihn beugend, und mit einem Streifen Zeug, den er von seinen eigenen Kleidern gerissen, das aus der Wunde strömende Blut zu stillen suchend, „Du darfst nicht sterben, Gott hat Dich zu Großem berufen, er wird nicht dulden, daß Dein Lebensfaden zerschnitten wird, ehe Du vollbracht hast, was Du begonnen!“

„Du wirst mein Werk vollenden,“ sagte Viktor matt, über dessen Gesicht schon die Schatten des Todes hinglitten. „Klage nicht um mich,“ fuhr er mit verlöschender Stimme fort, als Toussaint laut aufschluchzend seine erkaltende Hand an seine Lippen preßte, „das Schicksal ist mir doch eine freundliche Göttin gewesen, denn es läßt mich an einem und demselben Tage vom Traume des Glückes und des Lebens scheiden!“

Und der letzte Blick seines brechenden Auges suchte noch das weiße Segel, das fern am Horizont schimmerte.

Zu derselben Stunde standen auf dem Verdeck des Schiffes, das die Küste Domingo's im Rücken lassend nach Westen steuerte, Estérel und Heloise Hand in Hand, und zu ihren Füßen saß die treue Sara. Heloisens Augen waren unverwandt auf die vom Abendschein golden angeglühten Kuppen der Mornen gerichtet, die immer weiter zurücktraten, je mehr sie die offene See gewannen.

„Leb' wohl, mein Heimathland!“ flüsterte sie, und Thränen verdunkelten ihren Blick.

Estérel zog die schlanke Gestalt des Mädchens in seine Arme und küßte zärtlich ihre weiße Stirn. „Wir wollen uns eine neue Heimath suchen drüben auf dem jungfräulichen Boden Amerika's, und dort fern von den Stürmen, die jetzt sowohl Dein als mein Vaterland erschüttern, ein friedliches, stilles Asyl der Liebe uns gründen. Weine nicht mehr, Geliebte, sondern freue Dich, daß wir wie durch ein Wunder allen den Gefahren entgangen sind, die uns bedrohten.“

„Du hast Recht,“ sagte Heloise, unter Thränen lächelnd, „wie darf ich klagen über den Abschied von der Heimath, da nach all dem Entsetzlichen, Grauensvollen, das wir in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt, Du lebend und unversehrt an meiner Seite stehst! Führe mich, wohin Du willst, an Deinem Herzen ist ja doch immer meine wahre Heimath!“

Zwei Silhouetten am Hofe Karls X.

Von

Aug. Scheibe.

(Nachdruck verboten.)

Am Hofe Karls X. von Frankreich nahmen zwei Frauen-
gestalten, eine in Schmerz gleichsam versteinerte Niobe, und
eine andere, welche im Gegensatz das frischeste Leben reprä-
sentirte, das Interesse in hervorragender Weise in Anspruch.
Es waren die beiden Schwiegertöchter des Königs, die Her-
zogin von Angoulême und die Herzogin von Berry.

Die äußeren Lebensschicksale der Herzogin von Angou-
lême — Tochter Ludwigs XVI. und Marie Antoinettens,
des unglücklichen Königspaares, das die Schuld der Väter
durch den Tod unter dem Messer der Guillotine büßte —
sind bekannt. Im Jahre 1778 in Versailles geboren, war
sie als vierzehnjähriges Kind mit im Tempel eingekerkert
worden und hatte die Häupter der Ihrigen auf dem Schaffot
fallen, ihren Bruder, den Dauphin, den grausamsten Miß-
handlungen erliegen sehen. Im Jahre 1795 war die in
Haft gehaltene Prinzessin, die nach ihrer Großmutter, der
großen Kaiserin, den Namen Maria Theresia führte, durch
die Oesterreicher gegen eine Anzahl gefangener Deputirter
ausgetauscht worden und hatte sich in Wien niedergelassen,
wo sie von den Zinsen eines Kapitals von 400,000 Gulden

lebte, das ihr eine Schwester Marie Antoinette's, die Herzogin von Sachsen-Teſchen, vererbt. In Wien hatte ſie Ludwig XVIII. mit ſeinem Neffen, dem Herzog von Angoulême, verlobt. Späterhin hatte ſie, wie die meiſten der flüchtigen Bourbonen, mit ihrem Gemahl auf dem Schloſſe Hartwell in England ein Aſyl gefunden und war am 4. Mai 1814 mit Ludwig XVIII. wieder in Paris eingezogen. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba hatte ſie ſich in Bordeaux befunden und ſich nicht nur erboten, die Treue der Stadt aufrecht zu erhalten, ſondern auch die Mittel zum Kriege gegen den Uſurpator herbeizuschaffen, und Napoleon, dem die ſeltenen Eigenſchaften der in der Schule des Leidens erwachſenen Frau, ihre Energie und ihr kräftiger ſcharfer Geiſt imponirten, ließ ihr durch den bekannten Ausſpruch: „Die Herzogin von Angoulême iſt der einzige Mann unter den Bourbonen!“ Gerechtigkeit widerfahren; eine Anerkennung, die freilich beinahe ihre Stellung in der Familie erſchüttert hätte, denn Ludwig XVIII., obgleich er Maria Thereſia die „fromme Antigone“ zu nennen pflegte, war, im Gefühl der eigenen Schwäche, fortan nicht im Stande, ein gewiſſes Mißtrauen gegen die charakterſtarke Frau zu unterdrücken.

Am Hofe Karls X. ohne Frage eine der einflußreichſten Perſönlichkeiten, bildete ſie das Haupt der ſogenannten Ultras, jener Anhänger des alten Regime, die in ihr die Repräſentantin des Legitimitätsprinzips erkannten und ſie als Märtyrerin verehrten.

Bei alledem war die Herzogin von Angoulême wenig gekannt und das Charakterbild einer der bedeutendſten und

unglücklichsten Frauen der modernen Welt ist nur in schattenhaften Umrissen auf unsere Zeit übergegangen. Um so dankenswerther und interessanter sind die Aufzeichnungen, welche die Gräfin d'Angoult in ihren soeben erschienenen „Souvenirs“ über diese tragische Erscheinung hinterlassen hat. Die geistvolle, unter dem Pseudonym Daniel Stern bekannte Schriftstellerin trat durch ihre Verheirathung in Beziehungen zu dem Hofe Karls X. Der Vicomte und die Vicomtesse d'Angoult, ihre nunmehrigen Verwandten, hatten das zweimalige Exil der Herzogin von Angoulême getheilt, und als die junge Gräfin, wie es der Gebrauch verlangte, bald nach ihrer Verheirathung dem Könige vorgestellt werden sollte, sprach die Herzogin, als besondere Gunstbezeugung für die alten treuen Freunde, den huldvollen Wunsch aus, sie vor dieser Präsentation zu sehen.

Da sich die Herzogin von Angoulême eifrig bemühte, die alte Etikette in allen Punkten wieder herzustellen, so war das Ceremoniel der Vorstellung, wie die Gräfin d'Angoult erzählt, ein sehr komplizirtes. Um sich darauf vorzubereiten, nahm man Stunden bei dem Hofanzmeister Monsieur Abraham, einem der Ersten, die zur Zeit der Restauration in die Tuileries zurückberufen worden waren, denn er, der bis an sein Lebensende das alte traditionelle Jabot und die breiten Spitzenmanschetten trug, hatte während des im Exil verlebten Vierteljahrhunderts kein Titelchen dieser Ceremonien vergessen. Er allein war im Stande, die Kunst der drei langsamem und tiefen Verbeugungen zu lehren, die man vor dem Könige zu machen hatte; nur unter seiner Leitung konnte es nach diesem Aktus gelingen, durch eine schwierige

diagonale Bewegung die Ausgangsthür zu gewinnen, ohne dem Könige einen Moment den Rücken zuzukehren — nur Monsieur Abraham kannte das Geheimniß, die schweren Falten der Hofschleppe durch kleine unmerkliche Stöße mit dem Fuße in imposanter Weise auszubreiten; lauter Dinge, bei denen sich nur durch Geschicklichkeit und Geistesgegenwart Unfälle der lächerlichsten Art vermeiden ließen.

Unmittelbar vor dem großen Momente, da die junge Gräfin dem Könige präsentiert werden sollte, begab sich dieselbe zur Herzogin von Angoulême, wie diese es gewünscht hatte, jedenfalls nur um Toilette und Haltung der jungen Dame vorher einer kritischen Besichtigung zu unterwerfen.

In einer mit Silber gestickten Kullrobe, einer Schleppe von weißem ungerissenem Sammt, mit einer hohen steifen Frisur, die ein Busch von Straußensfedern krönte, einer dicken Lage von rother und weißer Schminke auf dem Gesichte und begleitet von den beiden vornehmsten Damen der Familie, den sogenannten „marraines“, deren Anwesenheit die Etikette bei der Vorstellung forderte, trat die junge Gräfin d'Agoult in den kleinen Salon der Tochter Ludwigs XVI. „Sofort öffnete sich die gegenüber liegende Thüre und Madame Royale trat ein,“ erzählt die Berichterstatterin. „Mit schnellen Schritten, beinahe laufend, kam sie auf mich zu, blieb plötzlich stehen, sah mich vom Kopf bis zu den Füßen an und wendete sich dann mit einer brüskten Bewegung an die Vicomtesse d'Agoult, eine der „marraines“. ‚Sie hat nicht genug Roth aufgelegt!‘ stieß sie in scharfem, heftigem Tone hervor und stürzte dann mit

derselben Schnelligkeit, mit der sie eingetreten war, wieder zur Thüre hinaus.“

Damit zeigte die Herzogin deutlich genug, wie das alte Regime mit seinen Mode- und Ceremoniel-Vorschriften noch im Vordergrund aller ihrer Gedanken stand, zugleich aber, daß Neußeres und Auftreten der gealterten Prinzessin einen nichts weniger als gewinnenden Eindruck hervorgebracht haben muß. Zur Zeit ihrer Verheirathung mit ihrem Cousin dagegen soll die Herzogin von Angoulême, welche seit der Thronbesteigung Karls X. den Titel „Dauphine“ führte, eine angenehme Erscheinung gewesen sein. Wenigstens stellen Porträts aus jener Zeit sie mit schönen, vornehmen Zügen dar, mit blauen Augen und blondem Haar, welches in Glanz und Fülle an das ihrer unglücklichen Mutter erinnert. Mit den Jahren hatte sich indessen die Aehnlichkeit mit dem Vater mehr und mehr herausgebildet. Im Jahre 1828, als die Vorstellung der Gräfin d'Agoult stattfand, war die Figur Maria Theresia's schwerfällig, die Stimme rauh, die Ausdrucksweise kurz, die Nase hatte einen Höcker bekommen und das ganze Wesen der unglücklichen Frau hatte etwas Scheues, Verschüchtertes und zugleich Starres. Man sah, sie hatte sich unter den Schlägen eines grausamen Schicksals, unter dem Schrecken der Guillotine und des Gefängnisses wie mit einem Panzer von Erz umgürtet, und ihre Ehe war, besonders da dieselbe kinderlos blieb, nicht dazu angethan, denselben zu schmelzen. Der Herzog war ein kleiner, kränklicher, häßlicher und unansehnlicher Mann, der, an einem nervösen Tif Leidend, unaufhörlich mit den Augen blinzelte und mit Lippen und Hän-

den suchte. In seiner ganzen Haltung, wie in seiner unsichern und schwerfälligen Art zu sprechen, drückte sich Unbehagen und Unruhe aus, und wenn man ihm, der Beweise von Muth und Tapferkeit gegeben hatte, allgemein einen lauterem Charakter, Güte und Leutseligkeit nachrühmte, so war die Ehe mit ihm doch gewiß nicht geeignet, zärtliche Gefühle in Maria Theresia zu erwecken. Im Gegentheil war sie wohl ein Grund mehr für die Arme, Alles, was nicht Pflicht hieß, in ihrer Seele zu ersticken.

Einfach und aufrichtig, muthig und großherzig wie wenige Frauen, der kühnsten Handlungen und Entschlüsse fähig, opferfreudig und von unbegrenzter Wohlthätigkeit, wurde die Dauphine von den Franzosen doch nicht geliebt, wie sie es um dieser Tugenden willen verdient hätte. Das Land, an dem sie mit einer Art schmerzlicher Zärtlichkeit hing, fühlte sich, im Bewußtsein seiner Schuld, durch ihre Trauer beleidigt, und die Wiedereinführung alter Formen und Gebräuche, die, da ihr Inhalt verloren gegangen war, kaum noch einen Sinn hatten, trug nicht dazu bei, ihr die Sympathien des Volkes zu gewinnen, das mit den Ideen der neuen Zeit getränkt war, Ideen, für welche die Dauphine weder Verständniß besaß, noch zu finden suchte. Sie, vor allen Gliedern des königlichen Hauses, hatte in den langen, schweren Jahren des Exils „nichts gelernt und nichts vergessen“. Jede freisinnige Regung im Staatsleben, in Wissenschaft und Literatur war für sie gleichbedeutend mit „Jakobinismus“, dem Schrecken ihrer Jugendjahre. Die Unterdrückung jeder solchen Regung erschien ihr demnach als heiligste Pflicht des wiederhergestellten legitimen Königshauses, und

so wurde sie selbstverständlich für Liberale und Bonapartisten ein Gegenstand der Besorgniß und Abneigung.

Zudem war die Dauphine bei all ihren Vorzügen nicht liebenswürdig. Sie entbehrte jener äußerlichen und innerlichen Anmuth, welche den vertrauten Verkehr mit Marie Antoinette so anziehend gemacht hatte. Das ganze Wesen der Tochter erschien im Gegentheil wie ein Protest gegen jenen verführerischen Zauber der Mutter, welchem die Royalisten so geru alles Unglück der Revolution zuschrieben. Außerdem mangelte ihr aber auch die äußere Würde, durch die sich das Volk imponiren läßt und die es von seinen Herrschern verlangt. Die Idee des Königthums von Gottes Gnaden hatte Maria Theresia festgehalten, wie kein anderes Glied ihrer Familie, aber das Gefühl der Unantastbarkeit war ihr in den Blut- und Greueltagen der Revolution verloren gegangen, und die feste, stolze Haltung, die sie ihrer Schüchternheit, dem ihr in allen Nerven nachzitternden Entsetzen ihrer Jugendzeit zum Troß erzwang, wurde zu einer Starrheit und Steifheit, welche ihr die Herzen der nach Anmuth dürstenden französischen Nation vollends entfremdete. So ging denn die Dauphine, jede weichere Regung als eine ihres königlichen Blutes unwürdige Schwäche bekämpfend; ungekannt und unverstanden durch's Leben. Weder ihr Gemahl, der sich ihrem überlegenen Geist beugte, noch ihre beiden Oheime Ludwig XVIII. und Karl X., die ihr alle Ehre erwiesen, noch auch die treuen Diener, die ihr dreimal in die Verbannung folgten und sie wie eine Heilige verehrten, haben jemals die Tiefen dieser weiblichen Heldenseele ergründet.

Gräfin d'Agoult, welche nach ihrer ceremonieellen Vorstellung bei Hofe die viel beneidete Ehre genoß, in den vertrauten Cirkel der Dauphine gezogen zu werden, gibt in ihren „Souvenirs“ eine Schilderung der Inhaltlosigkeit dieser Familienabende.

In einem Kreise sitzend, der von beiden Seiten ihres Fauteuils ausgehend ein längliches Oval bildete, arbeitete die Dauphine an einer Tapissierrie. Die Damen, die nach Rang und Stand placirt waren, durften mit ihren Nachbarinnen nur leise und gleichsam verstohlen sprechen. Die Prinzessin nähte hastig und zog den Faden mit einer konvulsivischen ruckweisen Bewegung aus. Ohne sich einen Augenblick in dieser Beschäftigung zu unterbrechen, richtete sie dann und wann an eine der um sie her sitzenden Damen eine brüste Frage, die, anscheinend vom Moment eingegeben, dennoch durch die Etikette streng geregelt war. Die Antwort fiel, wie man sich bei der ringsum herrschenden Stille denken kann, so kurz und nichtsagend aus wie möglich. — Außerhalb dieses Kreises spielte der Dauphin gewöhnlich mit der Vicomtesse d'Agoult Schach — wie sich von selbst versteht im tiefsten Schweigen, so daß man sie für Automaten hätte halten können. Im Hintergrunde des Salons machte der König, ebenfalls in tiefster Stille, seine Parthie Whist mit drei Edelleuten seines Hofes. Nur wenn ein Rubber zu Ende war, erhob sich eine Stimme, die des Königs, der böse wurde, wenn er verloren hatte. Sein Partner entschuldigte sich und nun herrschte wieder tiefes Schweigen bis zum nächsten Rubber. War die Parthie zu Ende, so stand der König auf und schob seinen Stuhl zurück. In

demselben Augenblick erhob sich auch, wie von einer Feder emporgeschleudert, die Dauphine, die das königliche Spiel keinen Moment aus den Augen gelassen hatte. Sie warf ihre Tapissiererei bei Seite und gab ihrem Kreise durch einen Blick das Zeichen, sich aufzulösen. Gleichzeitig brach der Dauphin seine Schachparthie ab, mochte sie stehen, wie sie wollte. Man wechselte zwei oder drei Worte, dann richtete der König, auf die nach seinen Gemächern führende Thür zuschreitend, an jede der anwesenden Damen einige huldvolle Worte und verschwand, nachdem er sich mit einem Neigen des Kopfes von der Gesellschaft verabschiedet, der Dauphin und die Dauphine folgten unverzüglich seinem Beispiel, und die Eingeladenen zerstreuten sich. Sie fühlten sich gewiß sehr geschmeichelt, setzt die Gräfin d'Agoult hinzu, aber sie waren den hohen Persönlichkeiten, in deren Familienkreise sie den Abend zugebracht, geistig nicht um ein Haarbreit näher getreten.

Ob Maria Theresia je den Wunsch nach menschlichem Verständniß empfunden? Nichts deutet ihn an. Vielleicht blieb es ihrem Neffen, dem Grafen Chambord (Heinrich V.), dem Erben und letzten Träger ihrer Ideen, vorbehalten, den reichen Schatz von Liebe zu heben, den das Unglück in ihrem Herzen verschüttet hatte. Nachdem die Julirevolution sie 1830 zum dritten Male in's Exil getrieben, lebte sie mit diesem Neffen, in dem sie den einzigen rechtmäßigen König von Frankreich erblickte, längere Zeit auf ihrer Herrschaft Frohsdorf bei Wiener-Neustadt, wo sie auch am 19. Oktober 1851 starb.

*

*

*

Der Hofhalt der zweiten Schwiegertochter Karls X., der Herzogin von Berry, war ebenso verschieden von dem der Dauphine, wie das Wesen und die Persönlichkeit der beiden Frauen.

Louise Karoline, Prinzessin beider Sicilien, hatte sich 1816 mit dem Herzog von Berry vermählt, und das heitere, mittheilsame Leben, das die Eheleute in dem hübschen Palais de l'Élysée mit einander führten, der Mangel an aller Etikette, sowie die große Einfachheit und Ordnung, die in ihrem Haushalt herrschten, hatte sie bald im besten Sinne populär gemacht.

Die Prinzessin war bei ihrer Verheirathung erst siebenzehn Jahre alt und gab in ihrer italienischen Zutraulichkeit ahnungslos zu überaus komischen Scenen Veranlassung, wobei sie sehr häufig gegen die strenge Hofetikette verstieß. Man erzählte sich in den Hofkreisen wie im Volke tausend Büge von der Unbefangenheit der jungen Herzogin, tausend Schelmereien von ihrem Manne und tausend Scherze des damaligen Königs Ludwig XVIII., durch die er sie, die bei alledem schüchtern war, zum großen Amusement des Hofes in Verlegenheit setzte. Die Umgebung der Dauphine skandalisirte sich freilich über ihre lose sitzenden Taillen, ihre durchsichtigen Strümpfe und ihre allzu kurzen Kleider, die sie in ihrer Achtslosigkeit und quecksilbernen Lebhaftigkeit bei den Prozessionen mit der schief gehaltenen Wachskerze von oben bis unten zu beträufeln pflegte. Monsieur Abraham hatte sich vergeblich bemüht, ihr die bei Hofe vorgeschriebene Haltung beizubringen; es war ihr ebenso unmöglich, sich eine Weile gerade zu halten und ihrem Gesicht einen ernstern,

würdigen Ausdruck zu geben, wie ihre auffallend kleinen, schön geformten Füße auswärts zu setzen. Ihr zerstreutes Wesen während der Messe rief im Kreise der Dauphine Entrüstung hervor, aber da ihr Mann an alledem keinen Anstoß nahm, da man Beide in ihrer Art glücklich mit einander sah, wohlwollend und wohlthätig gegen Alle, und da sie in dem schattigen Garten des Ellysée reizende Frühlingsfeste gaben, bei denen Alles Lust und Frohsinn athmete, so hörte man endlich auch bei Hofe auf, das Benehmen der Herzogin zu bekritleln, aber man betrachtete sie doch nicht als eine ernst zu nehmende Persönlichkeit, und Niemand hätte damals die spätere Heldin der Vendée in ihr gesucht. Es bedurfte der Nacht, in welcher der Dolch eines Mörders ihr Ballkleid mit dem Herzblut ihres Gemahls besprengte, um zu zeigen, was sie eigentlich war, groß und einfach in ihrer Liebe, wie in ihrem Schmerz, eine edle Seele und eines Aufschwunges fähig, den ihr bis dahin Niemand zugebraut hatte.

Außerdem gab die Geburt des Herzogs von Bordeaux (Heinrich V.), welche einige Monate nach dem Tode des Herzogs erfolgte, ihr, als Mutter des künftigen Thronerben, eine ganz andere Stellung. Sie wohnte fortan in den Tuileries, nahm bei der Thronbesteigung Karls X. den Titel „Madame“ an und stand bei dem Könige so hoch in Gunst, daß es ihr möglich wurde, sich viele Menschen zu verpflichten. Nach wie vor fuhr sie fort, sich mit den Künsten zu beschäftigen und die Künstler zu protegiren; sie patronisirte das Theater du Gymnase, das ihren Namen (Théâtre de Madame) trug, und eine Revue der ele-

gantem Welt erschien unter ihren Auspizien. Häufige Ausflüge in die Provinzen erwarben ihr dort viele Freunde; besonders galt das von Dieppe, wohin sie jedes Jahr zur Saison zurückkehrte, um Seebäder zu nehmen. Den Augen der Dauphine entrückt, wagte sie hier, ganz sie selbst zu sein, d. h. heiter, ein wenig frivol, aber gut und liebenswürdig.

Gräfin d'Algoult, damals noch Fräulein v. Flavigny, hatte in Dieppe häufig Gelegenheit, Louise Karoline zu sehen und zu sprechen. „Die Herzogin war nicht hübsch,“ schreibt sie, „der Blick war unsicher, die Lippen waren zu dick und beinahe immer offen; sie hielt sich schlecht und man konnte sie beim besten Willen keine vornehme Erscheinung nennen. Dennoch besaß sie ihre großen Reize: einen wundervollen blühenden Teint, blondes, seideweiches Haar und die schönsten Arme der Welt. Vor Allem trug aber ihr kindlich unbefangenes Gesicht den Stempel der Güte und Sanftmuth, der Heiterkeit und Geistreichheit. Man fühlte trotz ihrer Schüchternheit, die sie häufig ohne alle Ursache erröthen und stottern ließ, daß sie zu gefallen wünschte, und man hatte den Wunsch, ihr zu gefallen. In Dieppe, wohin sie natürlich eine große Badegesellschaft zog, verbreitete sie reges Leben. Sie arrangirte Vergnügungsparthien zu Wasser, veranstaltete Feste in den Ruinen des Chateau d'Arques, trug in Elfenbein geschnitzten Schmuck, wodurch sie diesem Industriezweig in Dieppe einen großen Aufschwung gab — genug, sie machte sich überall beliebt und hielt einen kleinen, vertraulichen und lustigen Kreis um sich versammelt, der nichts weniger als einem Hofstaate gleich.“

Nur am ersten Tage hatte sie der Etikette ein Opfer zu bringen. Dieselbe schrieb vor, daß in dem Moment, da die Herzogin zum ersten Male in's Meer ging, ein Kanonenschuß abgefeuert wurde, und der Badearzt sie in's Wasser begleitete. Der Mann trug bei dieser Gelegenheit seinen besten Gesellschaftsanzug und bot der Prinzessin die weißbehandelschuhte Hand, wie zum Valle. Man konnte sich nichts Lächerlicheres vorstellen. Nach dieser Ceremonie, die Gott weiß wer erfunden hatte, befand sich Louise Karoline in dessen im vollen Besitz ihrer Freiheit und badete wie jede andere Sterbliche, indem sie mit ihren Nachbarinnen sprach und sich mit ihnen amüßte. Dies Amüßement bestand vornehmlich in Bespritzungen und Begießungen, welche die kleinen Hände der Herzogin nach rechts und links austheilten und womit sie Jede bedachte, die in ihre Nähe kam. Da sie verlangte, daß man ihr den Scherz in gleicher Münze heimzahle, so verursachte dies Plätschern und Lachen einen Lärm, daß man hätte denken können, es sei eine Schaar in den Ferien befindlicher Pensionärinnen im Wasser, die sich unter einander belustigten.

Die Gräfin d'Agoult hatte in Folge einer Eigenthümlichkeit des Badegebrauches in Dieppe öfter als Andere Gelegenheit, mit der Herzogin zusammenzutreffen. Man wurde damals (und vielleicht herrscht die Sitte noch jetzt) nicht in's Meer gefahren, wie es z. B. in Ostende geschieht, sondern durch dazu angestellte Männer, „Baigneurs“, hineingetragen. Die Damen, die mit einer Wachstuchmütze, Pantalons und Blouse von schwarzer Wolle und dicken Bastschuhen bekleidet waren — ein Kostüm, in dem beiläufig

gesagt die schönste Frau der Welt, besonders wenn sie naß dem Meere entstieg, wie ein Monstrum aussah — wurden von ihren Baigneurs auf den Arm genommen und bis zu einem gewissen Punkt getragen, der, je nach dem Stande der Fluth, wechselte. Dort angekommen, wurden sie kopf-über in's Wasser getaucht und dann auf dem feinen glatten Sande auf die Füße gestellt. „Der Baigneur der Herzogin war auch der meinige,“ erzählt die Gräfin d'Agoult, „und da ich jung, blond und weiß war, wie Louise Karoline, mich im Wasser fest und furchtlos bewegte wie sie, damals noch unverheirathet und bei Hofe nicht vorgestellt war, so fand sie in mir eine Gefährtin, mit der sie sich völlig behaglich fühlte und sich amüßte wie ein Kind.“

Die Herzogin v. Berry verkehrte, nach dem Tode ihres Mannes wie vorher, viel mit der Familie Orleans, obgleich der König und die Dauphine den Umgang zwischen der Mutter des Thronerben und dem Sohne von Philipp Egalité nicht mit günstigen Augen ansahen. Der Herzog von Orleans (nachmals Louis Philipp) war und blieb den Legitimisten eine verdächtige Persönlichkeit, und man sprach in den Hofzirkeln mit Verachtung und Mißtrauen von den Elementen, die er um sich versammelte. In seinen Salons erschienen damals bereits jene Spitzen der Bourgeoisie, welche sich in der Presse, im Gerichtssaal, auf der Tribüne und in der Literatur bemerklich machten und theilweise von der nahen Revolution zur Macht und zum höchsten Ansehen emporgehoben werden sollten.

Louise Karoline befand sich in diesem aus jüngern und geistvollen Elementen zusammengesetzten Kreise ungleich

behaglicher als in den Tuilerien, und ahnte damals nicht, wie bald die Familie Orleans die ältere Linie der Bourbonen vom Throne verdrängen sollte, wie bald sie selbst die Fahne des Aufbruchs in der Bretagne und Vendée aufpflanzen würde, um die Rechte ihres Sohnes gegen denselben Louis Philipp zu vertheidigen, mit dem sie damals Pläne für die Verbindung ihrer Tochter mit seinem ältesten Sohne machte.

Nachdem die Julirevolution, die Louis Philipp auf den Thron hob, die Herzogin von Berry mit ihren Kindern in's Exil getrieben, landete bekanntlich die muthige Frau, nur von wenigen Getreuen begleitet, am 30. April 1832 an der Küste Frankreichs, durchreiste, mit einem falschen Pässe versehen, einen Theil des Landes, und bald stand die Vendée in hellen Flammen. Der Aufstand wurde nicht ohne Mühe und nur nach vielem Blutvergießen unterdrückt, und die Herzogin irrte flüchtig in allerlei Verkleidungen durch das Land, bis es gelang, sie durch den Verrath eines Juden, Namens Deutz, dem sie leider ihr Vertrauen geschenkt, am 7. November 1832 in Nantes gefangen zu nehmen. Sie hatte sich im Hause des Fräuleins Dugnigny in einem Versteck verborgen, das hinter einem Kamin angebracht war. Die Soldaten, welche das verdächtige Haus besetzt hielten, machten in einer kalten Nacht Feuer in diesem Kamin. Die hintere Eisenplatte, die das Versteck schloß, wurde heiß und endlich glühend, so daß die Kleider der Herzogin und der mit ihr versteckten Dame mehrere Male Feuer fingen — und endlich mußten die Gefangenen, denen nur die Wahl blieb, zu ersticken oder sich zu ergeben,

sich zu letzterem entschließen. Die Herzogin wurde auf dem Schlosse la Blaye bei Bordeaux gefangen gesetzt, nach kurzer Zeit indessen, als sich ergab, daß sie mit dem Sohne des Vicekönigs von Sicilien, dem Marchese Luchesi-Pally, heimlich vermählt war, als nunmehr für die Ruhe des Landes völlig ungefährlich, entlassen.

Seitdem, bis zu ihrem Tode, der am 16. April 1870 zu Brunnsee in Steiermark erfolgte, lebte die Herzogin mit ihrem zweiten Gemahl, *) der zum Herzog della Grazia erhoben wurde, abwechselnd in Oesterreich und Italien, besonders in Venedig, wo sie den prachtvollen Palazzo Venetramin bewohnte.

*) Gestorben 1864.

Der Mann für Alles.

Bur Charakteristik des Londoner Verkehrslebens.

Von

H. Thüringer.

(Nachdruck verboten.)

Immer weiter und weiter greift die mit Häusern bedeckte und von nahezu fünf Millionen Menschen bevölkerte Provinz, welche wir London nennen, der rundum Alles absorbirende Leviathan der Städte, in das angrenzende Land hinaus, zumal gen Westen, wo sich, wie in vielen anderen Welt- und Großstädten auch, die besser fituirten und vornehmeren Schichten der Gesellschaft, thunlichst entfernt vom Lärm und Qualm, vom Gewirr und Getümmel des Werkeltagsverkehrs, anzufiedeln und einzuhausen pflegen. Eine ganze neue Welt ist im Laufe der letzten Jahrzehnte somit im einstigen „fernen Westen“ Londons entstanden und breitet sich noch fort und fort in Straßen und Squares, Terrassen und Crescents (Halbmonden), und wie sonst noch die ortsüblichen Bezeichnungen für die gleich Pilzen aus der Erde wachsenden Häusergruppen und Häuserzeilen lauten mögen, rechts und links über die Nachbarschaft aus.

Raum aber ist ein solches neues Stadtviertel einigermaßen bewohnbar geworden, so sehen wir, noch ehe das Groß seiner Bevölkerung anrückt, ein höchst merkwürdiges

und bedeutungsvolles Individuum darin sein Zelt aufschlagen, einen Mann, welcher, bei der meilenweiten Entfernung dieser frischgebackenen Westendstraßen und Westendplätze von den Centren des Handels und Wandels, von allen Orten und Anstalten, wo der Mensch sich die Bedürfnisse und Ueberflüssigkeiten des Lebens befriedigen und verschaffen kann, für die gesammte Bewohnerschaft umher zum wahren Trost und Rettungsanker wird und durch seine Unentbehrlichkeit sehr bald sein Schäfchen in's Trockene zu bringen weiß. Es ist der General-Provider — der allgemeine Versorger und Lieferant — oder, wie wir ihn am treffendsten betiteln, der „Mann für Alles“ — im buchstäblichen Sinne für Alles, was seine Nachbarschaft zur standesgemäßen, behaglichen und vergnüglichen Gestaltung ihres Daseins nicht nur, sondern auch für alle nur möglichen unerwarteten Vorkommnisse oder zur Erfüllung des launenhaftesten Wunsches und phantastischsten Gelüstes nur bedarf. Als den König und Matador dieser westendlichen Generallieferanten aber, als eine vielleicht nirgends auf der Erde in dieser Art und Ausdehnung zum zweiten Male anzutreffende Erscheinung, sagen wir immerhin, als ein modernes Weltwunder haben wir unsern Lesern einen Mr. Whiteley in Westbourne Grove, einem jener Vorposten der unaufhaltbar nach Westen fortschreitenden englischen Metropole, vorzustellen, einen Geschäftsmann, dem jetzt Duzende von Häusern des genannten Bezirks und der Umgegend eigenthümlich zugehören, nachdem er vor etwa fünfzehn Jahren als Blumenhändler bescheiden begonnen und als solcher sich namentlich die umwohnende Damenwelt

zur Kundschaft gewonnen hatte. Statten wir Herrn Whiteley in seinem Monstre-Etablissement einen Besuch ab, um zu sehen, ob er in der That der „Mann für Alles“, der Befriediger aller unserer Bedürfnisse und Liebhabereien ist, als welchen ihn die englische Presse rühmt. Wir treten ein in die weitläufigen Räumlichkeiten, und schon nach den ersten Schritten gewahren wir mit Erstaunen und Bewunderung, daß das Gerücht nicht zu viel behauptet hat; wir befinden uns in der That bei einem Manne, der für Alles Rath weiß, denn da gibt es Nichts, absolut Nichts weder von leiblichen noch geistigen Erfordernissen, was uns durch seine Vermittelung nicht zu Theil werden könnte; seine Sorge für uns aber beginnt schon mit unserer Wiege und findet erst ihr Ende an unserem Grabe und selbst über dieses hinaus.

Schon den Säugling also nimmt unser westendlicher Schutzgeist und Versorger liebevoll in seine weitreichenden Arme. Er liefert ihm zierlich gefältelte Gambrie-Tragkleider und vergißt auch die innersten und geheimsten Artikel nicht, die zur Toilette des jungen Erdenbürgers gehören; ebenso versteht er diesen auch in den ferneren Stadien seines aufblühenden Lebens mit Allem und Jedem, was das Kind, Mädchen oder Knabe, wie zum Schmucke, so zu des Leibes Nahrung und Nothdurft braucht. Von ihm kommt das Kraftmehl, welches das winzige Wesen nährt und stärkt, von ihm die das Zahnfleisch festende Beilchentwurzel, von ihm das Halsband, welches in der bedenklichen Krisis des Zahndurchbruches seine Beihilfe leisten muß, von ihm, dem unvergleichlichen und unerlöschlichen Generallieferanten, der zierliche Wiegenkorb sammt all den weichen Pfühlen

und warmen Decken, den blauen Vorhängen und schmucken Garnituren, auf und unter denen die müden kleinen Glieder zur Ruhe gebettet werden. Und naht dann die wichtige Periode, wann das Traggewand dem kurzen Kleide des nun auf seinen eigenen Füßen stehenden und gehenden Menschen zu weichen hat, wiederum wird da unser außerordentlicher „Hans in allen Gassen“ herbeicitirt, um für die nothwendige Kostüm-Metamorphose seine alldienstfertige und alldienstfähige Hand darzuleihen. Der größten Popularität bei seiner jugendlichen Kundschaft aber erfreut sich der Wundermann, wann die schöne Zeit des Christfestes im Anzug ist. Welchen Zauber üben dann Whiteley's unergründliche Magazine aus, wann dieser märchenhafte Riesenbazar sich weniger den langweiligen, großen, plumpen Nützlichkeiten des Daseins widmet, mit denen er sonst wohl von oben bis unten erfüllt ist, als den allerentzückendsten Herrlichkeiten und Kostbarkeiten, wie da sind: auf dem Tisch umherlaufende kleine Mäuse, drollige Männer, die kopf-über die Treppe hinab balanciren, Frösche, welche in der Stube umherhüpfen; mächtige Düten voll von Rosinen und Zuckerplätzchen! Und was für eine endlose Menge von Blechtrumpeten, von bellenden Hunden und blöckenden Schafen lockt daneben! Welche wunderprächtigen Schaukelpferde, ganz als wären sie lebendig, wie die Wärterin des vom Ueberflange solcher Schätze herauschten kleinen Burschen versichert! Gewiß kann man sich leicht vorstellen, welches Kinderelysium, was für eine Spielzeuggolconda und Lustbarkeitenpotofi unser „Mann für Alles“ seinen kleinen Besuchern zur Weihnachtszeit erschließt!

Aus Kindern werden jedoch Leute, wie es im Sprichworte heißt, Mr. Whiteley verliert sie indeß auch jetzt nicht aus den Augen, nach wie vor die unermülich waltende Borsehung für Groß und Klein in seinem Viertel. Er ist es, welcher den nach Eton oder Harrow, nach Rugby oder Westminster, nach dem Charterhouse oder dem Christus-hospital (sämmtlich berühmte Gymnasien und Erziehungsanstalten Englands) auf die Schule gefandten Knaben mit der ersten Taschenuhr nebst Kette beglückt, ihm die stylmäßigen Schuljacken und die Ruder- und Cricketanzüge liefert, und sind einmal Gymnasium und Studien in Oxford und Cambridge absolvirt und bezieht der junge Mann sein erstes amtliches Einkommen oder verfügt er, mündig geworden, über sein eigenes Vermögen — zweifelsohne lenkt er alsdann seine Schritte zunächst wieder zu dem Unentbehrlichen in Westbourne Grove, oder, um uns richtiger auszudrücken, wird er von Mutter und Schwestern dahin dirigirt, die selten einen Tag verstreichen lassen, ohne auf eine Stunde bei Mr. Whiteley einzusprechen, und nicht aufhören können, dessen Lob zu singen. Da in der Familie fast immer entweder irgend eine Hochzeit in Aussicht steht oder irgend welcher Geburtstag von Onkeln und Tanten, von Basen und Vettern berücksichtigt werden muß, so sind fast beständig diese oder jene Geschenke zu kaufen von nützlicher und praktischer Natur, wie sie bei derlei Familiengedenkfesten am liebsten gespendet zu werden pflegen. Für solche Zwecke nun haben die Schatzkammern unseres „Mannes für Alles“ abermals nicht so leicht ihres Gleichen. Pariser Pendulen und Bronzen, ausgezeichnete Bijouterien aus den Ateliers

der bekanntesten Juweliere — von allen diesen eleganten Zierlichkeiten besitzt Whiteley die reichste und geschmackvollste Auswahl auf Lager.

Seinen ganzen Glanz und vollen Werth aber entfaltet der Außerordentliche erst für diejenigen seiner Kunden, welche sich rüsten, in den heiligen Stand der Ehe zu treten. Für sie hält er Alles und Jedes auf das Bequemste und Uebersichtlichste bereit, was sonst aus einem Schock verschiedener Verkaufsstätten und Etablissements mühsam zusammen zu suchen ist, und nicht bloß mit der Beschaffung sämmtlicher beweglicher Habe, Möbel, Kunstgegenstände, Porzellan, Küchengegeschirr, Gold- und Silbergeräthe befaßt er sich, er übernimmt auch den Bau des Hauses selbst, welches alle diese Fahrnisse beherbergen soll, in gothischem, in Renaissance-, in Rococo- oder sonst welchem Style, den wir lieben. Er legt Teppiche in das Haus vom Erdgeschoß bis in die Mansarde, hängt Gardinen und Spiegel auf, stellt für die junge Frau das Pianino zurecht und für den Gatten die mannigfaltigsten Rauchapparate, schützt die Parquets der Zimmer durch Bastmatten und Wachstuchdecken, versorgt die Ankleidegemächer mit Toilettentischen, mit Kämmen und Bürsten, mit Eau-de-Cologne-Flacons und aromatischen Zahnpasten, die Lese- und Bibliothekstube mit jeder Art von Papier und Schreibutensilien, stattet mit Einem Worte die Wohnung mit jedem nur erdenklichen Gebrauchs- und Luxusartikel aus vom Keller bis zum Boden hinauf, von den Weinfässern und Champagnerkörben, wohlverstanden sammt Inhalt, bis zu den Mäusfallen und Wäscheleinen, den Hundehütten und Vogelbauern u. s. w. u. s. w.

Und wenn das neuvermählte Paar hierauf die von der Mode vorgeschriebene Hochzeitsreise antritt, um die Flitterwochen — den Honigmond, nennt sie der Engländer — auf dem Kontinente zu feiern — wiederum zeigt sich der liebenswürdige Mr. Whiteley als den unerläßlichen Generalberather und Generalversorger, indem er den Reisenden die Mühen und Unbequemlichkeiten der Fahrt nach Menschenmöglichkeit erleichtert. Wie die erforderlichen Gepäckbehältnisse, die Koffer und Reisetaschen, die Kutschachteln und Reiseneccessaires *ic.*, so besorgt er auch die nöthigen Pässe, die Eisenbahnbillets, die Plätze und Schlafcabinen auf den Dampfbooten, die jetzt üblichen Checks (Anweisungen) für die zu benützenden Hotels. Dazu versichert er für alle Eventualitäten das Leben des jungen Mannes, wie er dessen Hab und Gut gegen etwaigen Brandschaden asskurirt. Vor Allem jedoch bewirkt er die Kreditbriefe auf Paris und Berlin, Wien und Rom, oder wohin die Hochzeitsfahrt sich überhaupt richten mag, kurz, er leistet Alles, was bei einem solchen Anlaß mit Geld nur möglich gemacht werden kann — die rastlose Vorsehung auch in die weiteste Ferne, gewünschten Falles selbst über das Weltmeer hinüber.

Daß dergestalt der an Alles und auf Alles Denkende auch unsere geistigen und literarischen Bedürfnisse nicht außer Acht läßt, bedarf nach dem bisher Mitgetheilten kaum einer Erwähnung. Gegen eine Kommissionsgebühr von drei Pence pro Schilling des Verkaufspreises versteht er uns mit Büchern und Zeitschriften in allen Sprachen der Erde, mit Musikalien und musikalischen Instrumenten, nach denen unser Herz nur gelüsten mag. Desgleichen be-

stellt er unsere Tafel, wenn wir Gäste bei uns sehen, mit Suppe und Geflügel, mit Wild und Fischen, mit Pasteten und Puddings, mit Entrées und Entremets von jeglicher Beschaffenheit und Quantität, mit Eis und Crêmen, mit Kuchen und Dessert, mit inländischen und exotischen Früchten, und das Alles zu sehr civilen Preisen. Dazu schmückt er unsere Salons und Speisezimmer mit Blumen und anderen Dekorationen und vermiihet uns sämmtliches Silbergeschirr und sämmtliche Tischwäsche, Kry stall und Porzellan, ja sorgt dafür, daß wir uns nicht, bei etwaigen plötzlichen Abfagen, zu Dreizehn zum Mahle niedersetzen müssen, und die Gäste, mit denen er uns in solchen Nothfällen an die Hand geht, sind allezeit ganz untadelhafte Persönlichkeiten, in elegantester Toilette und mit bewundernswerthem Konversationstalent begabt, je nach den Gesprächsstoffen, die wir begehren mögen, sei es nun ästhetische oder politische, militärische oder einfach gesellige Unterhaltung.

Nicht allein aber dergleichen Vekereien und Kostbarkeiten für besondere festliche Gelegenheiten, nein, auch das tägliche Brod können wir uns bei diesem „Manne für Alles“ kaufen, unser Rind- und Kalbfleisch, unsere Hammels- und Schweinerippen, unsern Thee und Kaffee, und nicht höher als zu den eben geltenden Marktpreisen. Gerade dieser Zweig des an das Fabelhafte streifenden Etabliissements ist einer der bedeutendsten und interessantesten, beträgt der tägliche Umsatz von Fleisch doch allein über zwei englische Tonnen (die Tonne = 1000 Kilogramm), und der Verkauf von Geflügel und Wild, von Kartoffeln,

Gemüsen und Gewürzen aller Art steht damit im Verhältnisse. Einen überaus vergnüglichen Anblick gewährt diese Abtheilung des Whiteley'schen Geschäfts zu Weihnachten, das in England bekanntlich vorwiegend den Freuden von Gaumen und Zunge geweiht ist. Ganze Regimenter von Putern, von Gänsen und Rebhühnern sieht man dann in den ungeheuren Verkaufshallen an einander gereiht, binnen weniger Stunden jedoch sind sie vor dem ungestümen Feuer der anstürmenden Kunden verschwunden.

Wie sich leicht ermessen läßt, ist unser „Mann für Alles“ nach und nach einer der größten Arbeitgeber in ganz England geworden. Derzeit beschäftigt er für die verschiedenen Zweige seines Unternehmens mehr als dreitausend Personen, männlichen und weiblichen Geschlechts, für die in jeglicher Weise auf das Beste gesorgt wird. Die Mehrzahl derselben wohnt innerhalb der Räumlichkeiten des Etablissements selbst in mehreren ansehnlichen Häusern, welche Whiteley zu diesem Behufe theils eigens erbaut, theils käuflich erworben und umgeschaffen hat, und zwar so, daß das männliche Personal auf der einen, das weibliche auf der anderen Seite der Straße seine Behausung hat. Die Intendantur für diesen zahlreichen Arbeiter- und Gehilfenstab bildet ein Geschäft für sich, und jedenfalls dürften auf der Erde nicht viele zu ähnlichen Zwecken Angestellte zu finden sein, denen eine bessere und gediegenere leibliche Verpflegung zu Theil wird als Whiteley's Personal. An 1600 dieser Gehilfen und Gehilfinnen speisen täglich gemeinschaftlich, und beim Abendthee erhöht sich die Zahl der Theilnehmer und Theilnehmerinnen sogar auf 1800. Ihr

wohlwollender Brodherr begnügt sich indeß nicht damit, sie mit Arbeit und leiblicher Nahrung zu versorgen, er ist vielmehr darauf bedacht gewesen, ihnen auch unschuldige Vergnügungen und Erholungen zu verschaffen. Bereits bestehen unter ihnen zwei Cricketclubs, zwei Rudergesellschaften, ein Liebhabertheater und ein Gesangsverein; zugleich fehlt es nicht an Rauch- und Lesezimmern für die Männer, an Musiksälen für die Frauen, während alle Jahre ein großer Ball den jüngeren Mitgliedern des Personales eine willkommene Ergötzlichkeit bereitet. Wohn- und Schlafräumlichkeiten in sämtlichen Häusern aber lassen zur Beförderung von Reinlichkeit, Lüftung und Gesundheit kaum noch etwas zu wünschen übrig.

Dergestalt begreift es sich, daß unser Universalgenie das Außerordentlichste zu leisten, nahezu Alles und Jedes beschaffen und vermitteln kann, was von ihm verlangt wird, hat er doch einem seiner Kunden unlängst sogar den Elephanten besorgt, welchen dieser im Scherze bei Whiteley bestellte. Krank oder gesund, wir erhalten von ihm, was wir eben brauchen; er kredenzt uns Johannisberger und Champagner in den Stunden der Freude und Bitterwasser wenn wir wehleidig sind; er stellt uns ein flottes Pferd in den Stall, wenn wir Lust haben, in Hydepark uns im Sattel zu zeigen, und einen Kollstuhl in's Haus, wenn uns das Zipperlein nicht Ruhe läßt; er stattet unsere Wohnzimmer mit schwellenden Polstern aus und unser Krankenlager mit kühlenden Luftkissen; er erfüllt mit Einem Worte unser Haus und unser Dasein mit Behagen und Luxus, mit Beistand und Hilfsleistung ohne Ende. Doch

„Der Mensch erlebt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag,“

und selbst an diesem unausbleiblichen „letzten Tage“ verläßt der „Mann für Alles“ uns oder vielmehr unsere Angehörigen weder mit Rath noch mit That. Er nimmt all die ernstesten Vorkehrungen auf sich, die unsere letzte und größte Reise erheischt — in seinem Wagen, mit seinen schwarz umhüllten und straußfederbebuschten Rössen fährt unsere sterbliche Hülle zum Friedhofe, um hier in die kühle Erde gebettet zu werden, die er uns zur Ruhestatt ausgewählt und vom Kirchspiele erworben hat. Und nachdem er uns die letzte Ehre erwiesen — so ist er es, der uns den Grabstein errichtet von Granit oder von Marmor, wie es ihm unsere und der Unseren Mittel erlauben mögen, er, der bis in den Tod und bis über das Grab hinaus getreue „Mann für Alles“, jene Wundererscheinung, wie sie nur in London möglich ist, wo alle Verkehrs- und Gesellschaftsverhältnisse in's Ungeheure und Ungeheuerliche hinaus wachsen.

Der Bernstein.

Kulturhistorisch-naturwissenschaftliche Skizze

von

Dr. W. Geß.

(Nachdruck verboten.)

Seit Eva's Zeit regiert die mächtige Göttin Eitelkeit die schönere Hälfte des Menschengeschlechts. Die uncivilisirte Indianerin wie die moderne Salondame beugt sich willig ihrem Scepter und ist eifrig bemüht, die natürliche Schönheit durch die verschiedensten Schmuck- und Putzgegenstände zu erhöhen. Frau und Jungfrau wollen dem Manne ihrer Wahl gefallen, sie wollen sein Auge auf sich ziehen und ihre Schwestern verdunkeln; denn wie noch heute, so galt bei den auf niedriger Kulturstufe stehenden Völkern des Alterthums in noch höherem Grade der äußere Schein gar oft mehr als der innere Werth.

Bei dem Suchen nach Schmuckgegenständen richtete sich die Aufmerksamkeit der alten Kulturvölker auch auf den Bernstein, welchen die Phönizier, jenes Handelsvolk der Vorzeit, lange Zeit vor Christi Geburt vom Norden Germaniens mitgebracht hatten. Wann die Griechen zuerst mit dem Bernstein, dem sie den Namen „Elektron“ gaben, bekannt wurden, läßt sich nicht genau bestimmen. Die

erste Kunde gibt uns Homer's Odysee (ungefähr 900 Jahre v. Chr.), wo es z. B. im XV. Gesange, Vers 73 heißt:

„Denn ein listiger Mann kam hin zum Palaste des Vaters,
 Bringend ein Busengescheid' aus Gold und besetzt mit Elektron.
 Aber die Mägde im Saale zugleich und die treffliche Mutter,
 Rings in den Händen es fassend und wohl mit den Augen
 betrachtend,
 Handelten über den Preis.“

Thales von Milet, einer der sogenannten sieben Weisen, erwähnt zuerst die Eigenschaft des Bernsteins, wenn er gerieben wird, leichte Körper anzuziehen, eine Eigenschaft, welche es veranlaßte, daß man von dem griechischen Namen des Bernsteins später den wissenschaftlichen Ausdruck Electricität ableitete.

Zur Zeit Alexanders des Großen (340 v. Chr.) unternahm der Massilier Pytheas eine Reise nach dem Norden Germaniens, um die Heimath des Zinns und des Bernsteins aufzusuchen und gibt als Hauptstapelplatz des letzteren die Insel Basileia an, welche nach Naak an der früheren Mündung der Elbe, bei dem jetzigen Flecken Heide in Holstein, gelegen haben muß.

Plinius widmet dem Bernstein zwei Kapitel des 37. Buches seiner Naturgeschichte. „Man weiß mit Gewißheit,“ sagte er, „daß sich das Elektron auf den Inseln des nördlichen Oceans erzeugt und von den Germanen Slessum genannt wird. Als Germanicus dort einen Seekrieg führte, gab man einer dieser Inseln, welche von den Barbaren Austravia genannt wurde, deshalb den Namen Slessaria. Es erzeugt sich aus dem Marke, das von einer

Art Fichtenbaum herabfließt, ebenso wie das Gummi von den Kirschenbäumen und das Harz von den Fichten.“ Austravia scheint nach den neuesten sorgfältigen Untersuchungen die friesische Insel Ameland zu sein.

Während Plinius also nur die friesische Küste als Heimath des Bernsteins bezeichnet, berichtet Tacitus in seinem Buche über Deutschland (100 n. Chr.) zuerst Nachstehendes von der an Bernstein bedeutend reicheren Küste der Ostsee, mit der man damals direkte Handelsverbindungen anzuknüpfen begann:

„Auf der rechten Küste des suevischen Meeres wohnen die Nefther (die Esthen), welche in Religion und Sitte den Sueben, in der Sprache den Bewohnern Britanniens gleichen. — Auch das Meer durchforschen sie und gewinnen allein von allen Völkern der Erde, sowohl an feichten Stellen aus dem Meere als auf dem Strande, den Bernstein, den sie selbst ‚Glessum‘ nennen; sie wissen aber nicht und fragen bei ihrer geringen Bildung auch nicht danach, welches seine Natur und sein Ursprung ist; ja lange lag er unter dem Auswurfe des Meeres unbenuzt, bis unsere Leppigkeit ihm Namen und Ruf gegeben hat. Sie selbst machen keinen Gebrauch vom Bernstein; roh wie er gesammelt wird und ungeformt, geht er weiter; staunend nehmen sie die Bezahlung. Der Bernstein kann jedoch, wie man leicht erkennt, nichts anderes als ein Baumsaft sein, weil gewisse Landthiere und sogar auch geflügelte Insekten sehr häufig in ihm deutlich zu sehen sind, welche von dem flüssigen Saft eingehüllt, dann aber in die erstarrende Masse eingeschlossen wurden.“

Nach H. Voss' genauen Untersuchungen scheint der Bernstein auf fünf verschiedenen Wegen nach Italien und Griechenland gekommen zu sein. Zunächst von der friesischen und nordwestlichen Küste Germaniens auf dem Seewege die Küste von Frankreich und Spanien entlang und durch die Meerenge von Gibraltar; dann auf dem Landwege durch Frankreich nach Marseille oder über die Alpen; von den Küstenländern der Ostsee nur zu Lande entweder nach dem Adriatischen oder nach dem Schwarzen Meere. Die häufigen Funde römischer Münzen längs dieser Handelsstraße beweisen nicht nur die Richtigkeit dieser Annahme, sondern auch die Lebhaftigkeit des Bernsteinhandels.

Aus der Zeit der Völkerwanderung fehlen die Nachrichten über den Bernsteinhandel gänzlich. Als das Christenthum in Ostpreußen Wurzel faßte, wurde der Bernstein von den Ordensrittern als Regal erklärt, und um die beträchtliche Einnahme, welche aus diesem Handel floß, ungeschmälert zu erhalten, wurde das unbefugte Einsammeln des Bernsteins mit den härtesten Strafen, ja im Wiederholungsfalle mit dem Tode bedroht, auch das Verarbeiten im Lande gänzlich verboten.

Erst nachdem Danzig 1466 einen Theil der Bernsteinküste gewonnen hatte und die Verarbeitung des Bernsteins freigab, folgte Herzog Albrecht von Brandenburg diesem Beispiele, hielt aber das Monopol des Einsammelns aufrecht. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg (1640—1688), ließ in den ersten Jahren seiner Regierung eine neue Strandordnung ausarbeiten, die jedoch die grausamen Bestimmungen der früheren Zeit nicht milderte.

Danach mußten alle Küstenbewohner wiederholt den Strandeid leisten, d. h. schwören, keinen Bernstein zu entwenden. Der Strand war gänzlich verschlossen, das Spaziergehen an demselben wurde mit 18 Gulden Geldbuße oder entsprechendem Gefängniß bestraft; die Fischer wurden in der Ausübung ihres Gewerbes gehindert, indem sie sich nicht von ihren Booten entfernen und zur Nachtzeit den Strand nicht betreten durften, und mußten außerdem gegen geringe Vergütung Bernstein für die Regierung fischen. Die Strafen für das unbefugte Sammeln des Bernsteins waren wie folgt festgesetzt: für die Entwendung von 1—2 Pfund Bernstein 90—180 Gulden Geldbuße oder entsprechende Gefängnißstrafe; für 3 Pfund 270 Gulden, Auspeitschung und zehnjährige Verweisung aus der Küstengegend, für 4 Pfund ebenfalls 270 Gulden, Auspeitschung, Pranger und lebenslängliche Landesverweisung; bei fünf und mehr Pfund der doppelte Werth als Geldbuße und der Tod durch den Strang, unter Umständen auch durch das Rad.

Aber diese scharfen Gesetze sowie die Galgen, welche zahlreich an der Küste aufgerichtet und an denen oft genug die Uebertreter dieser Gesetze aufgeknüpft wurden, riefen eine gewaltige Erbitterung bei den Strandbewohnern hervor, die sich in der Einrichtung eines vollständig ausgebildeten Schmuggelhandels und in häufigen Grausamkeiten gegen die Strandwächter kund gab. Was das wilde Meer, sagten sie, uns aus seinem Schoße zuwirft, das ist Eigenthum derjenigen, welche am Strande wohnen. Diese Ansicht war auf keine Weise zu widerlegen, und darum betrachteten sie den Bernsteindiebstahl nicht als Unrecht.

Friedrich der Große milderte 1762 die Strandordnung, indem er die Todes- und Verbannungsstrafe für Bernstein-diebstahl aufhob, hielt sie jedoch im Wesentlichen aufrecht und verschärfte den Strandeid noch durch folgenden höchst bedenklichen Zusatz: „Da ich auch sehen oder spüren würde, daß mein eigener Vater oder Mutter, Sohn, Tochter, Geschwister einige Untreue mit dem Bernstein verüben sollten, ich solches nicht zulassen, sondern förderjamst getreulich anzeigen werde.“

Eine bedeutende Verbesserung erfuhren diese Verhältnisse, als im Jahre 1808 das Recht, Bernstein zu suchen, an einzelne Privatpersonen verpachtet wurde. Erst aber als im Jahre 1837 Friedrich Wilhelm III. dieses Recht an die Strandgemeinden von Danzig bis Memel für 10,000 Thaler verpachtete, hörte die peinliche Ueberwachung auf. Der Besuch des Strandes wurde frei gegeben, und die Folge davon waren die sittliche Hebung der Bevölkerung und die steigende Frequenz der Seebäder, welche gar bald auf den Wohlstand günstig einwirkte.

Doch was ist der Bernstein? Die poetische Mythe der alten Griechen von der Entstehung des Bernsteins läßt fast auf ein richtiges Erkennen dieses Stoffes schließen. Danach entstand er nämlich aus den Thränen der in Pappeln verwandelten Schwestern des Phaëtons, des verwegenen Kosselenters. Aristoteles hielt ihn für versteinertes Pappelharz und Plinius für das hartgewordene Harz eines Fichtenbaumes. Diese der Wahrheit so nahe kommende Erklärung wurde jedoch später wieder verworfen, und im Mittelalter glaubte man allgemein, daß der Bernstein ein Mineral sei.

„Wie kann der Bernstein von Bäumen herrühren,“ sagt Agricola 1546, „wenn er vom Meere ausgeworfen wird; im Meere wachsen doch keine Bäume.“ Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kam Linné auf die alte Ansicht zurück, und Schweigger wies 1819 in seiner schönen Abhandlung über den Bernstein durch genaue Untersuchung des Holzes, mit dem der Bernstein zugleich gefunden wird, nach, daß er die Harzabsonderung einer Fichte sei, welcher Göppert den Namen *Pinus succinifera* gegeben hat.

Der Bernstein quoll größtentheils dünnflüssig aus der Rinde dieses Baumes hervor und umfloß die Gegenstände, welche auf seinem Wege lagen und auf die er herabfloß. So kommt es, daß uns eine Menge Pflanzen- und Thierreste in ihm erhalten blieben, so daß wir über Fauna und Flora der ehemaligen Bernsteinwälder einigermaßen orientirt sind. Wir kennen aus diesen Resten gegen 170 verschiedene Pflanzen, worunter von Bäumen namentlich Fichten und Tannen, Cypressen und Eichen, dann von niederen Pflanzen vorzugsweise Moose und Pilze vertreten sind. Von Thieren sind uns namentlich Insekten im Bernstein erhalten, unter denen sich allein 600 Fliegen-Arten befinden, dann folgen die Spinnen mit über 200 Arten. Im Ganzen kennen wir über 270 verschiedene Gattungen mit ungefähr 1050 Arten von niederen Thieren, während Spuren der höheren Thieren sehr spärlich sind, indem nur eine Vogelfeder und ein Büschel Haare einer Fledermaus bis jetzt gefunden worden sind. Alle diese Pflanzen und Thiere sind spezifisch von den jetzt Lebenden verschieden.

Während wir kleine Stücke der Bernsteinfichte, sowie

kleine Zweige und Rindenstücke aufgefunden haben, ist es bis jezt nicht gelungen, einen ganzen Stamm oder wenigstens ein größeres Stück eines solchen aufzufinden. Daß der Bernstein nicht in den untergegangenen Bernsteinwäldern gefunden wird, ist leicht erklärlich. Als die gewaltigen Wassermassen in die Bernsteinwälder einbrachen und sie mit Lagen von Thon und Sand bedeckten, entführten sie zugleich den leichteren Bernstein und setzten ihn in andere Schichten ab. Wo die Bernsteinwälder geblieben sind, wissen wir nicht, wahrscheinlich liegen sie noch in der Nord- und Ostsee verborgen.

Es gibt wohl kein Land Europa's, in welchem nicht einzelne Bernsteinstücke gefunden werden. So kommt er von der Nord- und Westküste Frankreichs und Spaniens, in dem Mittelländischen Meere an der Küste von Genua, Ancona, sowie besonders schön an der sicilianischen Küste vor. Hauptsächlich findet er sich jedoch in den nördlichen Gegenden. Middendorf fand ihn auf seiner sibirischen Reise im hohen Norden an den Küsten des Eismeeres, der Behringstraße und Kamtschatka's. Der meiste Bernstein, welcher in den Handel kommt, stammt von der dänischen und schleswig-holsteinischen Westküste und der preußischen Nordküste. Im Samlande findet sich dieses Harz in der tertiären Glaukonitformation, und hier scheint es ursprünglich abgelagert zu sein. Die Brandung zerwühlte die dem Meere zugekehrte Fläche dieser Schichten und entriß ihnen den Bernstein, der fast ebenso leicht wie das Wasser von den Wellen gehoben und bei günstigem Winde auf den Strand geschwenmt wurde, wo er namentlich zwischen

Tangen und einer torfähnlichen, an Gewicht ziemlich gleichen, schwarzen Masse gefunden wird. Die Menge des angespülten Bernsteins ist oft sehr bedeutend. So wurden bei Palmnicken, nordwestlich von Königsberg, in einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1862 an 4000 Pfund Bernstein gewonnen.

Jedoch die Strandbewohner begnügen sich nicht mit dem, was ihnen das Meer freiwillig gibt, sie suchen ihm auch seinen Raub zu entreißen. Nach einem starken Sturme, sobald sich die erregten Wellen einigermaßen gelegt haben, gehen sie mit einem Hamen, dem sogenannten „Rätscher“, bewaffnet möglichst weit in das Meer vor und fangen den auf den Wellen schwimmenden Tang auf, den die Frauen und Kinder am Ufer ausbreiten, um so den Bernstein von ihm abzusuchen. Man nennt dies das „Schöpfen“ des Bernsteins. Eine andere Gewinnungsart ist das „Stechen“. Es beruht dies auf der Erfahrung, daß die am Meeresgrunde liegenden großen Steine die Kraft der Wellen brechen und sie zwingen, den Bernstein fallen zu lassen, welcher sich alsdann zwischen ihnen ablagert. Bei ruhigem Wetter fahren nun die Bernsteinsucher in einem kleinen Rachen auf's Meer hinaus und lösen mit einer an einer langen Stange befindlichen Schaufel den Bernstein zwischen den Steinen los, um ihn in einem vorgehaltenen Neze aufzufangen. Auch durch Taucher wird der Bernstein vom Grunde des Meeres heraufgeholt. Im Kurischen Haff gewinnt man ihn seit dem Jahre 1862 durch Baggerung, und werden dadurch jährlich etwa 73,000 Pfund im Werthe von 500,000 Mark erbeutet.

Jedoch der Bernstein kommt nicht nur in den Tertiärschichten vor wie im Samlande, sondern wir finden ihn in ganz Westpreußen, in Pommern und anderen Gegenden Deutschlands auch in den Diluvial- und Alluviallagerungen. Dort liegt er in sehr verschiedener Höhe. So wird er auf der Danziger Höhe 400 Fuß über dem Meeresspiegel gefunden; in der Gegend von Carthaus 6—700 Fuß, in der Tucheler Haide nur 10—12 Fuß über dem Meeresspiegel. Es läßt sich dieses Vorkommen leicht erklären. Die Fluthen der Tertiärzeit spülten den Bernstein zusammen und in späteren geologischen Perioden wurde er theilweise sowohl aus den noch vorhandenen Massen in den ursprünglichen Schichten, wie auch aus den sekundären Lagerplätzen ausgewaschen und über ganz Europa ausgestreut.

Da man nun in allen Schichten Bernstein finden kann, so sucht man ihn durch Ausgraben zu gewinnen. Dies Graben des Bernsteins ist jünger als das Fischen. Erst im Jahre 1556 ist in den Chroniken davon die Rede. Zuerst begnügte man sich damit, da, wo zufällig beim Beachern des Bodens Bernsteinstücke zum Vorschein kamen, mit dem Spaten nachzugraben. Friedrich der Große machte später den Versuch, den Bernstein bergmännisch zu gewinnen. Das erste derartige Bergwerk wurde im Jahre 1782 bei Großhubnicken errichtet. In den ersten Jahren lieferte es durchschnittlich 1200 Thaler jährlichen Ueberschuß. Vom Jahre 1786 an nahm jedoch die Einnahme ab, und nach zehn Jahren wurden die Betriebskosten nicht mehr erreicht, so daß man es eingehen ließ. Seit dieser Zeit gewinnt man den Bernstein durch den sogenannten Tagebau, d. h.

man gräbt die oberen Erdschichten, oft 80—130 Fuß hoch, ab und karrt sie fort, bis man auf die Bernstein führenden Schichten kommt. Dadurch wird aber nicht nur eine Menge Zeit und Arbeit vergeudet, sondern auch das Land in eine Wüste verwandelt. Deshalb hat man in neuester Zeit, wie es scheint mit Erfolg, wieder angefangen, ihn im Samlande wie früher bergmännisch zu gewinnen.

Der Werth des Bernsteins ist je nach Größe, Form, Farbe und Reinheit sehr verschieden. Im Allgemeinen haben schöne Stücke von etwa einem Pfund Gewicht den Werth des Silbers, größere sogar den Werth des Goldes. Nach der Größe unterscheidet man vier Sorten; zu dem ersten „Sortiment“ gehören diejenigen Stücke, von denen 3—6 ein Pfund wiegen, während von der zweiten, „Lonnenstein“, 10—15 zu einem Pfund gehören. Die dritte Sorte, „Korallen“, kann nur zu Perlen gedreht werden und die vierte, „Sandstein“, dient zu chemischen und technischen Zwecken, zur Bereitung des Bernsteinlacks, der Bernstein-säure u. s. w.

Größere Stücke sind sehr selten. Das größte bis jetzt erhaltene Stück wurde im Anfange unseres Jahrhunderts gefunden und befindet sich im Museum zu Berlin. Es wiegt 13½ Pfund und hat einen Werth von gegen 30,000 Mark.

Wie die Größe, so ist auch die Farbe des Bernsteins ungemein verschieden. Die meisten Stücke sind durchsichtig hellgelb bis kreideweiß; jedoch finden sich auch grüne, bläuliche und rothe Stücke in den verschiedensten hellen bis zu den dunkelsten Schattirungen. In Rumänien hat man auch ganz schwarze Stücke gefunden. Häufig erscheint er auch als

eine undurchsichtige Masse von verschiedener Farbe und oft mit Wolken und Streifen versehen. Der sicilianische Bernstein zeichnet sich durch sein Opalifiren aus.

Von den ihm sehr ähnlichen Harz- und Kopalarten unterscheidet sich der Bernstein durch seine Härte, indem er sich nicht wie diese wegen ihrer großen Sprödigkeit in kleinere Stückchen zerreiben läßt; dann durch sein spezifisches Gewicht, welches 1,08 beträgt, während das der Harz- und Kopalarten niedriger ist; ferner schließlich dadurch, daß er mit schwach rußender Flamme unter Entwicklung eines aromatischen Geruches verbrennt.

In Preußen werden jährlich 200,000 Pfund dieses fossilen Harzes gewonnen, welche, wenn wir den Durchschnittspreis von 15 Mark für ein Pfund annehmen, einen Werth von 3,000,000 Mark haben. Preußen führt vorzugsweise den rohen und grob bearbeiteten Bernstein aus, während die feinere Bernsteinarbeit namentlich in Wien und Paris geliefert wird.

Ein fürstlicher Bauer.

Aus der russischen Gesellschaft.

Von

G. Schweizer-Mosen.

(Nachdruck verboten.)

Achtzig Werste von Moskau, am rechten Ufer eines kleinen Flusses, der sich in die Oka ergießt, beginnt ein ungeheurer Komplex von düsteren Fichten- und Kieferwäldern. Inmitten dieser unabsehbaren Forsten sieht man auf eine kurze Strecke die Bäume niedergeschlagen und auf der also bewerkstelligten Richtung ein einstöckiges kleines Holzhaus mit einem Schindeldach, eine Wohnstatt ohne jedweden Schmuck und Comfort, völlig bäuerisch nur mit dem unumgänglich Nothwendigen ausgestattet. Auch die Umgebungen des Hauses entbehren jeglicher Zier oder Anordnung durch die Hand des Menschen; da ist weder ein Blumen-, noch ein Gras- oder Krautgarten zu erblicken, nur im Sommer zeigen sich mehrere Fußpfade, die durch den Wald auf die Hütte zuführen. Im Winter aber liegt weit und breit der Schnee oft ellenhoch, so daß das Haus sich in dem die Landschaft einhüllenden weißen Leichentuche fast verliert. Dennoch war die einsame Balkenhütte bis vor wenigen Monaten dreißig Jahre hindurch bewohnt — bewohnt von einem der vornehmsten Gesellschaft angehörnden

Russen, dem Fürsten Brianikoff, der hier mutterseelenallein hauste, als Herr und Diener zugleich.

In seiner Jugend stand der Fürst bei dem Militär, in der Artillerie; bald jedoch wurde er seines Soldatenthums müde und nahm den Abschied. Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien und Besitzer mehrerer großer Herrschaften, ließ er sich zunächst in der Reichshauptstadt nieder, in seinem Palaste zu St. Petersburg, und führte hier das Leben eines reichen Cavaliers. Nicht lange aber; binnen Kurzem schon vergrub er sich Tage lang in seine Bücher und sein chemisches Laboratorium, ohne Jemanden bei sich zuzulassen, oder setzte sich an seine Drehbank und drechselte mit geschäftiger Emsigkeit allerhand Gegenstände aus Holz und Elfenbein. Im Salon seiner Gemahlin, einer gebornen Gräfin Zamozska, in dem sich die höchste Aristokratie der Residenz versammelte, ließ er sich bloß gelegentlich einmal blicken, und dann immer nur in seinem Arbeitskostüm, oft mit seiner Drechslerschürze angethan. Wie man sich leicht denken kann, war die Fürstin über ihren „originellen Herrn Gemahl“, wie sie sich auszudrücken pflegte, nicht wenig choquirt, und diesen begann das schale Welttreiben mehr und mehr zu langweilen, bis er eines Tages seiner Frau entrann und sich auf eines seiner Güter zurückzog.

Damals war es, daß er sich mitten im Walde, Stunden weit von jeder anderen Menschenwohnung entfernt, das Eingangs beschriebene Holzhaus erbauen ließ und darin sein Einsiedlerdasein anfang, ein so wunderliches Leben, daß es nicht verfehlte, die allgemeine Aufmerksamkeit sowohl der benachbarten Gutsbesitzer wie der Bauern des Kreises auf

sich zu lenken. Noch war es lange vor jenem bedeutsamen 21. Februar des Jahres 1861, an welchem Zar Alexander II. in seinen Staaten die Leibeigenschaft aufhob, nichts destoweniger aber schenkte Fürst Brianikoff schon damals nicht bloß allen seinen Bauern die Freiheit, sondern vertheilte auch seinen gesammten Grund und Boden unter sie, sich selbst nur ein Stück seines geliebten Waldes vorbehaltend.

Er selbst arbeitete vom Morgen bis zur Nacht, doch in der sonderbarsten Weise und in den mannigfaltigsten Beschäftigungen, immer allein, ohne Gesellschaft und ohne Bedienung, ein Räthsel, über dessen Lösung seine Standesgenossen nah und fern sich vergeblich den Kopf zerbrachen. Und wie seltsam war der Anblick des Gemaches, in dem der Fürst seine Tage verbrachte! Ein vollständiges Chaos, eine Unordnung sonder Gleichen umgab ihn. Da waren die verschiedenartigsten Dinge zusammengehäuft: Destillirkolben mit giftigen und übelriechenden Substanzen, Modelle aller möglichen Maschinen, Blumentöpfe unter Glocken mit buntfarbigem Glase, elektrische Apparate, galvanische Batterien, Tischlerwerkzeuge, Schmiedeamboße, ein Piano, eine Menge Bücher des heterogensten Inhalts und eine große Anzahl gezähmter Thiere, die ruhig in den „fürstlichen Zimmern“ umherspazierten oder in besonderen größeren und kleineren Gelassen untergebracht waren. Ein junger Wolf, ein Fuchs, ein Hase, eine Schlange, unterschiedliche Hunde, viele Arten von Gidechsen, Fledermäuse, Frösche, Ratten — all dieses Gethier trieb sich in der Stube umher, im ganzen Hause aber befand sich, wie bemerkt, außer dem fürstlichen Sonderling kein ein-

ziges menschliches Wesen. Die Wände des Zimmers zeigten die nackten Balken und darüber einen dicken Ueberzug von Rauch und Staub nebst massenhaften Spinnengeweben. Diesem Durcheinander entsprach das urprimitiv Mobilien, das aus zwei Tischen von rohem Fichtenholz, einigen langen und breiten Bänken von gleichem Material, einem Feldstuhl und einem Bette bestand, auf welchem letzterem man weder Kissen noch Decken, sondern nur eine sehr kleine Matratze gewahrte. Ein zweiter Raum des Hauses war ganz leer; seine einzige Ausstattungs bildete ein mächtiger Ofen von Ziegelsteinen; dieser Ofen jedoch war zertrümmert, und die herabgefallenen Ziegeln bedeckten die Hälfte der verfaulten Dielen des Fußbodens. Nicht von selbst indeß war der Ofen eingestürzt, der Fürst hatte ihn vielmehr geflissentlich zerstört, um einem Bauern, der sich den Rauchfang seiner Hütte ausbessern wollte, ein Duzend Ziegeln zu schenken. Es war im Winter, der Fürst hatte kein baares Geld und wußte nicht, woher er die Ziegeln nehmen sollte, um die ihn das arme Bäuerlein so dringlich anging. Aus demselben Grunde behalf sich Brianikoff in seinem Wohnzimmer ohne Dielen; sie waren dielenbedürftigen Sandleuten gespendet worden.

Mußte schon dieser merkwürdige Haushalt Neugier und Erstaunen jedes zufälligen Besuchers erregen, so war es doch die Persönlichkeit des excentrischen Einsiedlers selbst, woran sich das hauptsächlichste Interesse knüpfte. Man denke sich einen Sechziger von mittlerem Wuchse und hagerer Gestalt, mit einem von starkem grauen Haare wild umflatterten großen Kopfe und einem sehr intelligenten und

ausdrucksvollen Gesichte, dem die schönen sprühenden Augen und eine Adlernase seinen Charakter verliehen. Der Anzug des Originals war immer äußerst vernachlässigt und abgetragen, ein Mittel ding zwischen bürgerlicher und bäuerlicher Tracht. Sprach der Fürst, so waren seine Worte meist bitter und sarkastisch, doch geschah es überhaupt selten, daß er einmal den Mund öffnete, da seine Einsamkeit im Allgemeinen nur wenig gestört wurde. Ab und zu stellten sich zwar die Bauern bei ihm ein, stets aber nur auf kurze Zeit und in einem oder dem anderen Geschäfte. Wenn ein Wagenrad zerbrach oder wenn der Samowar (der Theekessel) den Dienst versagte, wenn die Stiefeln zerrissen oder wenn Jemand im Dorfe krank war, namentlich jedoch, wenn es einen Brief oder sonst eine Schriftlichkeit abzufassen gab — in allen diesen Angelegenheiten wandte man sich an den Fürsten, der niemals seinen Rath und Beistand versagte. Da Prianikoff indeß der Ansicht huldigte, daß jede Arbeit ihres Lohnes werth sei, so leistete er den Bauern auch nichts unentgeltlich; stets ließ er sich seine Mühewaltung vergüten, wiewohl er den Preis seiner Leistungen nicht selbst bestimmte. Und die Bauern zeigten sich merkwürdiger Weise in diesem Punkte ungemein gewissenhaft und bezahlten den Fürsten mit allerhand Erzeugnissen ihres Feldbaues, ihrer Viehwirthschaft und ihrer Industrie.

Prianikoff seinerseits nahm sich der Interessen der Bauern auf das Wärmste an, zumal suchte er ihre Agrikulturmethoden nach Möglichkeit zu verbessern, und wann und wo der Bauer zu leiden hatte oder Unrecht erfuhr, sicher trat da der

Fürst helfend für ihn ein. Jeden Unglimpf, welcher dem Landmann zugefügt wurde, sei es von einem Gerichtsschreiber oder von dem eigenen Starosten (Vorsteher) der Dorfes oder von sonst wem, verfolgte unser Sonderling unverweilt und unnachsichtlich. So geschah es, daß bei ihren Streitigkeiten die Bauern nicht die Vermittelung des Friedensrichters ihres Kreises nachsuchten, sondern vertrauensvoll zu Brianikoff kamen und bei dessen Entscheidung sich beruhigten. Kein ländliches Fest aber ward in der Nachbarschaft gefeiert, ohne daß Frauen und Männer zu ihrem einsiedlerischen Wohlthäter gezogen kamen, um ihm, als Zeichen ihrer Anhänglichkeit, von allen den guten Dingen, welche die feierliche Gelegenheit ihnen bescheerte, einen reichen Antheil darzubringen.

Natürlich gab es unter den Bauern auch räudige Schafe; allein ihre Zahl war eine verhältnißmäßig sehr geringe, und ihr Mißverhalten wurde von den Uebrigen in der Regel streng geahndet. Vor einigen Jahren hatte sich ein Laugenichts in das niemals verschlossene und auch gar nicht verschließbare Haus des Fürsten eingeschlichen und dort den einzigen einigermaßen werthvollen Gegenstand entwendet, den unser Einsiedler besaß, einen alten Nerzpelz. Kaum aber bemerkten die Bauern das ihnen wohlbekannte Kleidungsstück an dem Diebe, so versetzten sie diesem eine gesunde Tracht Prügel und schleppten ihn zu dem Bestohlenen, damit er dessen Verzeihung erbitte. Jetzt ist der junge Dieb ein ganz anständiger und rechtschaffener Bauer und denkt noch immer mit ernstlicher Reue daran zurück, wie sehr ihn einst „der Teufel versucht“ hat. Das ist

das einzige Beispiel von einer unrechtmäßigen Bergreifung an des Fürsten Eigenthum, wenigstens hat man seit dem erzählten Vorfalle von einem ähnlichen Begebniß nicht wieder gehört.

Seit verfloffenem Herbst steht die Einsiedlerhütte leer. Im September haben die Bauern ihren verehrten Fürsten nach der Kirche des Dorfes zu Grabe getragen. Eine zahllose Menschenmenge war erschienen, ihrem Freunde die letzte Ehre zu erweisen, und Alle widmeten dem wunderlichen Mann, der es so wohl verstanden hatte, sich ihre Liebe und Verehrung zu erringen, Thränen der aufrichtigsten Trauer.

Das erste Wiener Kaffeehaus.

Eine geschichtliche Erinnerung.

Von

Sugo Zeigmann.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Jahre 1683. Zum zweiten Male mußte Wien eine Belagerung durch die Türken aushalten, und die allgemeine Angst läßt sich nicht beschreiben. Trotz der energischen Vertheidigung der bedrängten Stadt durch den österreichischen Generalfeldmarschall Ernst Rüdiger Grafen v. Starhemberg sahen die Wiener schon den Augenblick voraus, da sie kapituliren mußten, wenn die von außen her

erwartete Hilfe nicht bald erschien. Mehrmals waren dem unter Karl von Lothringen, Johann Georg III. von Sachsen und Johann Sobieski, König von Polen, zum Entsatz herandrückenden Heere Boten entgegengesetzt worden, einer nach dem anderen jedoch fielen sie dem Feinde in die Hände, der sie sonder weitere Förmlichkeiten unter den Wällen der Stadt aufhängen ließ. So stieg die Besorgniß von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde. Schließlich erfuhr man, daß die Hilfsarmee nur noch wenige Stunden von Wien entfernt stand und von hier aus ihre weiteren Befehle erwartete, Niemand indeß wagte es mehr, sich durch die türkischen Linien zu schleichen.

Damals lebte in Wien ein Pole, Namens Georg Kulczycki, ein hübscher, intelligenter und muthiger junger Mann von dreiundzwanzig Jahren, der in der Leopoldstadt einen Kramladen hielt und sich in das Freicorps des Hauptmanns Frank hatte einreihen lassen. Eines Morgens erschien dieser Kulczycki vor dem Oberbefehlshaber.

„Was wollt Ihr?“ frug ihn Graf Starhemberg, der aufgeregt im Saale des Kriegsrathes hin und wieder schritt.

„Herr Generalfeldmarschall,“ gab ihm der Pole zur Antwort, „ich melde mich zum Passiren der türkischen Linien und stehe mit meinem Kopfe dafür, daß ich der anziehenden Armee von unserer traurigen Lage Kunde bringen werde.“

„Die Türken werden Euch aufhängen!“ entgegnete Starhemberg kurz, indem er seine ruheloße Promenade fortsetzte.

„Sie werden mich nicht hängen, Herr Generalfeldmarschall.“

„Warum sollten sie es denn mit Euch nicht so machen, wie mit den Anderen?“

„Weil ich nicht die mindeste Lust dazu verspüre, aufgehängt zu werden,“ meinte Kulczycki gelassen.

„So seid Ihr wohl im Besitze eines Talismans?“ sagte der Oberbefehlshaber lächelnd.

„Vielleicht.“

„Wenn es Euer Geheimniß ist, will ich's nicht wissen. Ihr besteht also darauf, Euch in das Lager des Feindes zu wagen?“ forschte Starhemberg, während er nachdenklich vor dem jungen Manne stehen blieb.

„Ich wage es, bringe Ihre Befehle dem Entsatzcorps und werde Ihnen Bericht erstatten von meiner Sendung. Gestatten Sie mir nur, daß ich es thun darf.“

Starhemberg überlegte einen Augenblick.

„Gut, Ihr sollt Euren Willen haben,“ sprach er dann. „Und welche Belohnung verlangt Ihr, wenn Euer Vorhaben gelingt?“

„Keine; die Ehre, Ihnen dienen zu dürfen, genügt mir vollauf.“

„Nun meinethwegen. Diesen Abend sollt Ihr meine Befehle empfangen. Jetzt geht, und möge Euch Gott in seinen gnädigen Schutz nehmen!“

Während der Nacht — es war Ausgangs August — entlud sich ein furchtbares Ungewitter über Wien und seine Umgebungen. Als Türke verkleidet, machte sich Kulczycki den Sturm zu Nutzen, um mit einem Begleiter, Georg

Michalowsky, der gleich ihm im Orient gewesen war, unbemerkt aus der Stadt zu entkommen. Als sie am anderen Morgen das ottomanische Lager erreicht hatten, wurden sie hier festgenommen und einem Aga (Janitscharen-Hauptmann) vorgeführt. Auf die an ihn gerichteten Fragen antwortete der kühne Pole, daß er ein Belgrader Kaufmann sei und dem türkischen Generalkommando ein Lieferungs-geschäft für die Verproviantirung des Heeres antragen wolle.

Der Gedanke gefiel dem Aga, und er eilte, ihn seinen Vorgesetzten mitzutheilen. Inzwischen ließ er den Pseudomuselmännern zu essen und zu trinken verabreichen, warnte sie indeß, sich noch weiter vorzuwagen, denn die Vorhut der kaiserlichen Truppen streife bereits bis zum Fuße des Leopoldsberges.

Kulczycki ließ sich diesen Wink nicht entgehen; es gelang ihm in der That, mit den christlichen Soldaten zu sprechen, und als er am 27. August wieder in Wien eintraf, dem Oberbefehlshaber den glücklichen Erfolg seines Abenteuers melden zu können. Kurz darauf, am 12. September, überfiel Sobieski das türkische Heer, nahm dessen Schanzen, erstürmte gegen Abend das Lager und trieb den Feind in wirre Flucht.

Graf Starhemberg ließ hierauf den kühnen Polen von Neuem zu sich rufen und wollte ihm unter allen Umständen eine Belohnung aufdrängen. Kulczycki begnügte sich jedoch mit der Bitte, ihm die vielen Kaffeesäcke zu überlassen, die im türkischen Lager mit erbeutet worden waren.

„Mit Vergnügen,“ erwiderte der Graf. „Aber wißt Ihr denn, wozu diese kleinen Bohnen gebraucht werden?“

Darauf erzählte der Pole die ihm wohlbekannte arabische Sage von der Entdeckung des Kaffeebaumes und versicherte, wenn ihm Excellenz die erbeuteten Säcke schenken wolle, so werde er aus ihrem Inhalte ein Getränk bereiten, welches dem arabischen und türkischen an Vortrefflichkeit nicht nachstehen solle.

„Die Säcke sind Guer,“ sagte Starhemberg; „ich werde Ordre geben, daß sie für Euch aufbewahrt werden. Mehr noch, die Stadtgemeinde hat beschlossen, zum Danke für den uns und ihr geleisteten Dienst Euch in der Leopoldstadt ein Haus zum Geschenke zu machen, damit Ihr keine Noth leidet, auch wenn Ihr Euren Kaffee nicht an den Mann bringen solltet.“

Ungefäumt ging Kulczycki an das Werk. Anfangs wanderte er von Haus zu Haus und bot auf einem Brette seine Tassen Kaffee feil; später, als sich die Wiener an den morgenländischen Trank gewöhnt hatten, errichtete er in der Schulgasse ein bescheidenes Kaffeeschanklokal. Bald aber reichten die Räumlichkeiten für den mit jedem Tage sich mehrenden Besuch nicht mehr aus, und so schlug er den Schauplatz seiner Thätigkeit in der Schloßergasse, im Hause zur blauen Flasche, auf, wo er bis zu seinem im Jahre 1703 erfolgenden Tod verblieb und ein ansehnliches Vermögen erwarb. Den Schild „Zur blauen Flasche“ hatte er darum erwählt, weil ihm seine Braut, die Tochter eines Wundarztes, als er an einer bei der Belagerung Wiens erlittenen leichten Verwundung dar-

nieder lag, in einer blauen Flasche einen heilenden Balsam gebracht hatte.

Dies der Ursprung eines Institutes, das gegenwärtig für die Wiener zu einem der unerläßlichsten ihrer Lebensbedürfnisse zählt und in der österreichischen Hauptstadt zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gediehen ist.

Mannigfaltiges.

Ein Schlachthaus in Kansas. — Frühere Reisende nannten Cincinnati, die Hauptstadt des Staates Ohio in Nordamerika, wohl „Porcopolis“, d. h. Schweinestadt, da sie einen jährlich nach Millionen von Dollars zu berechnenden Handel mit den edlen Rüsselthieren und den diesen abgewonnenen mannigfaltigen Produkten betreibt. In neuerer Zeit droht ihm eine andere Stadt der nordamerikanischen Union, Kansas City, der schon am Saume der Prairie gelegene zweite Hauptort Missouri's, darin den Rang abzulaufen. Welche großartigen Verhältnisse daselbst namentlich die Schlächtereie erreicht hat, geht aus den neuerdings veröffentlichten Schilderungen eines deutschen Prairiesählers hervor, denen wir die nachstehenden Einzelheiten entlehnen.

Das erste Schlachthaus der Stadt arbeitet mit drei Dampfmaschinen, die zusammen gegen hundert Pferdekraft repräsentiren. Die auf der Eisenbahn anlangenden Schweine werden auf geneigter Ebene aus den Transportwaggonen unmittelbar nach den Räumen des Schlachthauses befördert, wo man sie sonder Verzug vom Leben zum Tode bringt. Während der im Jahre etwa zwei

Monate dauernden Schlachtfaison sticht dies eine Schlachthaus allein tagtäglich 4500—5000 Schweine ab und schlachtet dabei außerdem noch mehr als 1000 Stück Rindvieh. Aehnliche Verhältnisse aber finden wir noch in mehreren anderen Schlachthäusern der jetzt bereits 45,000 Einwohner zählenden Stadt. Ein Hauptgeschäft aller dieser Etablissements besteht im Verkauf der zumal nach Europa gehenden Schinken. Dieselben werden, sobald sie eingepökelt sind, in Packleinwand eingenäht und diese Hüllen mit einer den Luftzutritt abwehrenden rothgelben Farbe angestrichen, wie wir das in den Fleischwaarenhandlungen unserer größeren deutschen Städte schon satfam gewahren können. In jenem obenerwähnten Schlachthause waren an längs der Decke hinlaufenden großen Balken Zehntausende solcher appetitlich aussehender Schinken, des Verstandes harrend, aufgehangen. H. Sch.

Das Gericht der Wölfe. — Auf einem ziemlich isolirt liegenden Gehöft in Polhynien wurden eines Winters die Bewohner allnächtlich von Wölfen förmlich belagert. Der Besitzer bot deshalb die Nachbarschaft zu einer Wolfsjagd auf. Es erschienen auch ein Duzend entschlossene Jäger, aber des hohen Schnees wegen mußte man an diesem Tage von der Jagd Abstand nehmen. Die Jäger blieben aber auf dem Hofe über Nacht. Der Hof war rings herum von Gebäuden eingeschlossen und hatte ein von starken Balken gezimmertes Gatterthor. Einer der Jäger machte nun folgenden Vorschlag: Man wollte das Gatter weit öffnen, aber an jedem Flügel desselben ein starkes Seil derart befestigen, daß auf ein gegebenes Zeichen das Thor zugezogen werden könne, dann auf den Hof ein frisch gefallenes Pferd, das gerade vorhanden war, legen, die Jäger sollten sich an Fenster und Lücken postiren, und so wolle man die Wölfe erwarten. Wie vorgeschlagen, geschah es. Alle Lichter wurden bei Anbruch der Nacht ausgelöscht, Grabesstille herrschte. Als bald auch verkündete fürchterliches Geheul die Annäherung der Wölfe, die das Pferd

aus weiter Ferne witterten. Nach geraumer Zeit erschien ein ungeheurer Wolf vor der Pforte. Schnuppernd und windend schlich er mit großer Vorsicht näher, spähte überall umher, ging dann auf das im Hofe liegende Pferd zu, beroch dasselbe von allen Seiten und schlich dann, immer zurückschauend, wieder hinaus zu dem Rudel. Er schien ihnen seiner Forderung Ergebnis mitzutheilen, denn alsbald trabte die ganze Heze in den Hof und fiel über das Pferd her. Da schlugen die Thorflügel zu, Schüsse knallten von allen Seiten. Mit entsetzlichem Angstgeheul stob die Meute aus einander, spähte nach Ausgängen, raste hierhin, dorthin. Umsonst! Da plötzlich bilden die noch Lebenden einen Kreis, oder richtiger einen Rath, ein Gericht — und nach wenigen Sekunden stürzen sie sich sämmtlich auf ihren Führer und zerfleischen den vermeintlichen Verräther. Nach vollzogenem Strafurtheil ließen sie sich ohne weiteren Fluchtversuch niederschleichen.

G. Sp.

Der Bartstreit in Rußland. — Peter der Große, der mit den Sitten und Gewohnheiten der Franzosen und Deutschen auch die Wissenschaften und Künste dieser Nationen fast gewaltsam unter seinen noch halb barbarischen Unterthanen einführen wollte, begriff gar bald, daß die möglichst radikale Veränderung des äußeren russischen Menschen sehr viel zum Gelingen seiner Reformatiionspläne beitragen würde. Er befahl deshalb, daß seine Unterthanen, wenigstens so weit sie in den Städten wohnten, sich künftig in französischer Weise kleiden sollten. Da aber französische Modedeleider und lange russische Bärte gar zu ungewöhnliche Kontraste gebildet hätten, so sollten auch die letzteren unweigerlich abgeschoren werden und es wurden strenge Ukase deshalb erlassen. Wie bekannt, ließ er in Moskau an verschiedenen Orten Kleidermodelle ausstellen und es waren Aufseher angestellt, die nach den Modellen die Röcke der Vorübergehenden abmessen und Stücke davon abschneiden sollten, wenn sie zu lang

befunden wurden, was bei den altrussischen langen Kastanen natürlich stets der Fall war. Es verursachte den Moskowitern freilich großes Herzeleid, als sie die althergewohnte Tracht ihrer Vorfahren so plötzlich ändern mußten, weil sie glaubten, sie würden im Paradiese für keine rechthgläubigen Christen gehalten werden, wenn sie dort nach ihrem Tode in „heidnischer“ Kleidung erscheinen müßten. Allein es half kein Protestiren und Jammern, Peter hatte sich schon so sehr in Respekt gesetzt, daß sich nicht leicht Jemand erdreistete, ihm zu widersprechen. Seine Unterthanen wußten bereits aus Erfahrung, daß einige hundert abgehackte rebellische Strelizenköpfe ihrem Zar eben kein unangenehmes Schaugericht waren. Man gehorsamte also dem Kleiderukase, und die langen russischen Kastane wichen den kurzen französischen Röcken. Sobald es aber auf die Bärte ankam, fand Peter mehr Widerstand, als er erwartet hatte. Viele Leute schlichen sich heimlich mit ihren Bärten aus dem Lande; Andere wollten lieber die Köpfe sammt den Bärten, als die Bärte allein verlieren; die Geißlichkeit mischte sich endlich mit darein und eine große Prozession und Deputation von mehr als tausend der ehrwürdigsten und längsten Bärte flehte auf die beweglichste Art um ihre künftige Fortdauer. Doch der Zar blieb unerbittlich und es würde wahrscheinlich zu einer allgemeinen Bart-Revolution gekommen sein, wenn man nicht schließlich doch ein Mittel ausgefunden hätte, diese ernsthafte und gefährliche Streitfache in's Gleiche zu bringen. Man verfiel nämlich schlauer Weise auf die Einrichtung einer Bartssteuer! Die gewissenhaftesten Langbärte der Nation vereinigten sich, dem Zaren eine sehr bedeutende Summe Geldes für Schonung ihrer Bärte anzubieten. Der Vorschlag wurde mit Vergnügen angenommen (denn Peter konnte Geld gut brauchen) und dabei festgesetzt, daß alle diese Familienväter für sich und ihre Nachkommen sich für ewige Zeiten verpflichten sollten, einen jährlichen Tribut für ihre Bärte zu bezahlen. Dabei blieb es

auch. Obgleich die langen Bärte sich von selbst nach und nach unter dem gemeinen Volke wieder einschlichen, so daß man nach Peters Tode fast Niemand ohne Bart gehen sah, so mußten dennoch die betreffenden sehr zahlreichen Familien fortdauernd den jährlichen Tribut für die geretteten Bärte ihrer Ahnherren erlegen. Diese Leute erhielten einen besonderen Namen, man nannte sie „Koskolschiki“ und betrachtete sie als eine abgeschlossene Sekte der Altgläubigen. Sie hatten vormals die Verpflichtung, als äußeres Zeichen ihres versteuerten Privilegiums der Bartfreiheit auf dem Rücken zwischen den Schultern einen viereckigen rothen Lappen auf ihren Rock zu heften. F. 2.

Wie Schauspieler sich in den Geist ihrer Rolle versetzen. — Von dem berühmten englischen Tragöden Macready wird eine Anekdote erzählt, die recht deutlich zeigt, welche Mittel auch große Schauspieler oft anwenden, um sich in den Geist ihrer Rolle oder wenigstens in die Gemüthsstimmung zu versetzen, die eine gewisse Situation erfordert. In der großen Scene im dritten Akte des „Kaufmann von Venedig“ hat Shylock in einem Zustande der furchtbarsten Wuth über die Flucht seiner Tochter aufzutreten. Nun ist es ersichtlich eine sehr schwierige Aufgabe für den Darsteller, so unvermittelt im höchsten Affekt auf der Bühne zu erscheinen. Von Macready wird nun erzählt, daß er kurz vor seinem Auftreten in dieser Scene mit halblauter Stimme fluchend hinter den Coulissen auf und ab ging und eine Leiter oder etwas dergleichen so heftig schüttelte, als habe er einen Schurken, den er lange gesucht, endlich an der Kehle. Für die Dabeistehenden war es komisch genug anzusehen, aber der Künstler hatte seinen Zweck erreicht. Er hatte sich künstlich in den Affekt hinein gearbeitet, den er äußerlich darstellen mußte. Nn.

Die Diebssprache. — Rothwälsch heißt die Sprache der Räuber, Diebe, Gauner, Landstreicher und Bettler. Roth bedeutet im Rothwälschen Bettler, und das alte Wort „wälsch“

ursprünglich: fremd, ausländisch, später romanisch und seit dem 16. Jahrhundert meist immer italienisch. Diese Sprache ist ein wunderliches Gemisch von Wörtern aus allerlei Sprachen, zumal aus der hebräischen und den romanischen, zu denen noch viele neue selbstgeschaffene deutsche Wörter hinzugekommen sind, sowie alte, mit denen neue Begriffe verbunden wurden. Bisher wußte man das Rothwälsche nur aus den Zeiten Maximilians I. und Karls V. nachzuweisen, wie es sich in Sebastian Brant's Narrenschiff von 1494 findet. Es kommt aber schon fast anderthalb Jahrhunderte früher vor. In dem Notatenbuche Dithmars von Medebach, Kanonikus und Kanzlers des Herzogthums Breslau unter Karl IV. (regierte von 1347 bis 1378), findet sich die älteste Spur, so z. B. die Wörter: „Stromer“, „Kelsnider“, „Spanfelder“ u. s. w. „Stromer“ von strömen, das Land durchstreichen, wie ein Fluß, noch jetzt rothwälsch, aber in der Bedeutung Landstreicher. So hieß zu Karls IV. Zeit „Waldstromer“ ein Forstbeamter, und noch jetzt nennt man eine Heringsart, die sehr weit wandert, „Strömling“. „Kelsnider“, Kehlabschneider. „Spanfelder“, von spannen und Feld, Jemand, der im Felde lebt und langsam, gleichsam mit Spannen ausmessend, sich ähnlich der Spannraupe fortbewegt, um von Ort zu Ort zu betteln. Aus diesem „Spanfelder“ ist das spätere rothwälsche „Schwamfelder“ entstanden, was auch Bettler bedeutet. Zu Ende des 15. Jahrhunderts war das Rothwälsche schon eine gangbare Sprache unter jenem Gesindel, das nach dem Berichte des Baseler Kaplans J. Knebel in seiner Chronik vom Jahre 1475 am Oberrhein hauste, sich vom Bettel, Raub und Mord nährte und sich auf Rothwälsch nach den verschiedenen Arten seines Erwerbes benannte. Eine damalige Bekanntmachung des Baseler Rathes unterschied „26 Nahrungen“ dieses Gesindels und warnte die Bürger. Der kaiserliche Rath und Pfalzgraf Sebastian Brant, bekannt als Verfasser des „Narrenschiffs“, der um jene Zeit in Basel lebte,

hatte sich nähere Kenntniß von diesem Gefindel und seiner Sprache verschafft, und in seinem ebengenannten „Narrenschiffe“ vom Jahre 1494 widmete er ihm einen eigenen Abschnitt. S.

Königlicher Wein. — Königin Elisabeth, welche ein großes Interesse für Obstkultur zeigte, hatte Anweisung erteilt, auf einer ihrer Besitzungen Wein zu bauen. Der Wein wurde gefeiltert und auf Befehl der Königin dem Hofmeister der erste Becher geschickt. Das Getränk war aber so sauer, daß der Hofmeister den genommenen Schluck sofort wegspritzte. „Das ist der Königin Wein,“ sprach der Diener vorwurfsvoll, „den darf man nicht verachten.“ — „Ist es der Königin Wein,“ antwortete Jener, „so soll auch Niemand davon trinken, als die Königin selber.“ Mit dem Weinbau ließ es die Königin nun bewenden. W.

Das Scharlachrennen, oder das Fest der laufenden Pferde ist eine Alt-Wienerische Volksbelustigung, die uns Schlager in seinen „Wiener Skizzen“ sehr eingehend schildert. Das Fest entstand unter Albrecht III., als er 1382 die den Wienern schon früher zugestandene Freiheit, zwei Jahrmärkte in der Stadt abhalten zu dürfen, bestätigte und zugleich beifügte: „Auch soll man ingleichen derselben Jarmarkt ainen Scharlach rennen, also, wer der erst dartzu ist, das deß der Scharlach sei; was man auch darauf Laufferpherd zu denselben Jarmärkten bringet, die sullen mantfrei gen.“ Seitdem wurde diese Volksbelustigung zweimal des Jahres, nämlich am Christi Auffahrtstage im Mai und am Katharinentage im November, abgehalten. Schon am Vortage verkündete ein Ausrufer, von einem Trompeter begleitet, auf der Altane des Schrammengebäudes das Abhalten des Rennens und die dabei zu gewinnenden Preise; dann wurden die laufenden Pferde im Rathhause aufgezeichnet und die Gebühr für jedes mit einem ungarischen Gulden erlegt. Am Festtage selbst setzte sich mit frühestem Morgen der Zug von der Stadt nach St. Marx (Markus) in schönster Ordnung in Bewegung. Voraus ritt der

Stadttrompeter mit dem Ausrufer, hierauf kamen die geschmückten wettklaufenden Pferde, deren Zahl gewöhnlich von vier bis auf zehn stieg, mit ihren Führern; dann die wettklaufenden Männer und Frauen. Sonach folgten die jungen (erst aufgenommenen) Bürger, die Armbrust-, Büchsen- und Hackenschützen in Reih und Gliedern mit ihren Fahnen, Pfeisern und Spiel-leuten; die Träger der Preise, als des scharlachrothen Tuches, der beiden Stücke Barchent, der Spansau und seit 1485 auch der „neuen“ Armbrust, welche als Preis der Hannsgraf dazu gab; endlich der Bürgermeister im Gallaharnisch und die mit goldenen Ehrenketten und Kleinoden behangenen Rathsherren zu Pferde. Indessen wurde auch zu St. Marx Alles zu dem Feste vorbereitet, die Stange gut befestigt, woran dann das Scharlachtuch aufgehängt ward, und die Stricke gespannt zum Loslassen der konkurirenden Pferde und der wettkrennenden Personen. Hier angekommen, nahm dann der Bürgermeister und Stadtrath Platz an einem Tische, die bewaffnete Bürgerschaft stellte sich auf, um Ordnung zu machen; der Scharlach wurde neuerdings ausgerufen, das Zeichen gegeben und das Wettklaufen begann im Umkreise des noch heute so genannten oberen und unteren Rennweges (eine schöne Straße in dem dritten Bezirk der Vorstadt „Landstraße“). Für das schnellste Pferd war das Scharlachtuch, gewöhnlich im Werthe von 22 bis 30 Pfund Wiener-Pfennige; für das zweite und dritte eine Armbrust im Preise von 2 Pfund 7 Schillingen und die Spansau bestimmt. Die Gaben für die wettklaufenden Männer und Frauen bestanden in den zwei Stücken Barchent. In gleicher Ordnung kehrte nach vertheilten Preisen der Zug in die Stadt zurück, wo dann um zehn Uhr (der damaligen, selbst bei Hof gewöhnlichen Stunde des Mittagessens) ein Freudenmahl bei dem Bürgermeister das Fest beschloß. Die Drangsale der ersten Belagerung Wiens durch die Türken machten im Jahre 1529 dem Scharlachrennen für immer ein Ende. L. v. B.

Künstliche Vanille. — Der Körper, welchem die Vanille die eigentliche Würze und daher auch den Werth verdankt, ist das Vanillin, ein schneeweißer Stoff, welcher aus der Schale der besten Vanillesorten in Masse herausquillt und ihre runzelige Oberfläche mit dem glitzernden Ueberzuge bedeckt („bereifte Vanille“), den man darum mit Recht als ein Kennzeichen der guten Vanille angesehen hat und bei schlechten Schoten künstlich nachzuahmen sucht. Anfangs hielt man diesen Stoff für Benzoesäure, später für Zimmtsäure, endlich für Cumarin, dem Riechstoff des Waldmeisters, einiger Gräser (*Milium effusum*, *Anthroxanthum oderatum*, *Hierochloa oderata*) und der Tonkabohne, bis man erkannte, daß er ein eigenthümlicher Stoff sei, den man Vanillin nannte. Gute Vanillesorten enthalten $1\frac{1}{2}$ — $2\frac{1}{2}$ Prozent Vanillin. Die reine Substanz ist nun im letzten Jahre in den Handel gekommen, war aber nicht aus Vanille ausgezogen, was schon daraus hervorgeht, daß sie billiger angeboten wurde, als jene. Zwei Chemiker, Wilhelm Haarmann und Ferdinand Thiemann, Schüler des berühmten Berliner Chemikers A. W. Hoffmann, haben nämlich ein Verfahren entdeckt, diese kostbare Würze aus einem in unseren Nadelhölzern reichlich enthaltenen Stoff künstlich darzustellen. Sie stehen hierin auf den Schultern des Forstraths Th. Hartig, der schon vor fünfzehn Jahren im Saft des Lärchenbaumes einen bis dahin nicht gefannten Stoff nachwies, der sich in den meisten Nadelhölzern oder Coniferen wiederfindet und deshalb Coniferin genannt wird. Ein anderer Chemiker, W. Rubel, bemerkte schon 1866, als er den gereinigten Stoff mit Säuren behandelte, einen unverkennbaren Vanillegeruch, aber erst den beiden obengenannten Chemikern blieb es vorbehalten, den gemeinen Nadelholzstoff durch Oxydationsmittel in das kostbare Vanillin umzuwandeln. Dr. Haarmann betreibt jetzt die künstliche Herstellung des Vanillestoffes in Holzminden in größerem Maßstabe und bringt ihn sowohl rein

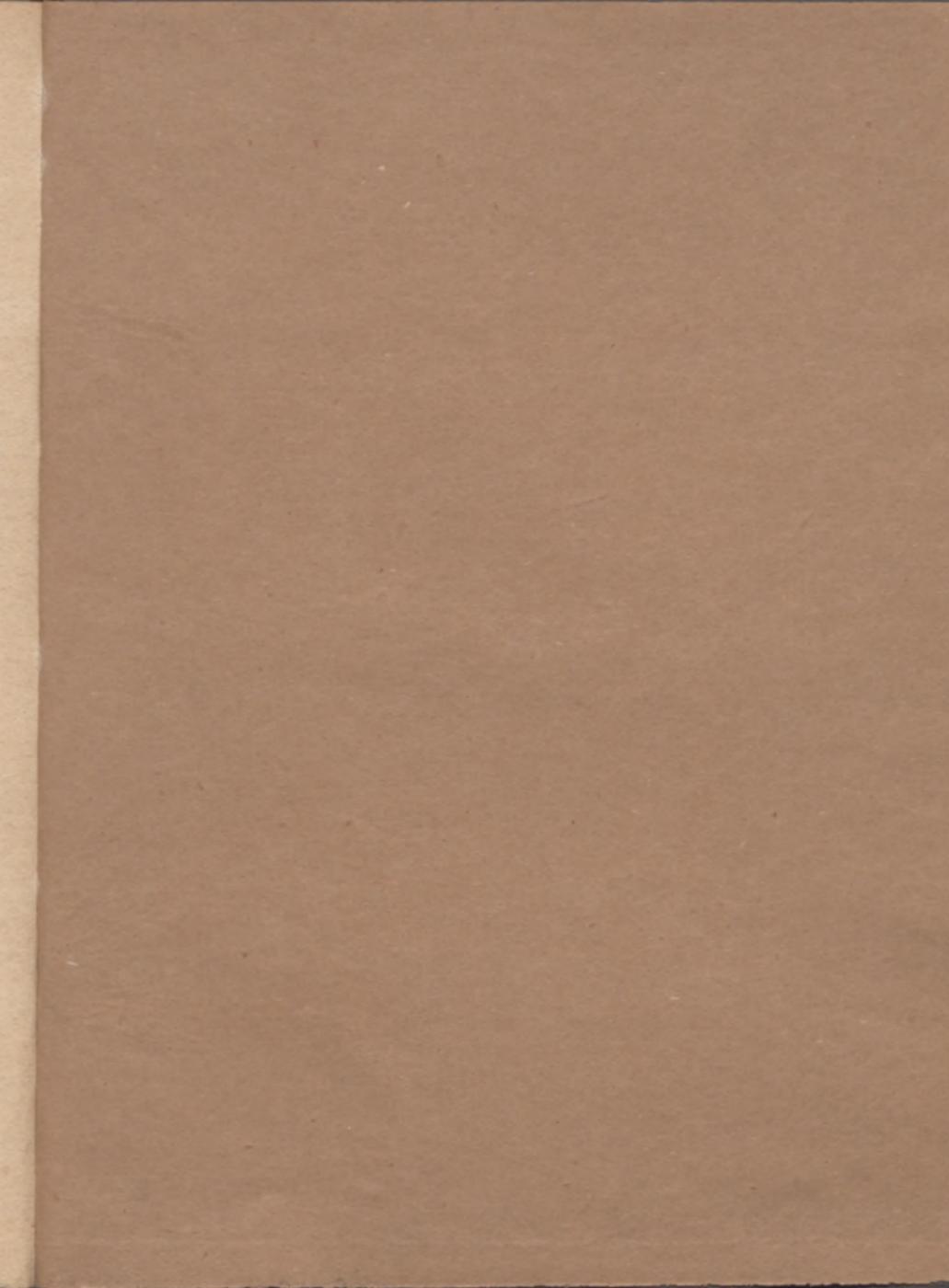
als mit Zucker verrieben in den Handel. Das künstliche Vanillin hat einen verhältnißmäßig schwachen Geruch, weit schwächer als die Vanille, die noch ein scharf riechendes Del enthält; eine Lösung von reinem Vanillin schmeckt aber feiner als ein Auszug von Vanille.

Neuere Untersuchungen eröffnen die Aussicht, daß sich das Vanillin als Nebenprodukt bei der Papierfabrikation (bekanntlich verwendet man dazu den Holzstoff) und auch aus den Bestandtheilen des Holztheers wird herstellen lassen, wodurch dann die kostbare Würze noch mehr im Preise sinken würde. R. Sch.

Von Nasr-eddin, dem türkischen Eulenspiegel, werden gleichwie von unserem eine Masse Schwänke erzählt. Das Büchlein, das sie erzählt, ist im ganzen Orient Volksbuch. Welcher Art seine Streiche waren, mag der folgende lehren. Eines Tages entlich er von einem Nachbar einen Kessel, und nachdem er ihn gebraucht, legte er in den Kessel eine kleine Schüssel und brachte ihn so dem Eigenthümer zurück. Der Nachbar sah die Schüssel in dem Kessel und fragte: „Was ist das?“ — „Der Kessel hat geboren!“ antwortete Nasr-eddin. — Der Nachbar behielt die Schüssel. Nach einiger Zeit entlich Nasr-eddin den Kessel abermals, brachte ihn in sein Haus und benützte ihn. Der Herr des Kessels wartete auf dessen Rückgabe mehrere Tage, dann aber kam er zu Nasr-eddin. „Was willst Du?“ fragte dieser. — „Ich will meinen Kessel!“ — „Mögest Du gesund bleiben! Der Kessel ist gestorben!“ — „Stirbt denn je ein Kessel?“ fragte darauf der Eigenthümer zornig. — „Da Du doch geglaubt hast, daß der Kessel geboren habe und hast die kleine Schüssel behalten, willst Du jetzt nicht glauben, daß er gestorben ist?“ G. Sp.

Her ausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein









Biblioteka Główna UMK



300020173770